

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 42

Mit 86 Abbildungen



1988

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

ZB 4772, 42. 1988 LS-BW

0640, 42

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS LUDWIGSBURG E. V.

Ludwigsburger
Geschichtsblätter

1988



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Offsetdruck Karl Stiller, Remseck 2

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 7140 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Das Schicksal der Ludwigsburger Synagoge – Ein Beitrag zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Ludwigsburg. Von <i>Wolfgang Läßle</i>	7
Der Marbacher Lateinschullehrer Simon Studion (1543–16?) und die Anfänge der württembergischen Archäologie. Von <i>Eberhard Kulf</i>	45
Der ehemalige Marbacher Stadtwald bei Siebersbach 1680–1794. Von <i>Reinhard Wolf</i>	69
Der Enzweihinger Schulmeister Gottlieb Mittelberger – ein schwäbischer Amerikareisender im 18. Jahrhundert. Von <i>Manfred Scheck</i>	143
Feudalismus und Wirtschaft – Anmerkungen zur Geschichte Ludwigsburgs. Von <i>Berthold Leibinger</i>	175
Asperg im 2. Weltkrieg. Aus den Erinnerungen des Bürgermeisters Hermann Käser †	183
Berichte und Notizen Veranstaltungen des Historischen Vereins 1987/88 (<i>Markus Otto</i>)	187
Rückblick auf das Jahr 1987 (<i>Herbert Saar</i>)	197
Buchbesprechungen	213
Bildnachweis	223
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1988	224

Vorwort

Der Historische Verein ließ sich im vergangenen Oktober von Herrn Theobald Nebel, dem wohl besten Kenner der Geschichte der Freudentaler Israeliten, durch Freudentals Synagoge, jüdischen Friedhof und das Brauchtum seiner einstigen jüdischen Bürger führen, und er veröffentlicht in diesen Ludwigsburger Geschichtsblättern an erster Stelle eine Arbeit von Herrn Stadtarchivar Wolfgang Läßle über die Ludwigsburger Synagoge. Mit der Exkursion gedachte und mit der Veröffentlichung gedenkt der Verein der sogenannten »Reichskristallnacht« vor fünfzig Jahren, dem Beginn eines planmäßigen Genocids.

Die Ereignisse der Novembertage 1938 sind nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. Nichts zeigt dies eindrücklicher als die Versuche unserer Tage, den Ereignissen »gerecht« zu werden, sie zu erklären und zu zeigen, wie es dazu kommen konnte. Alle Versuche bleiben Wagnis, nicht nur für den Historiker, sondern erst recht für den Politiker. Der Fall des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger ist exemplarisch. Er scheiterte in dem redlichen Bestreben, eine Erklärung zu liefern, hielt vor dem Bundestag eine mißverständliche Gedenkrede und stürzte darüber.

In der Tat: der Umgang mit diesem Teil unserer jüngsten Geschichte ist problematisch. Über das, was den Juden in unserem christlichen Lande zugefügt wurde und über das Schweigen, mit dem der weitaus größte Teil unseres Volkes den Pogromen zusah, regt sich die Scham. Sie nimmt uns die Unbefangenheit, umso mehr, als wir wissen, daß viele von denen, die in die Judenverfolgung involviert waren, noch leben. Auch regt sich die Frage, ob die Anteilnahme, die heute gemeinhin gegenüber dem jüdischen Leid bezeugt wird, lauter ist, nämlich von »Umkehrdenken« regiert, und nicht Mode und eine bequeme dazuhin. Zweifel sind angebracht. Probe auf die Lauterkeit könnte sein, wie wir uns zu jenen Menschen verhalten, die heute in der Gefahr sind, die »Anderen« oder »Andersartigen« zu sein und ins Ghetto ausgegrenzt zu werden. Und schließlich bewegt die Frage, ob die Art und Weise, wie wir uns heute mit den Juden befassen, lautere Absicht unterstellt, nicht zu dem fatalen Ergebnis führt, sie wiederum als »Andere« zu sehen und nicht als das, was sie sind, nämlich »Menschen wie du und ich.«

Der hier nur angedeuteten Problematik kann nicht ausgewichen werden, wenn das, was 1938 seinen Anfang nahm und 1945 endete, fünfzig Jahre nach den Synagogenschändungen sinnvoll bedacht werden soll.

Unsere Geschichte erschöpft sich nun freilich nicht in den Jahren des »Dritten Reiches«. Aufatmend sei's gesagt. Und so enthalten diese Ludwigsburger Geschichtsblätter auch Beiträge, insbesondere Lebensbilder aus anderen Geschichtsperioden, die distanzierter und gelassener betrachtet werden können als jene oben erwähnte Periode, obwohl sie bewegender und erregender Geschehnisse durchaus nicht ermangeln. Wer sie liest, wird es bestätigen finden.

Den neuen Ludwigsburger Geschichtsblättern viele Freunde!

VORWORT

Die historische Kritik hat sich im vergangenen Jahrzehnt ein hohes Maß an Freiheit und Unabhängigkeit erworben. Sie hat sich von der Fessel der dogmatischen Vorurteile gelöst und hat sich der freien Forschung gewidmet. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen.

In der Tat hat die Wissenschaft in diesem Teil unserer Tage einen großen Schritt gemacht. Sie hat sich von der Fessel der dogmatischen Vorurteile gelöst und hat sich der freien Forschung gewidmet. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen.

Das hat die neue wissenschaftliche Methode ermöglicht. Sie hat sich von der Fessel der dogmatischen Vorurteile gelöst und hat sich der freien Forschung gewidmet. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen. Sie hat sich der Aufgabe gestellt, die Vergangenheit in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu rekonstruieren und sie in ihrer ganzen Bedeutung zu verstehen.

Im November 1912

Dr. Wolfgang Stegmüller

Das Schicksal der Ludwigsburger Synagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Ludwigsburgs

Von Wolfgang Läßle

50 Jahre sind vergangen, seitdem im November 1938 die meisten Synagogen in Deutschland von Mitgliedern und Anhängern der NSDAP und SA angezündet und zerstört worden sind. Diese barbarische Tat war ebenso Ergebnis eines menschenverachtenden Rassenwahns wie Auftakt zu systematischer Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung.

Am 10. November 1938 wurde die Ludwigsburger Synagoge in Brand gesetzt und einige Tage später gesprengt. Allein 56 jüdische Bürger aus Ludwigsburg fielen während des Dritten Reichs dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer.¹

Die folgende Darstellung möge dazu beitragen, daß das Unrecht, das der jüdischen Gemeinde in Ludwigsburg zugefügt wurde, nicht in Vergessenheit gerät.

Die Anfänge der jüdischen Gemeinde

Der Ludwigsburger Stadtgründer Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733) nahm zu Beginn des 18. Jh. jüdische Handelsleute als Hoffaktoren auf. Seine Nachfolger bedienten sich ebenfalls dieser Hoffinanciers.² Herzog Carl Alexander (1684–1737) erteilte 1736 seinem Hoffaktor Joseph Süß Oppenheimer, gen. Jud Süß, die Vollmacht, »etlich jüdische Familien, von deren guter Conduite er versichert sei« die Niederlassung in Stuttgart und in Ludwigsburg zu ermöglichen.³ Oppenheimer⁴, der sich eine Zeitlang in Ludwigsburg aufhielt, besaß von 1734 bis 1737 das von Hauptmann Fritzlen 1726 erbaute Haus Mömpelgardstraße 18⁵, wo er auch eine »Privatsynagoge« besessen haben soll.⁶ Am Ertrag der 1736 in Ludwigsburg gegründeten Tabakfabrik, die der Herzog an kurpfälzische Schutzjuden⁷ verpachtet hatte, war Oppenheimer wesentlich beteiligt.⁸

Allem Anschein nach waren im 18. Jh. Juden in Ludwigsburg immer nur kurze Zeit ansässig. Nach dem Ableben Herzog Carl Alexanders und der Hinrichtung Oppenheimers im Jahre 1738 erreichten die württembergischen Städte im Landtagsabschied von 1739 die Ausweisung der Juden, was aber nur zum Teil in die Praxis umgesetzt wurde.⁹ Offiziell war es ihnen danach – eine Ausnahme bildeten die Hofjuden – nur noch in wenigen Gemeinden, zu denen z. B. Freudental und Aldingen gehörten, gestattet, als Schutzjuden auch weiterhin zu wohnen.¹⁰ In den Ludwigsburger Seelenregistern sind Namen jüdischer Familien noch bis 1764 enthalten.¹¹

Erst um 1800 werden in den Unterlagen des Stadtarchivs Ludwigsburg wieder jüdische Einwohner erwähnt.¹² 1803 lebten vier jüdische Familien in der Stadt.¹³

1805 wurde in Württemberg die ständische Verfassung abgeschafft, wodurch auch die Regimentsordnung von 1498 wegfiel, welche die »Ausschließung« der



Im Gebäude Mömpelgardstraße 18 hatte Joseph Oppenheimer, gen. Jud Süß, angeblich einen privaten Betraum. Foto von 1953.

Juden festlegte. Bis zum »Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen« von 1828, in dem der seitherige Sonderstatus der Schutzjuden aufgehoben wurde und die Juden formell die gleichen Rechte und Pflichten wie die christlichen Untertanen erhielten, regelte eine Reihe von Einzelverordnungen die allmählich sich anbahnende Gleichstellung der Juden mit den übrigen Einwohnern. Entsprechende Verordnungen erlaubten ihnen beispielsweise seit 1807, Häuser und Liegenschaften zu erwerben oder, seit 1809, ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben und in Zünfte einzutreten. Die völlige Gleichstellung von Juden und Christen wurde in Württemberg jedoch erst durch die gesetzlichen Revisionen von 1864 erreicht.¹⁴

Im Zusammenhang mit der 1832 in Kraft getretenen Verordnung über die »kirchliche Eintheilung der Israeliten des Königreichs« in Gemeinden und Rabbinate wurden die Juden in Aldingen und die in Ludwigsburg zu einem gemeinsamen Vorsteheramt mit Sitz in Aldingen, das zum Rabbinat Stuttgart gehörte, vereinigt. Allerdings war es den Juden in Ludwigsburg gestattet, einen eigenen Filialgottesdienst abzuhalten.¹⁵

Mit Wirkung vom 1. Juli 1849 entsprach das Ministerium des Kirchen- und Schul-Wesens der Bitte der Ludwigsburger Juden »um Trennung von der Aldinger Kirchengemeinde und Erhebung zu einer selbständigen Kirchengemeinde«, die dem Rabbinatebezirk Stuttgart unterstellt wurde.¹⁶ Damals bestand die israelitische Gemeinde Ludwigsburgs aus 15 Familien.¹⁷

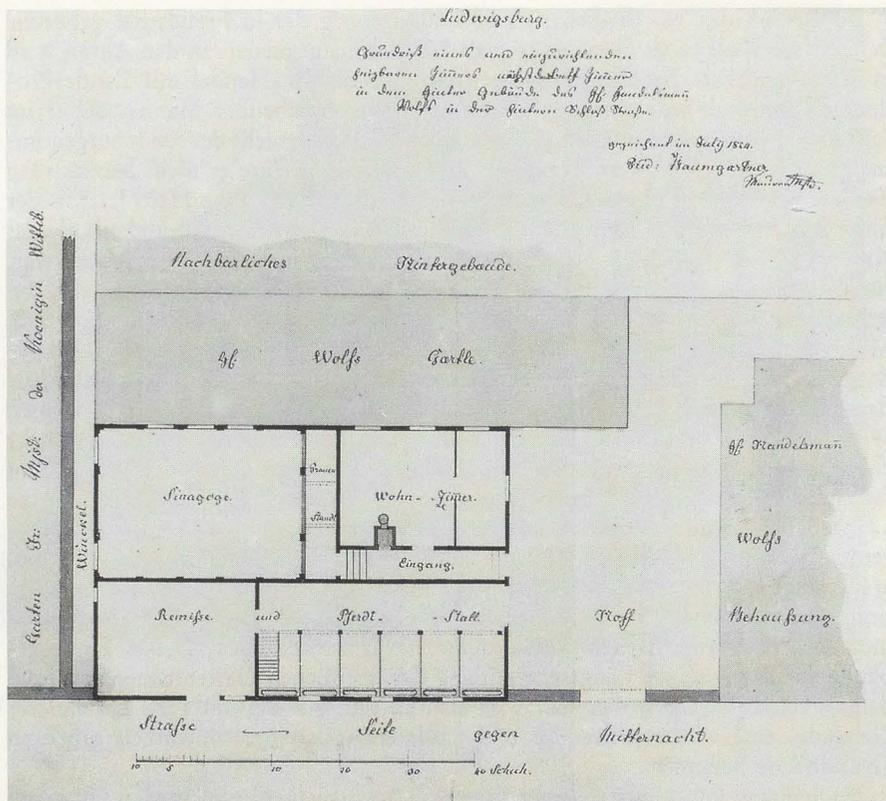
Zu Beginn des 19. Jh. ließ sich in Ludwigsburg der in Freudental geborene Schutzjude Wolf Judas (1776–1854) als Handelsmann nieder. In den Akten wird er als »Capitalist« bezeichnet. Er betrieb »SpeculationsHandel mit LandesProducten« und galt »als ein ganz geordneter – wohlhabender Mann«, als er im Jahre 1828, zusammen mit seiner Familie, in das Bürgerrecht der Stadt aufgenommen wurde.¹⁸ Er muß vermögend gewesen sein, sonst hätte er nicht bereits 1817 das »der gnädigsten Herrschaft zugehörige vormalige Bekische Haus [...] in der hintern Schloß-Straße« samt »Hof [...], PferdsStall zu 23 Pferden und ein kleines Kuchen Gärtlen«, das im öffentlichen Aufstreich zum Verkauf angeboten war, für die stattliche Summe von 6210 fl. erwerben können. Es handelt sich dabei um kein geringeres Gebäude, als das eingangs erwähnte frühere Palais von Jud Süß, Mömpelgardstraße 18.¹⁹ Freilich läßt sich nicht mehr feststellen, warum Wolf Judas, der übrigens infolge des Israelitengesetzes von 1828 den Familiennamen Jordan angenommen hat, gerade dieses Haus kaufte.²⁰ In seinem 1817 erschienenen Werk »Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen« erwähnt Memminger ein »Betzimmer«, das die Juden in Ludwigsburg hatten.²¹ Ob sich dieser Raum im Gebäude von Wolf Jordan befand, ist nicht bekannt.²² Fest steht, daß Jordan 1824 bei der Stadt um »Einrichtung eines heizbaren Zimmers und eines unheizbaren BetSaals in sein Hinter Gebäude« am »Weg zur Obermühlin« (später »Mayererei Strasse«, heute Rosenstraße) nachsuchte. Nachdem die »Bauschau Deputations-Mitglieder« der Stadt die örtlichen Gegebenheiten in Augenschein genommen und überprüft hatten, wurde dem Antrag stattgegeben. Dieses Hintergebäude stand mit seiner Längsseite entlang der nördlichen Gartenmauer und muß damals relativ neu gewesen sein²³, da sich an seiner Stelle um 1788 ein anderes Gebäude, eine »Gutschenremise und Stallung«, mit einer wesentlich größeren Grundfläche befand.²⁴

Nach einem von Maurermeister Friedrich Baumgärtner gezeichneten Grundriß von 1824 war das Hintergebäude rund 60 Schuh lang und rund 40 Schuh breit. Die Gebäudehälfte entlang der nördlichen Gartenmauer enthielt eine »Remise« und einen »Pferdt-Stall« mit separaten Eingängen.

Der gegen Süden gelegene Gebäudeteil hatte seinen Eingang auf der Westseite. Von diesem führte, entlang des »heizbaren Zimmers« (Schulzimmer), ein schmaler Flur über drei Stufen zur »Synagoge« mit einem davor liegenden »Frauen Standt« hinauf. Die Synagoge (Männerraum) war etwa 30 Schuh lang und rund 20 Schuh breit, nach Osten hatte sie zwei, nach Süden drei Fenster. Unter dem Dach des aus Holz erstellten Hintergebäudes befand sich ein »HeuMagazin«.²⁵

Bedauerlicherweise liegen nur wenige Informationen über diese Synagoge vor. Wir wissen aber, daß sie Wolf Jordan, der in den Akten um 1838 als Vorsteher der israelitischen Gemeinde Ludwigsburgs genannt wird, als Gemeindesynagoge vermietete.

1828 erhielt er für die Benutzung 90 fl., um das Jahr 1840 allerdings nur noch 55 fl. 1832 findet sich in den Akten der Hinweis, daß die Synagoge »schön u[nd] vollständig ausgestattet, sehr geräumig« sei. Das Schulzimmer wurde nur für den Religionsunterricht benutzt, da die israelitischen Kinder die »christlichen Lehranstalten« in Ludwigsburg besuchten.²⁶ Nahezu sechs Jahrzehnte fanden in dieser Synagoge, die von der Familie Jordan spätestens 1848 der israelitischen Gemeinde unentgeltlich überlassen worden war, Gottesdienste statt. Als dann auf 1. September 1883 ein Erbe den Synagogenraum aufkündigte, stellte Rebekka Elsas, die

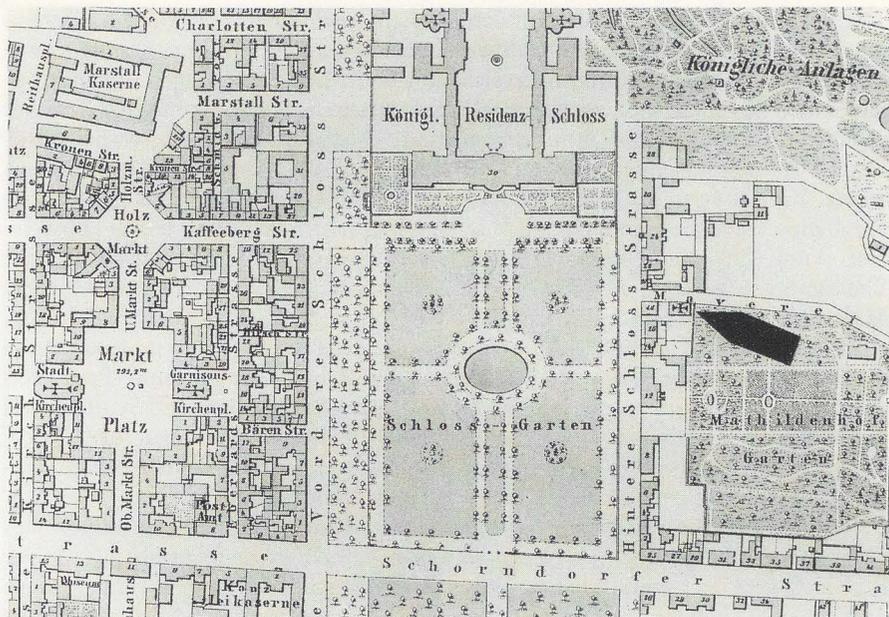


Das Hintergebäude (Mömpelgardstraße 18) diente von 1824 bis 1883
 als Synagoge. Grundriß von 1824.

Witwe des 1876 verstorbenen jüdischen Fabrikanten Benedikt Elsas, ein Zimmer ihres Hauses, Marstallstraße 4, vorläufig für Gottesdienste zur Verfügung.²⁷ Nach Aufgabe der Synagoge in der Mömpelgardstraße dürfte das Hintergebäude zunächst überwiegend als Fabrikationsstätte und Lager von Militärbekleidungsartikeln – in der ehemaligen Synagoge befand sich ein »Packraum« – genutzt worden sein.²⁸ In späteren Jahren diente es als »Pferdestall« und »Heustadel«.²⁹ Abgebrochen wurde es in den Jahren 1919/20.³⁰

Der Bau der neuen Synagoge

Mit dem Gedanken, eine eigene Synagoge zu erbauen, befaßte sich die israelitische Gemeinde Ludwigsburgs nicht erst seit der Kündigung ihrer langjährigen Synagoge in der Mömpelgardstraße. Da diese Synagoge für die stark angewachsene Gemeinde, die 1875 bereits aus 172 Mitgliedern bestand, nicht mehr genügte, war der Bau einer neuen Synagoge unumgänglich geworden. Ein großer



Die Lage der Synagoge an der »Mayeri Strasse« (heute Rosenstraße) auf einem Stadtplan (Ausschnitt). 1879.



Im Gebäude Marstallstraße 4 befand sich 1883/84 ein Betsaal der jüdischen Gemeinde. Foto um 1900.

Teil der Gemeindemitglieder gründete deshalb 1876 einen Synagogenbauverein. Nach den Vereinsstatuten hatten die Mitglieder einen jährlichen Beitrag von 4 Mark zu entrichten. Man erhoffte sich, mit den Mitgliedsbeiträgen und mit zusätzlichen Spenden das notwendige Geld zusammenzubekommen. Aber erst nachdem die ursprüngliche Muttergemeinde Aldingen aufgrund »oberbehördlicher« Anweisung einen größeren Betrag beigesteuert hatte, waren die finanziellen Voraussetzungen zum Erwerb des Bauplatzes gegeben.³¹ Das israelitische Kirchenvorsteheramt, dem damals Vorsänger Abraham Schmal³², ferner Jakob Israel, Adolf Levi und Samuel Dreyfuß angehörten, war, unterstützt durch eine Baukommission, für die organisatorische Betreuung des Vorhabens zuständig.³³ Mitte Dezember 1883 konnte dann von Werkmeister Heinrich Kirschner ein Teil – insgesamt 7 a 28 qm (Ecke Alleen- und Solitudestraße) – seines in den äußeren Seegärten gelegenen Grundstücks (ehem. Weißscher Garten) zum Preis von 3348,80 Mark gekauft werden. Kurz darauf wurde Werkmeister und Stadtrat Paul Baumgärtner mit der Fertigung der Baupläne für die Synagoge betraut.³⁴ Allerdings stammt der Entwurf von seinem ältesten Sohn Fritz, der übrigens in Ludwigsburg zahlreiche bedeutende Bauten erstellt hat.³⁵

Der für die Überprüfung des Baugesuchs zuständige »höhere Techniker« des Oberamts Ludwigsburg gab folgendes Urteil über den Bauplan ab: »[...] Der Plan ist zweckmäßig und architectonisch einfach, schön stylisirt in seiner innern und äußern Darstellung [...] Das Baumaterial ist durchaus gut gewählt, und es ist dadurch die Dauerhaftigkeit des Gebäudes und seine Einrichtung gesichert [...]« Die Israelitische Oberkirchenbehörde erteilte schließlich am 11. Februar 1884 die Genehmigung zum Bau der Synagoge nach dem ihr vorgelegten Bauplan.³⁶ Bereits am Montag, 17. März 1884, erfolgte der erste Spatenstich. Zwei Tage später wurden die Umfassungsmauern der Synagoge ausgesteckt und das Schnurgerüst aufgemacht. Die Ostseite verlief parallel mit der Baulinie der Solitude- und die Langseite gleichlaufend mit der Baulinie der Alleenstraße. Das Gebäude wurde an beiden Straßen hinter die Baulinie um rund 2 bzw. 4 m zurückversetzt. Das Baugrundstück mußte auf Straßenniveau aufgefüllt werden, außerdem war eine Korrektur der Alleenstraße notwendig.

Die Synagoge sollte so schnell wie möglich fertiggestellt werden, da die israelitische Gemeinde bereits im Herbst ihr Erntedankfest, das sogenannte Laubhüttenfest (Sukkot), im neuen Gotteshaus begehen wollte. Bis auf zwei wurden sämtliche Gewerke an Handwerker aus Ludwigsburg vergeben. Das Hauptgeschäft, die Maurer- und Steinhauerarbeiten, hatte Werkmeister Baumgärtner zu besorgen.³⁷

Nicht als antisemitische Ausschreitung, sondern als grober Unfug dürfte wohl folgender Vorfall, der sich im April 1884 auf dem an der Alleenstraße gelegenen Steinhauerplatz von Werkmeister Baumgärtner ereignete, zu bewerten sein. Dort wurden nämlich eines Nachts zahlreiche fertig bearbeitete, für den Synagogenbau bestimmte Steine umgeworfen und zerstört. Unbekannt ist, ob die Täter, es mußten mindestens zwei gewesen sein, gefaßt werden konnten.³⁸

Nach den Voranschlägen sollte der Bau der Synagoge, wobei die Umzäunung einbezogen war, rund 42 000 Mark kosten. Diese Summe war durch einen staatlichen Zuschuß in Höhe von 2500 Mark und ein innerhalb von 40 Jahren zu bezahlendes Darlehen, von dem Mitglieder der israelitischen Gemeinde 25 000 Mark und die Oberamtskasse den Rest zur Verfügung gestellt hatten, gedeckt. Dies war

N^o 662

am 28. März 1884

Stob. 20.
II. H^{er}

Das
Ministerium
 des Kirchen- und Schul-Wesens
 an

an den H^{errn} Oberconsul Ludwigsburg.

Die H^{errn} Oberconsul Ludwigsburg haben die H^{errn} Minister des Kirchen- und Schulwesens
 in Betreff der Bewilligung eines Staatsbeitrages zum Bau der neuen Synagoge in
 Ludwigsburg, die am 28. März 1884
 in Betreff der Bewilligung eines Staatsbeitrages zum Bau der neuen Synagoge in
 Ludwigsburg, die am 28. März 1884

In Auftr.

Die H^{errn} Minister des Kirchen- und Schulwesens
 in Betreff der Bewilligung eines Staatsbeitrages zum Bau der neuen Synagoge in
 Ludwigsburg, die am 28. März 1884

Die H^{errn} Minister des Kirchen- und Schulwesens
 in Betreff der Bewilligung eines Staatsbeitrages zum Bau der neuen Synagoge in
 Ludwigsburg, die am 28. März 1884

R

ad arte,
R

Lith. com.

Bewilligung eines Staatsbeitrages zum Bau der neuen Synagoge. 1884.

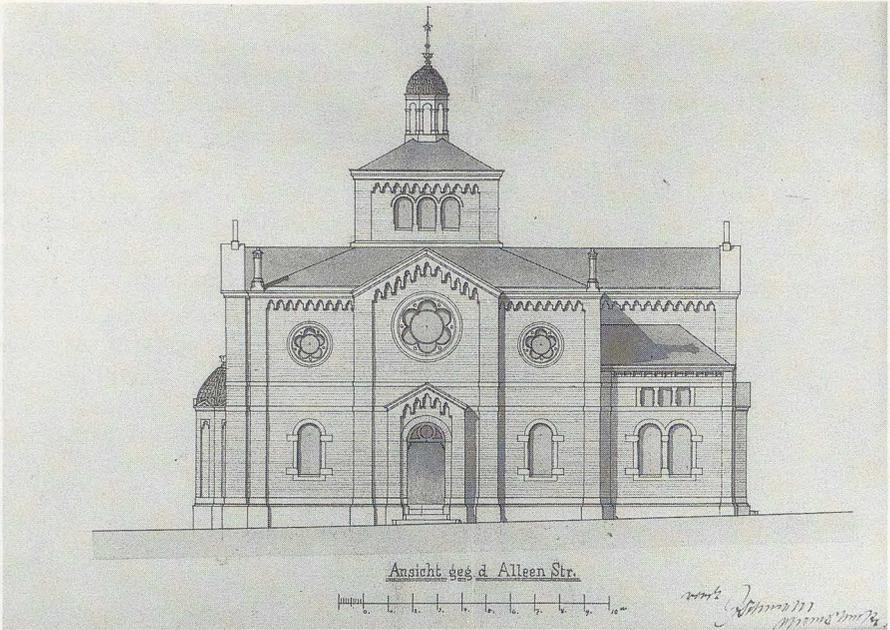
aber nur deshalb möglich, weil sich 24 Gemeindemitglieder bereit erklärten, das Geld vorzustrecken, nachdem die Suche nach anderen Finanzierungsmöglichkeiten nicht den erhofften Erfolg gebracht hatte.³⁹ Die selbstlose Opferbereitschaft der israelitischen Gemeinde bezog sich aber auch auf die innere Ausstattung der Synagoge. So sammelte z. B. der israelitische Frauenverein Geld, um die beiden prachtvollen, mit reicher Goldstickerei geschmückten Thoravorhänge, der eine aus rotem Samt, der andere aus weißem Atlas, anzuschaffen. Diese konnten, ebenso wie einige Thoramäntelchen von der damals recht bekannten Neffschen Ornatfabrik in Biberach bezogen werden. Weitere Thoramäntelchen stammten aus der Ornatstickerei der Geschwister Wertheimer in München. Der israelitische Wohltätigkeitsverein stiftete den vergoldeten Kronleuchter mit 25 Flammen, der in der Mitte der Synagoge hing. Die Jungfrauen der Gemeinde schenkten einen kostbaren Pokal aus Silber. Wertvoller silberner Thoraschmuck sowie weitere Einrichtungsteile waren ebenfalls Geschenke von Gemeindemitgliedern bzw. auswärtigen Freunden.⁴⁰

In der deutschen Synagogenarchitektur⁴¹ finden sich verschiedene Stilrichtungen: Im 19. Jh. kam z. B. der neuislamische bzw. maurische Stil auf. Man ging davon aus, daß sich die alten Israeliten bei ihrem Tempel in Jerusalem, dessen Gedächtnis die Synagogen wachhalten sollten, durch den Baustil der Araber beeinflussen ließen. Daneben gab es aber auch Synagogen, deren Architektur sich dem jeweiligen örtlichen Baustil anpaßte. Vielfach waren Mischformen unterschiedlicher Baustile anzutreffen.

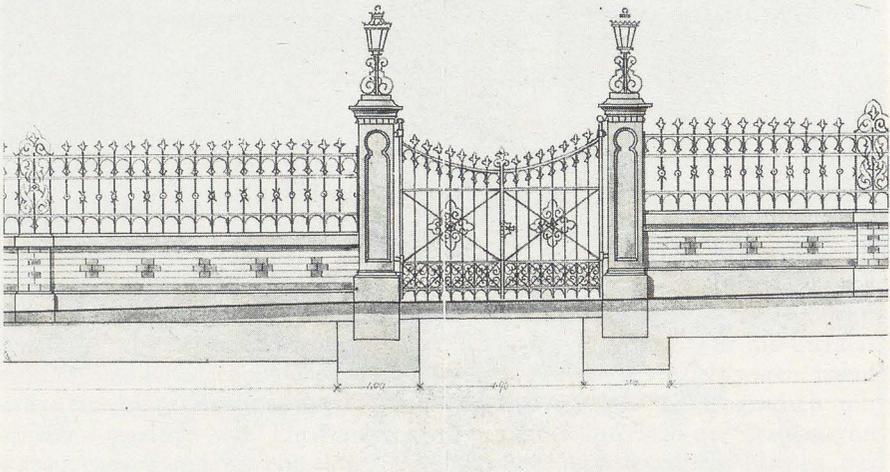
Die Ludwigsburger Synagoge war ein typischer Bau des Historismus, der sich überwiegend am romanischen Baustil (z. B. Rundbögen) orientierte, allerdings waren auch maurische Stilelemente vertreten (Apsis). Es war ein massiv erstelltes, nach Osten ausgerichtetes Gebäude (Zentralbau) mit quadratischem Grundriß (rund 15 × 15 m), das den sogenannten Männerraum mit zwei Frauenemporen enthielt. Vorgelegt war ein quereckiger zweigeschossiger Westbau. Nach dem Baugesuch hatte das gesamte Gebäude eine Länge von rund 23 m und eine Breite von ca. 15 m. Vom Sockel bis zur Metallspitze (Blitzableiter) der Lichtlaterne war die Synagoge knapp 18 m hoch, wodurch sie, den religiösen Vorschriften entsprechend, die Häuser der Nachbarschaft überragte. Außen war das Gebäude vertikal durch Lisenen und Mittelrisalite gegliedert. Als horizontalen Schmuck wies die Fassade in halber Höhe ein Doppelgesims aus hellbraunem Sandstein auf. Der behauene Sockel (Werkstein) war ebenfalls aus hellbraunem Sandstein. Die Mauerflächen bestanden aus hellgelben, dagegen die Gliederungselemente (Lisenen, Rundbogenfries) aus rötlichen Ziegelsteinen. Der untere Teil der Synagoge sowie ihr mit einer Lichtlaterne versehener Vierungsturm waren auf allen vier Seiten mit Rundbogen-, der obere Teil des Gebäudes mit geometrisch gegliederten großen und kleinen Radfenstern (Maßwerkfenstern) geschmückt. Sämtliche Fenster hatten undurchsichtige Kathedralverglasung. Für die Lichtlaterne sowie die Bedachung der halbrunden Apsis, die beide verziert waren, nahm man geschuppte Zinkbleche, während das flachgeneigte Synagogendach mit Schiefer eingedeckt war. Ein Rundbogenfries umlief unterhalb der Traufen von Synagogendach und Vierungsturm, allerdings unter Aussparung der Lisenen, das gesamte Gebäude. Über dem Giebel des östlichen Mittelrisalits befanden sich zwei senkrecht stehende Gebotstafeln mit dem Text der zehn Gebote. Apsis, Eingangsportale und die großen Radfenster lagen jeweils zentral in der Fassade der



Ansicht der Synagoge (Solitudestraßenseite). 1883.



Ansicht der Synagoge (Alleenstraßenseite). 1883.

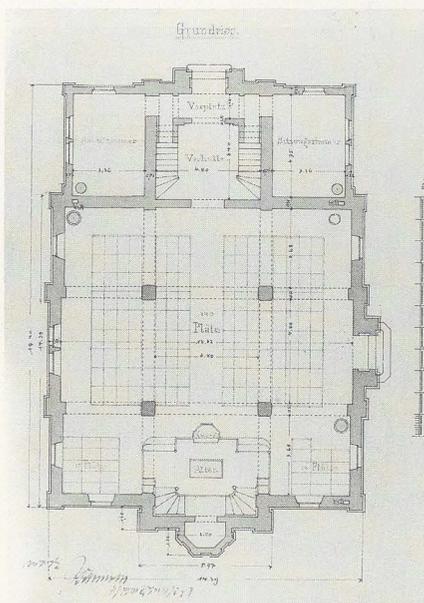


Einfriedung des Synagogenplatzes gegen die Alleenstraße (Ausschnitt). 1883.

giebelbekröntes Risalite. Über den Lisenen an den Ecken des Zentralbaus standen kleine Fialen. Gegen die Straßenseiten war das Areal der Synagoge durch eine ca. 80 cm hohe Fußmauer mit künstlerisch gestaltetem ca. 110 cm hohem Eisenzaun, an der Alleenstraße mit eisernem Eingangstor, auf den beiden übrigen Seiten ursprünglich durch einen Holzzaun, der aber später durch einen Eisenzaun ersetzt wurde, abgeschlossen. Die pilasterartig gegliederte und ornamental verzierte Fußmauer samt ihren gemauerten Pfeilern bestand aus gelblichen und roten Ziegelsteinen. Der Abtritt, durch ein angepflanztes Gebüsch der Sicht entzogen, lag, um die Würde des Gotteshauses nicht zu verletzen, an der südwestlichen Ecke des Synagogenareals.

Man betrat die Synagoge über zwei Eingangsportale mit Ziergiebeln: Das eine lag an der West-, das andere an der Nordseite, also zur Alleenstraße hin. Vom Eingang an der Westseite kam man über Treppenstufen zunächst in einen »Vorplatz«, von dem es links zum Sitzungs- und rechts zum Schulzimmer, wo Religionsunterricht abgehalten wurde, ging. Nach dem »Vorplatz« folgte der »Vorraum«, von dem man auf zwei steinernen Treppen mit Geländern, links und rechts, zu den Garderoben und auf die dazwischenliegende, über dem »Vorplatz« und dem »Vorraum« befindliche Orgelempore, deren vorderer Teil als Frauenempore diente, gelangte. Die dem Stil der Synagoge angepaßte und von der Ludwigsburger Orgelfabrik E. F. Walcker u. Cie. gelieferte Orgel war eine Stiftung der Familie Elsas mit ihren Angehörigen in Stuttgart und Cannstatt. Insgesamt hatten sich zehn Familien an dieser Stiftung beteiligt.⁴²

Von den Garderoben führte jeweils eine Treppe zu den beiden Frauenemporen



Grundriß der Synagoge Ecke Alleen- und Solitudestraße. 1883.

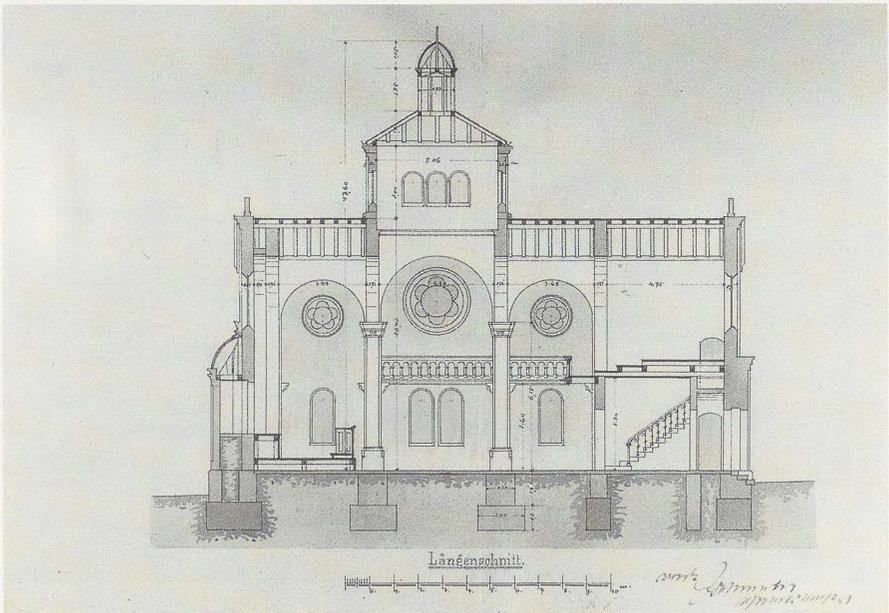


Querschnitt der Synagoge (nach Osten). 1883.

an der südlichen und nördlichen Synagogenwand. Die Ludwigsburger Synagoge besaß laut Baugesuch 87 Sitzplätze für Frauen.⁴³

Von dem ebenfalls mit steinernen Treppenstufen versehenen Eingang an der Nordseite der Synagoge (Alleenstraße) kam man direkt in den sogenannten Männerraum. Hier fanden etwas mehr als 140 Männer und rund 30 Kinder Platz. An der Ostwand der Synagoge erblickte man in der Mitte, flankiert von den Sitzplätzen der Kinder, eine erhöhte Estrade (Almemor oder Bima) mit einem Vorlesepult (Schulchan) für den Vorsänger, von dem während des Gottesdienstes die Thora gelesen sowie bestimmte Gebete vorgetragen wurden. Dahinter befand sich die Apsis, in welcher die in Europa immer gegen Osten bzw. Jerusalem gerichtete »Heilige Lade« (Aron Hakodesch) zur Aufbewahrung der Thorarollen eingefügt war. Dieser Thoraschrein war der zentrale Ort der Synagoge. Zu ihm führten einige Stufen hinauf. Geschmückt war er mit einem bestickten Samtvorhang (Parochet). Nach dem Baugesuch war die »Heilige Lade« mit einem Portal im Stil der Renaissance, dessen Pilaster wohl die beiden Säulen des salomonischen Tempels, Jachin und Boas, symbolisierten, versehen. Davor hing sicherlich das »Ewige Licht« (Ner Tamid), das ununterbrochen brannte und als Symbol der »Stätte des Geistes« gilt. Als notwendige Einrichtungsgegenstände finden sich Kerzen, Lampen und Leuchter (Menora, Chanukka-Leuchter) in jeder Synagoge.

Der Männerraum hatte eine Höhe von 9 m. In seiner Mitte standen, knapp 5 m voneinander entfernt, vier quadratisch angeordnete steinerne Pfeiler, welche den Vierungsturm und über Rundbögen aufsteigende Wände zu tragen hatten. Vermutlich besaß das Gebäude einen sogenannten offenen Dachstuhl in Holzkon-



Längsschnitt der Synagoge (nach Süden). 1883.

struktion. Nach den religiösen Geboten durften die Wände der Synagoge weder Bilder noch Statuen aufweisen. Im Innern des Gebäudes dienten Wasserbecken zur symbolischen Waschung der Hände vor dem Gottesdienst.

Ursprünglich hatte die Synagoge Gasbeleuchtung, so auch der Kronleuchter mit seinen 25 Flammen. Die Heizung bestand, zumindest anfangs, aus zwei großen Mantelöfen.⁴⁴

Die Synagoge als Mittelpunkt der jüdischen Gemeinde

Auch bei den Ludwigsburger Israeliten war es Brauch, den Geburtstag des württembergischen Königspaares festlich zu begehen. So fand z. B. die Feier des Geburtsfestes für Königin Olga am Samstag, dem 6. September 1884, noch im Betsaal in der Marstallstraße, statt. Bei dieser Feier trat zum ersten Male der neugegründete Synagogenchor, dessen Darbietungen allgemein Gefallen fanden, unter der Leitung von Eduard Krauß auf.⁴⁵

Ende 1884 war es dann soweit: Die Synagoge war fertiggestellt und konnte ihrer Bestimmung übergeben werden. Anfang Dezember verschickte das israelitische Kirchenvorsteheramt Ludwigsburg die Einladungen zur feierlichen Einweihung der Synagoge auf Freitag, den 19. Dezember 1884. Das ausgegebene Festprogramm setzte am Einweihungstag um 15 Uhr den feierlichen Umzug der Gemeinde vom bisherigen Betsaal in der Marstallstraße, in dem noch ein Abschiedsgottesdienst abgehalten werden sollte, zur neuen Synagoge an. Hier sah dann das Festprogramm die Schlüsselübergabe an das älteste Mitglied des Kirchenvor-

Synagoge.
Mittwoch abend 6 Uhr.
Donnerstag, Geburtsfest Sr. Maj
des Königs, morgens 7¹/₂ Uhr.

Ludwigsburger Zeitung vom 5. März 1890.

Synagogenchorverein.
Samstag den 8. September, abends 8 Uhr findet im oberen Saal
des Café Bohn die ordentliche
Generalversammlung
statt. Der Ausschuss.

Ludwigsburger Zeitung vom 5. September 1900.



Festprogramm zur Einweihung der Synagoge am 19. Dezember 1884.

steheramts vor. Im Anschluß daran war beabsichtigt, im neuen Gotteshaus die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen zur Einweihung vorzunehmen. Der Stuttgarter Bezirksrabbiner und Kirchenrat Dr. Moses von Wassermann, Oberhaupt der württembergischen israelitischen Gemeinden, hatte sich bereit erklärt, am Freitag die Weihepredigt und am Samstag, dem Hauptfesttag, den Festgottesdienst zu übernehmen. Den Abschluß der Festveranstaltungen sollten dann am Samstagabend eine »Reunion« mit einem sich anschließenden Festball im Gasthof zum Bären, Schloßstraße 7/9, bilden.⁴⁶

Die Einweihungsfeierlichkeiten der neuen Synagoge, die programmgemäß verliefen, nahmen einen »schönen und würdevollen Verlauf«. Aus allen Ständen und Berufen fanden sich die geladenen Gäste, sowohl israelitische als auch christliche, ein. Nach dem Gottesdienst im früheren Betsaal bewegte sich der Festzug zur Synagoge in die Alleenstraße. An seiner Spitze ging die israelitische Schuljugend, gefolgt vom Synagogenchor, den Thoraträgern, dem Rabbiner und dem Vorsänger. Danach kamen die Kirchenvorsteher, die Ehrengäste, die Bauleitung und die Baukommission, die Gemeindeglieder sowie die übrigen Teilnehmer. Unter den Ehrengästen waren die höchsten Offiziere der Ludwigsburger Garnison. Die staatlichen Behörden waren durch mehrere höhere Beamte vertreten. Anwesend waren auch einige evangelische Geistliche, die Direktoren der Ludwigsburger höheren Schulen, die bürgerlichen Kollegien, städtische Beamte, die Kirchenvorsteher der Stuttgarter israelitischen Gemeinde u. a. Die Oberkirchenbehörde schickte ebenfalls eine Abordnung. Die Straßen zur Synagoge waren von Hunderten neugieriger Zuschauer gesäumt. An der Synagoge wurde dann der Festzug von mehreren weißgekleideten Damen sowie jungen Männern empfangen. An der Pforte trug das jüngste Mitglied des Synagogenchores, ein kleines Mädchen, ein Gedicht vor und übergab auf einem blauseidenen Kissen dem ältesten Mitglied des Kirchenvorsteheramtes, Jakob Israel, die Schlüssel zur Synagoge. Danach hielt Architekt Fritz Baumgärtner – sein Vater, Werkmeister Paul Baumgärtner, war im August 1884 verstorben – folgende Ansprache:

»Nachdem das Gotteshaus, mit dessen Erbauung Sie mich beauftragt haben, in allen Theilen nach Vorschrift und Vertrag ausgeführt und vollendet ist, freue ich mich, Ihnen dasselbe nunmehr übergeben zu dürfen, in der angenehmen Hoffnung, es möge Ihre Zufriedenheit erworben und Ihren ungetheilten Beifall gefunden haben. Vom 17. März, dem Tage, an welchem der erste Spatenstich zum Bau gethan wurde, bis zu Anfang Dezember, in neun zum Theil sehr heißen Monaten, wurde der Bau errichtet, und ist, Gott sei Dank, ohne erheblichen Unfall vorbeigegangen. Jetzt steht er da, ich darf es wohl sagen, als eine Zierde dieses Stadttheils, der Mitwelt und den kommenden Generationen als ein ehrendes Zeugniß für Ihre Gemeinde, die in dieser materiellen Zeit noch für hohe, ja für die höchsten Interessen mit der Erbauung dieses Gotteshauses aus eigenen Mitteln ein so namhaftes Opfer gebracht hat. So übergebe ich denn Ihnen, als dem ältesten Mitglied der Gemeinde, den Schlüssel zum Gotteshause mit dem Wunsche, daß dasselbe unter göttlichem Schutze bleiben und daß Ihr Eingang und Ausgang in demselben gesegnet sein möge heute und allezeit!«⁴⁷

Anschließend betraten die Festgäste unter dem Begrüßungsgesang »Ma Tofu«, der vom Synagogenchor angestimmt und von der Orgel begleitet wurde, die Synagoge.

Nachdem dann die Thorarollen feierlich in den Thoraschrein gehoben und ein-

gesegnet worden waren, folgte eine Rezitation des »Ufnucho Jomar« und das vom Synagogenchor vorgetragene Lied: »Mit dem Herrn fang alles an!« Danach predigte Kirchenrat Dr. von Wassermann, der seinen Ausführungen die Worte des Erzvaters Jakob, 1. Buch Mose, Kap. 28, zugrunde legte: »Gewißlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht. Wie heilig ist diese Stätte. Hie ist nichts anders denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels.«⁴⁸ Ein Choral und ein Weihegebet leiteten dann zu dem von Vorsänger Schmal ausgerichteten Abendgottesdienst über.

Am Samstag früh, um 9 Uhr, fand dann der Festgottesdienst statt. Davor und danach sang der Synagogenchor das Lied: »Herr, dir ist Niemand zu vergleichen.« Dr. von Wassermann hielt die Predigt, während der eigentliche Gottesdienst von Vorsänger Schmal durchgeführt wurde. Da die Synagogeneinweihung in die Zeit der Erinnerung an die Wiedereinweihung des Jerusalemer Tempels durch die Makkabäer fiel, folgte das Hallelujagebet (Ps. 113–118), das teilweise vom Synagogenchor vorgetragen wurde.⁴⁹

Der gesellschaftliche Teil der Einweihungsfeierlichkeiten begann am Samstagabend mit der von 17 bis 18 Uhr dauernden »Reunion« in den Räumen des Gasthofs zum Bären, an der viele Gäste zugegen waren. Den ersten Trinkspruch brachte Dr. von Wassermann auf den König aus: »Sein Hoch gelte dem guten Könige, der, wie alles Gute, das in unserem Lande zu Tage gefördert werde, auch den Bau der hiesigen Synagoge unterstützt habe, und zwar durch die allergnädigste Bewilligung des sehr ansehnlichen Staatsbeitrages von 2500 M, welcher im Vollmachtsnamen Seiner Majestät durch den Prinzen Wilhelm, K[önigliche] H[öheit], verwilligt wurde.« Den Toast von Vorsänger Schmal, welcher der Israelitischen Oberkirchenbehörde galt, gibt die Ludwigsburger Zeitung folgendermaßen wieder: »Wie man oftmals erst nach dem Verluste eines Gegenstandes einsieht, was man besessen, so empfinde man mitunter nach Erlangung eines Besitzes erst, was man bisher entbehrte. Das sei auch unser Fall. Nachdem wir eine schöne, geräumige und zweckentsprechende Synagoge haben, fühlen wir erst recht, was wir all die Jahre her entbehrten. Wenn es wahr sei, daß getheilte Freude doppelte Freude, so treffe dies bei uns in vollem Maße zu, da unsere Freude nicht nur unsere Freunde und Verwandte aus zum Theile weiter Ferne theilen, sondern auch unsre nichtisraelitischen Mitbürger, welche unser Fest gleichsam auch zu dem ihrigen gemacht haben. In dieser unsrer Freude werden wir aber gewiß derer nicht vergessen wollen, in deren Dankesschuld wir stehen. Da sei in erster Linie unsere hohe Oberkirchenbehörde zu nennen, welche für das Gemeinde- und Kirchenwesen der Israeliten solche Normen gegeben, daß der Gemeindefrieden, wenn der Same der Zwietracht nicht besonders reichlich vorhanden, nicht leicht gestört werden könne, und der Friede sei eine der ersten Bedingungen des ersprießlichen Schaffens. Darum gilt mein Hoch der K[öniglichen] Oberkirchenbehörde und insbesondere dem theol. Mitgliede derselben, Herrn Kirchenrath Dr. v. Wassermann, welcher durch seine so erhebende Mitwirkung bei dem Weihefeste der Synagoge so viel zur würdigen und edlen Gestaltung unseres Festes beigetragen.« Weitere Trinksprüche schlossen sich an. So toastete Oberkirchenvorsteher Louis Elsas aus Cannstatt beispielsweise auf die Stadt Ludwigsburg, »in welcher er 13 Jahre lang gewohnt und dadurch hinreichende Gelegenheit gehabt habe, die Liebenswürdigkeit ihrer Einwohner kennenzulernen«. Den Abschluß der Einweihungsfeierlichkeiten bildete schließlich der bis gegen Mitternacht dauernde »Fest-



Ansichtskarte um 1910.

Ball«, auf dem »eine gehobene und freudige Stimmung« herrschte. Am Sonntag bekamen noch Architekt Baumgärtner durch eine Deputation der israelitischen Gemeinde »als ein Zeichen besonderer Anerkennung« einen wertvollen Brillantiring und sein Bauführer, Karl Messer, ein »namhaftes Geldgeschenk« überreicht.

Die Synagoge war das geistige und religiöse Zentrum der Ludwigsburger Juden, das sowohl für die Abhaltung des Gottesdienstes als auch zum Studium der Thora diente. Voraussetzung zur Feier eines jüdischen Gottesdienstes ist die Erfüllung des Minjan (Zahl), der Mindestbeteiligung von zehn männlichen Teilnehmern über 13 Jahre, d. h. nach der religiösen Volljährigkeit (Bar Mizwa).⁵⁰

Der Ludwigsburger Synagoge stand ein geprüfter Vorsänger als Stellvertreter des Rabbiners vor. Dieser Vorsänger hatte die gottesdienstlichen Handlungen vorzunehmen, außerdem den Religionsunterricht zu erteilen. Mindestens zweimal im Jahr kam der Rabbiner in jede Gemeinde seines Bezirks, so auch nach Ludwigsburg, um den Gottesdienst zu halten.⁵¹

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges erfaßte die allgemeine Kriegsbegeisterung, die Opferwilligkeit und das Gefühl der nationalen Eintracht auch die jüdischen Bürger, für die es gleich ihren christlichen Landsleuten selbstverständliche Pflicht war, sich in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Für die ausmarschierenden jüdischen Soldaten wurden in den Synagogen besondere Gottesdienste, Bittgebete sowie Geldsammlungen, die unter der Bezeichnung »Lemaarche Milchama« (für die Kriegsführenden) standen, eingeführt. Im Bereich des XIII. (königl. würt.) Armeekorps war die Ludwigsburger Synagoge die erste, in der die jüdischen Soldaten im Anschluß an die Vorbereitung durch den Rabbiner, Oberkirchenrat Dr. Kroner, von einem Offizier auf seinen Degen vereidigt wurden.⁵²



Die Innenstadt von Ludwigsburg mit Synagoge (Pfeil). 1931.

In Ludwigsburg lebten die Juden vor 1933 in gutem Einvernehmen mit den christlichen Bürgern. Die israelitische Gemeinde genöß großes Ansehen. Sie führte ein reges kirchliches und gesellschaftliches Leben, ihre Vereine, der Frauenverein und der Wohltätigkeitsverein, beteiligten sich an allen karitativen Veranstaltungen der Stadt. Im Jahre 1928 stellte das Stuttgarter Neue Tageblatt fest, daß die Juden Ludwigsburgs »zu den treuesten Bürgern der Stadt« zählen, der sie »in Bürgerausschuß und Gemeinderat von jeher aufs beste« dienen.⁵³

Angesichts der »ernsten Zeit« beging die israelitische Gemeinde Ludwigsburgs am 15. Dezember 1934 das 50jährige Jubiläum ihrer Synagoge nur mit einer religiösen Feier innerhalb des Gottesdienstes. Wie die Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs in diesem Zusammenhang berichtet, habe die Synagoge »in diesen fünfzig Jahren den Unbilden der Natur standgehalten«, lediglich habe das Dach vor einigen Jahren einen neuen Schieferbelag erhalten, außerdem sei im Frühjahr (d. i. 1934) »das Innere« – jedoch ohne »Kuppelwand« – einer Renovierung unterzogen worden.⁵⁴

Die Zerstörung der Synagoge

Schon bald nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 begann der Leidensweg auch für die Ludwigsburger Juden. Die erste »offizielle« antijüdische Maßnahme war ein Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933, der auch in Ludwigsburg durchgeführt wurde. Danach setzte, be-



Die Synagoge im Jahre 1932.

gleitet von einer stets gegenwärtigen antisemitischen Hetzpropaganda, die allmähliche Entrechtung der jüdischen Bürger ein, die schließlich in systematischer Verfolgung und Ermordung von Millionen Juden ihr schreckliches Ende fand.⁵⁵

Im November 1938 nahm das NS-Regime das Attentat eines jungen polnischen Juden auf den Legationssekretär vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris zum Anlaß, massive Vergeltungsmaßnahmen gegen Juden in ganz Deutschland einzuleiten. Bei diesem Pogrom am 9. und 10. November 1938, der sogenannten »Reichskristallnacht«, wurden die meisten Synagogen zerstört, viele jüdische Geschäfte, Friedhöfe und Privatwohnungen verwüstet sowie zahlreiche Juden ermordet, mißhandelt und in Konzentrationslager verbracht.⁵⁶

Die Ausschreitungen, die zur Zerstörung der Ludwigsburger Synagoge führten, wurden nicht durch »spontanen Volkszorn« der Einwohner ausgelöst. Im allgemeinen gingen die Aktionen von der NSDAP bzw. ihren Organisationen oder von der Geheimen Staatspolizei aus. In der Regel lagen den Ausschreitungen telefonisch durchgegebene Befehle zugrunde, welche die zuständigen SA- und SS-Führer erhielten.⁵⁷ Offensichtlich wurde es in Ludwigsburg versäumt, den Befehl rechtzeitig entgegenzunehmen, da die Ludwigsburger Synagoge erst am Tag nach der eigentlichen Pogromnacht zwischen 13 und 14 Uhr durch Mitglieder der örtlichen Parteiorganisationen niedergebrannt wurde.⁵⁸

Die Beteiligung der Ludwigsburger Bevölkerung an den Ausschreitungen, in deren weiterem Verlauf auch Hausdurchsuchungen bei Juden vorgenommen, jüdische Geschäfte beschädigt sowie ortsansässige Juden verhaftet und z. T. in die Konzentrationslager Dachau und Welzheim verbracht wurden, war gering. Im

Zusammenhang mit den antijüdischen Aktionen soll der Verleger der Ludwigsburger Zeitung, Gerhard Ulmer, sich geäußert haben: »Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein«. Während des Dritten Reichs war er wegen dieser »staatsfeindlichen Aussage« zahlreichen Drangsalierungen seitens der NS-Machthaber ausgesetzt.⁵⁹ Die in ganz Deutschland bei dem Pogrom entstandenen Schäden mußten die Juden schließlich selbst beheben, außerdem als »Sühneleistung« 1 Milliarde RM an den Staat bezahlen.⁶⁰ Bekannt ist, daß bereits ein Jahr zuvor, in der Nacht vom 1. auf 2. November 1937, an der Ludwigsburger Synagoge an 15 großen Bleiglasfenstern insgesamt 86 Scheiben eingeschlagen worden waren. Diese Untat war möglich, weil der Zaun am Synagogenvorplatz wegen Bauarbeiten einige Tage entfernt worden war. Wie in dem zur Klärung der Haftpflicht an die Stadtverwaltung gerichteten Schreiben des israelitischen Vorsteheramtes Ludwigsburg vom 29. November 1937 erwähnt wird, hatte die »kleine is[r]aelitische] Gemeinde durch Fenstereinschlagen schon viele Ausgaben«. Die Übernahme der Kosten lehnte die Stadtverwaltung ab.⁶¹ Über die Zerstörung der Ludwigsburger Synagoge am Donnerstag, dem 10. November 1938, brachte die Ludwigsburger Zeitung einen Tag später den hier auszugsweise wiedergegebenen Bericht: »[...] Das erste Ziel des Volkzorns waren naturgemäß die Synagogen [...] Daß unter diesen Umständen die Ludwigsburger Synagoge an der Ecke Adolf-Hitler-⁶² und Solitudestraße bald an die Reihe kommen mußte, war klar, und so erfüllte sich wenige Stunden später auch ihr Geschick.



Die brennende Synagoge (Solitudestraßenseite) am 10. November 1938.



Die brennende Synagoge (Alleenstraßenseite) am 10. November 1938.



Die ausgebrannte Synagoge (Alleenstraßenseite) am 10. November 1938.

Gestern gegen mittag drang eine Anzahl von Ludwigsburgern in den Tempel ein, räumte zunächst die Akten und sonstiges Schriftenmaterial aus und legte Feuer. Etwa um halb 2 Uhr schlugen die ersten Flammen heraus, und um 1.35 Uhr wurde die Feuerwehr alarmiert. Bald hatten sich zahlreiche Volksgenossen an der Brandstelle eingefunden, die immer wieder ihrer Genugtuung Luft machten. Das Feuer fand an der Inneneinrichtung der Synagoge reiche Nahrung und bald schlugen die Flammen zum Dach heraus, so daß die Wehr sich auf den Schutz der Nachbargrundstücke beschränkte. Die Synagoge ist völlig ausgebrannt, nur die kahlen Mauern stehen noch [...]

Die rauchgeschwärzten Brandmauern der Synagoge werden nunmehr abgetragen werden und das Grundstück wird in den Besitz der Stadt übergehen. Wie wir hören, besteht die Absicht, dort einen Parkplatz einzurichten, womit man sicherlich einem dringenden Bedürfnis entgegenkommen würde [...]⁶³

1946, also verhältnismäßig bald nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes, wurden aufgrund des Ersuchens der Staatsanwaltschaft Stuttgart und des Ludwigsburger Landrats von der Polizeidirektion Ludwigsburg Erhebungen über die Synagogenbrandstiftung in Ludwigsburg angestellt. Die in dem Ermittlungsverfahren gemachten Zeugenaussagen führten zu dem Ergebnis, daß »als Mittäter bzw. Anstifter oder Gehilfe« vor allem der ehemalige SA-Standartenführer Olpp⁶⁴, der frühere Ortsgruppenleiter und spätere Bürgermeister (Erster Beigeordneter) der Stadt Ostertag⁶⁵, außerdem der während des Krieges verstorbene SD-Mann B.⁶⁶ in Frage kamen. Der Strafanzeige wurde vorsätzliche Brandstiftung nach § 306 Abs. 1 RStGB als strafbare Handlung zugrunde gelegt. Als die Ermittlungen durchgeführt wurden, befand sich Ostertag bereits in einem Internierungslager in Darmstadt, auch Olpp soll zu diesem Zeitpunkt in Kriegsgefäng-

genschaft oder ebenfalls in Internierungshaft gewesen sein. Im Juni 1948 mußten sich beide wegen des Synagogenbrands vor Gericht verantworten. Nach zweitägiger Verhandlungsdauer verurteilte die Dritte Strafkammer des Landgerichts Stuttgart Ostertag wegen Beihilfe zu schwerer Brandstiftung zu neun Monaten Gefängnis, dagegen erhielt Olpp wegen desselben Verbrechens zwei Jahre Zuchthaus, außerdem wurden ihm auf die Dauer von drei Jahren die Ehrenrechte aberkannt. Vor Gericht gaben beide Angeklagten an, daß sie nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung beim Synagogenbrand zugegen gewesen seien. Ostertag erklärte, daß er die Feuerwehr alarmiert und nur bei der Rettung von Wertgegenständen mitgeholfen habe, zudem habe er die ganze Aktion abgelehnt.

Olpp sagte aus, daß er den Brand verhindern wollte. Die Beweisaufnahme ergab jedoch, daß sich beide Angeklagte während des Brandes am Tatort aufhielten. Nach Meinung des Staatsanwaltes hatten sich die Angeklagten des Tatbestandes der Unterlassung schuldig gemacht, da sie aufgrund ihrer Stellung mit allen Mitteln den Brand hätten verhindern müssen, dies jedoch nicht geschehen sei.⁶⁷

Wenige Wochen später stufte eine Spruchkammer der Internierungslager Ostertag in die Gruppe der »Aktivisten« des NS-Regimes ein und verurteilte ihn zu einer Sühne von drei Jahren Arbeitslager.⁶⁸

Einige der im Untersuchungsbericht von 1946 aufgeführten Zeugen des Synagogenbrandes sollen hier selbst zu Wort kommen:

I. Kriminalinspektor S.:

»In den Vormittagsstunden des Tages, an dem die Synagoge in Ludwigsburg in Brand gesteckt wurde, war beim damaligen staatl. Polizeiamt [...] davon die Rede, daß im ganzen Reich die Synagogen brennen. Es sei damit zu rechnen, daß heute [...] auch die Synagoge in Ludwigsburg daran komme. Ich erinnere mich noch, daß von Stuttgart, vermutlich von der Gestapo, telefonisch angerufen wurde, ob die Synagoge in Ludwigsburg noch stehe [...] Weil allgemein bekannt war, daß in unmittelbarer Nähe der Synagoge Wohnhäuser waren, bekam ich [...] den Auftrag, in die Synagoge zu gehen und den maßgebenden Personen zu sagen, die Inbrandsetzung der Synagoge solle unterbleiben, denn in diesem Falle wäre damit zu rechnen, daß die Nachbargebäude Schaden leiden oder selbst in Brand geraten [...] Auf dem Wege zur Synagoge erfuhr ich von verschiedenen Personen, daß die Eingangstüre der Synagoge schon aufgerissen sei. Bei meiner Ankunft dortselbst stellte ich dies als Tatsache fest und ich konnte 6–8 jüngere Leute in und außerhalb der Synagoge antreffen. Als ich mich äußerte, ich komme im Auftrag des Polizeiamts und das Anzünden der Synagoge müsse unter allen Umständen unterbleiben, erhielt ich zur Antwort: »Die Feuerwehr ist schon bestellt.« [...] Ostertag [...] war auch in der Synagoge. Dieser hat auf meinen ausdrücklichen Hinweis, die Akten usw. müßten von der Synagoge gesichert werden, veranlaßt, daß verschiedene Gegenstände wie Gebetsrollen usw. verladen und im stadteigenen Gebäude Bietigheimer Straße verwahrt wurden. Später wurden diese Gegenstände einem Bevollmächtigten von der israelitischen Religionsgemeinschaft Stuttgart [...] auf Weisung der Gestapo Stuttgart vorgezeigt, der die wichtigsten Sachen herausgesucht und mit nach Stuttgart genommen hat. Ich bemerke, daß über den Synagogenbrand, über die Ausfolgung der Gebetsrollen usw. an den isr. Bevollmächtigten und über die Bezahlung der Abtragungskosten der Synagoge beim damaligen staatl. Polizeiamt Akten vorhanden waren, die, wie ich inzwischen nach meinem Wiederkommen erfahren habe, kurz vor dem Ein-

marsch der Alliierten vernichtet oder verlagert worden seien [...] Vor einigen Tagen kam zu mir der damalige Polizeiamtsvorstand [...] und äußerte sich, es gingen allerlei Gerüchte wegen dem Synagogenbrand. Er könne sich noch erinnern, daß sich damals der Standartenführer Olpp in der Nähe der brennenden Synagoge »gebrüstet« habe, die Synagoge in Brand gesteckt zu haben.«

2. Polizeirat M.:

»Es ist außerordentlich schwer, Vorgänge aus dem Gedächtnis wiederzugeben, die acht Jahre zurückliegen und von denen nicht die geringsten schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden sind, welche die Gedächtnislücken auszufüllen in der Lage wären [...] Die telefonische Nachricht vom Brand der Synagoge traf mich zu Hause beim Mittagessen. Ich ging – wie dies bei allen Brandfällen meine dienstliche Aufgabe war – an den Brandplatz. Um diese Zeit brannte das Gebäude lichterloh. Die Feuerwehr war mit dem Schutz der Nachbargebäude beschäftigt [...] In den letzten Tagen kam mir nun zufällig das Schwäbische Tagblatt [...] vom 30. 8. 1946 in die Hand, in welchem ein Befehl von Heydrich an den SD vom 10. 11. 1938 abgedruckt ist.⁶⁹ Dort heißt es [...] »Es dürfen nur solche Maßnahmen getroffen werden, die keine Gefährdung deutschen Lebens oder Eigentums mit sich bringen (z. B. Synagogenbrände nur, wenn keine Brandgefahr für die Umgebung vorhanden ist)« [...] In diesem Heydrich'schen Befehl war auch gesagt, daß die Demonstrationen von der Polizei nicht zu verhindern seien. Über die Person des Brandstifters hat man in der Öffentlichkeit nichts Genaueres erfahren und die Polizei durfte keine Nachforschungen anstellen. Neben dem Leiter des SD war der damalige SA-Standartenführer Olpp aktiv tätig. Ich sah ihn bei der brennenden Synagoge und einige Zeit später erklärte er mir, daß er persönlich das Anzünden besorgt habe. An dieses Schuldbekennnis, das Olpp damals zweifellos als Ruhmestat gewertet haben wollte, erinnere ich mich noch sehr genau [...]

Da auch der inzwischen verstorbene Geschäftsführer des SD B. sich gerühmt haben soll, die Synagoge angezündet zu haben, vermag ich natürlich nicht zu sagen, wem tatsächlich das Verdienst in dieser Tat zukommt. Vermutlich hatte der Täter Helfershelfer aus der HJ gedungen, und es erscheint wahrscheinlich, daß anschließend in den Kreisen der HJ alle Einzelheiten besprochen wurden [...]

3. Oberbürgermeister a. D. Dr. Karl Frank:

»[...] Bei meinem Eintreffen stürzte gerade die Dachkuppel der Synagoge mit dem Türmchen brennend in die Tiefe. Die Motorspritzen der Feuerwehr waren in vollem Betrieb. Die Feuerwehr spritzte in die Synagoge hinein, die zum größten Teil durch den fortschreitenden Brand bereits zerstört war. Ich ging dann nach der Seite der Alleenstraße und sah dort jüngere Leute, die mit einem Zylinderhut Fußball spielten und Bücher umherwarfen sowie mit Einrichtungsgegenständen der Synagoge Unfug trieben. Ferner beobachtete ich, wie gerade 3 Personenkraftwagen der hiesigen Kreisleitung vollbesetzt wegfuhr. Wer in den Wagen drin saß, habe ich nicht mehr gesehen. Jetzt erst schöpfte ich Argwohn. Ich ging zu dem gleichfalls anwesenden Polizeihauptmann E. und zu dem Feuerwehrführer H. hin und frug sie, was denn eigentlich hier vorgehe und warum die Feuerwehr so spät alarmiert worden sei. In äußerst vorsichtigen Andeutungen bestätigten mir die beiden Herren, daß es sich um eine politische Brandstiftung handle. Jetzt erst erfuhr ich auch, daß in den frühen Morgenstunden des gleichen Tages die Synagogen in Heilbronn und Stuttgart in Flammen aufgegangen waren.

Irgend jemand sagte mir auch auf mein Befragen nach der Entstehungsursache mit ironischem Lächeln, der Vorsänger der jüdischen Gemeinde habe in einem Nebenraum der Synagoge eine brennende Zigarette beim Weggehen liegen lassen [...]

Wer die Synagoge angezündet hat, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Die führenden PGs bewahrten darüber größtes Stillschweigen, ich habe nur einmal gehört, daß die fernmündliche Rundmeldung, die Synagoge anzuzünden, Ludwigsburg nicht erreicht hat, weil der betreffende PG zu bequem war, nachts ans Telefon zu gehen. Darauf habe man sich für verpflichtet gehalten, das Versäumte im Laufe des Tages nachzuholen.

Ich höre jetzt zum ersten Mal, daß Kultgegenstände der Synagoge mit einem städtischen Kraftwagen abtransportiert worden sein sollten [...]

Im August oder September vorigen Jahres, als ich noch im Amt war, berichtete mir Herr Sch., daß das Stadtwirtschaftsamt eine jüdische Gebetsrolle in hebräischer Sprache verwahre, die von der abgebrannten Synagoge herrühre. Ich wies ihn an, die Gebetsrolle weiterhin zu verwahren, bis die Angelegenheit aufgerollt werde.⁷⁰ Jedenfalls erinnere ich mich noch, daß während des Brandes einzelne Gegenstände von jungen Leuten aus der Synagoge herausgetragen worden sind.

Einige Wochen nach dem Brand erhielt die Polizeidirektion vom Innenministerium die Weisung, den Brandplatz sofort aufzuräumen und die Spuren des Brandes zu beseitigen. Die Polizeidirektion stellte an das Städt. Tiefbauamt das Ansinnen, diese Anordnung des Ministeriums auszuführen. Im Einvernehmen mit Bau- rat Frank lehnte ich dies wegen Mangels an Arbeitskräften ab. Die Polizeidirektion beauftragte daraufhin die techn. Nothilfe mit der Sprengung der Synagoge, die auch von dieser sodann durchgeführt wurde, da sie damals nach geeigneten Übungsobjekten Ausschau hielt. Die Beseitigung der baulichen Reste der Synagoge war baupolizeilich geboten, da Einsturzgefahr bestand [...]



Die Brandruine (Alleenstraßenseite). November 1938.

4. Polizeihauptmann E.:

»[...] Etwa 13.20 Uhr traf ich am Brandplatz ein; das Dach brannte, während im Innern sich einige Personen zu schaffen machten. Diese hatten eine größere Kanne bei sich, die anscheinend mit Öl oder Benzin gefüllt war. Ein SA-Sturmführer hatte die Leitung im Innern der Synagoge übernommen. Dieser sagte zu einem gewissen H. [...] er solle die Kanne oben und nicht unten ausgießen, was dieser vermutlich auch tat. Gleich darauf verließ ich die Synagoge. Ein Herr in Zivil kam auf mich zu (es war, wie ich später erfuhr, der SD-Führer B.) und sagte zu mir, was mir nicht passen würde. Daraufhin sagte ich, dieses Gebäude hätte auch zu einem anderen Zwecke verwendet werden können. B. sagte dann, da sieht man, wie die Polizei eingestellt ist. Die Synagoge brannte aus und die Mauern blieben stehen, die nach einigen Tagen wahrscheinlich auf Befehl der Kreisleitung gesprengt wurden. Von den Umherstehenden begaben sich ca. 10 Personen in Autos nach Freudental, um dort die Synagoge ebenfalls anzuzünden, wie ich dies nachträglich erfuhr [...]«

5. Angestellter B.:

»[...] Der damalige Leiter des SD-Dienstes des Kreises Ludwigsburg [...] B. war [...] ein Bekannter von mir. Anlässlich eines gemeinsamen Schoppens [...] rühmte sich B. seiner organisatorischen Fähigkeiten bezüglich der Verwüstung der Synagogen in Ludwigsburg u. Freudental.

B. erzählte etwa folgendermaßen, er sei es gewesen, der den Auftrag erhielt und habe demzufolge alles peinlich vorbereitet, die Angelegenheit mit der Hitlerjugend besprochen und angespornt, mitzutun [...]«

6. Flaschnermeister H.:

»[...] Zur Alarmierung wurde ich als Führer der Feuerwehr um 1.35 Uhr durch Bürgermeister Ostertag veranlaßt [...] Beim Eintreffen auf dem Brandplatz waren die Straßenzugänge bereits durch die Polizei abgesperrt. Aus den Fenstern und dem Dach der Synagoge schlugen starke und hohe Flammen heraus. Bei dieser großen Ausdehnung des Feuers und dessen verheerender Wirkung war es die erste Aufgabe, die Nachbarhäuser vor der drohenden Brandansteckung zu hüten. Am stärksten gefährdet waren das bereits angesengte Haus Solitudestr. 16 und das Nachbarhaus Alleenstr. 10. Der herrschende Funkenflug erforderte gleichzeitig einen erhöhten Feuerschutz für die Häuser Alleenstr. 7 und 9 und Solitudestr. 12. Nach Einleitung der Angriffe zum Schutz der Nachbarhäuser wurden umgehend die Rohrleitungen zum Brandobjekt vorgezogen. Das Feuer wurde nach langer und schwieriger Arbeit eingedämmt und abgelöscht [...]«

7. Haustochter L.:

»[...] Am Nachmittag dieses Tages gegen 12.30 Uhr ließ der damalige stellvertretende Bürgermeister Ostertag mit anderen Leuten, von denen mir niemand bekannt war, anfangen, die Synagoge auszuräumen. Sachen und Pakete wurden herausgetragen und in einen vor dem Synagogeneingang stehenden Botenwagen eingeladen. Ich glaube, dieser war mit Pferden bespannt und mit einer Plane zugedeckt. Hinter diesem Wagen stand noch ein dunkelfarbenes Auto und so viel ich mich noch erinnere, trug es die Aufschrift »Stadt Ludwigsburg«. Weiße kleinere Schachteln wurden in das Auto eingeladen. Aus dem Innern der Synagoge flogen Gegenstände wie Bücher oder Bibeln, Priestermäntel, Zylinderhüte und dergleichen heraus, Bänke wurden herausbefördert, die Mäntel (schwarz) zusammengesammelt, auch lag das Klavier im Gärtchen vor der Kirche. Schulkinder spielten

mit den Zylindern auf der Straße Fußball. Mit meinem Photoapparat fotografierte ich, wie ein großer Kronleuchter herausgetragen und auf das Fuhrwerk (?) verladen wurde. Andere Aufnahmen machte ich später während des Brandes. Anderntags erschien bei meiner Mutter ein Polizeibeamter und wollte meinen Photoapparat, mit den beim Synagogenbrand aufgenommenen Bildern, holen. Da ich nicht zu Hause war, mußte ich den Apparat noch am selben Tag auf der Polizei, Vord. Schloßstraße, abliefern. (Dies konnte ja nur durch Anzeige dort gemeldet worden sein.) Eine Woche später bekam ich meinen Apparat wieder zurück, ebenso Vergrößerungen der sich noch auf dem Film befindlichen Privataufnahmen. Von den Synagogenaufnahmen habe ich nichts gesehen und nichts gehört.

Ich möchte noch bemerken, daß das obere runde Fenster der Synagoge von innen aus in Scherben geschlagen wurde. Unsere Fensterfront war schon ganz heiß, als endlich die Feuerwehr kam [...]

8. Fürsorgearzt E.:

»[...] Auf dem Rückweg von Stuttgart fuhr ich gegen 12.00 Uhr an der Synagoge vorbei [...] und ließ an der Ecke bei Herrn Rechtsanwalt Dr. Weiß halten. Wie ich zur Synagoge zurückging, reichten gerade SA-Männer und Zivilpersonen der um die Synagoge herum versammelten Schuljugend Gebetbücher durch die eisernen Gitter, ein Tafelklavier wurde herausgetragen sowie abgeschraubte Orgelpfeifen, einzelne größere Jungens trugen Kannen herbei und riefen: »Jetzt geht's in Einem hin, jetzt zünden wir auch die katholische Kirche gleich an« [...]

Die Feuerwehr spritzte nach dem Haus der Druckerei Langenstein, dem Gymnasium und Museum,⁷¹ nur nicht in die brennende Synagoge [...]. Zum Schlusse betone ich, daß die Brandlegung an den Synagogen des Landes [...] allen nationalsozialistischen Kreisleitungen, Ortsgruppenleitungen und Stadtverwaltungen der betreffenden Gemeinden nicht nur aus den Zeitungsveröffentlichungen in den Morgenblättern des 9. Novembers bekannt war; teilweise waren die Feuerwehren in den betreffenden Orten bereits vor der tatsächlichen Anzündung der Synagogen alarmiert und die Synagogen mit brennbaren Stoffen aufgefüllt worden. Auch in Ludwigsburg hat die Auffüllung mit brennbarem Stoff lange vor der Inbrandsetzung, die erst in den Mittagstunden erfolgt ist, stattgefunden [...]

9. Hausfrau H.:

»Im Jahre 1938 bediente ich noch unsere Tankstelle [...] ich kann mich noch an den Tag erinnern, da mittags in Ludwigsburg die Synagoge brannte – etwa zwischen 10.00 Uhr morgens und nachmittags fuhr ein Wagen bei uns vor und hielt an der Tankstelle. Die Insassen des Wagens verlangten Benzin. Wieviel Personen im Wagen saßen, kann ich nicht mehr sagen, es waren vielleicht 2 oder 3 Personen. Ein großer Herr war in SA-Uniform. Ich füllte den Tank des PKW und dazu noch eine Kanne mit Benzin [...] Mein Mann fuhr in dem Wagen mit, da er die leere Kanne wieder haben wollte. Später schickte ich die Rechnung über den Betriebsstoff an die Geschäftsstelle der SA-Standarte Ludwigsburg, mußte aber sehr lange warten, bis von dort Geld bei mir einging.«

10. Reichsbahnassistent B.:

»[...] Ich ging die Alleinstraße abwärts zur Synagoge. Dort war bereits ein großer Menschauflauf. Ich kann mich noch entsinnen, daß das Tor zur Synagoge verschlossen war. Gleich darauf hielt vor der Synagoge – und zwar in der Solitudestraße – der Wagen der SA-Standarte. Dies kann ich unter allen Umständen bezeugen. Aus dem Wagen stiegen 2 Leute aus, ob diese in Zivil oder Uni-



Die Brandruine (Solitudestraßenseite). November 1938.

form waren, kann ich nicht angeben. Es ist möglich, daß aus dem Wagen der Standartenführer Olpp stieg, ich kann das aber nicht behaupten. Einer von den 2 Wageninsassen trug eine Kanne – vermutlich Benzin – aus dem Wagen in die Synagoge. Das Tor zur Synagoge wurde nun aufgeschlossen, ich kann allerdings heute nicht mehr sagen, wer das war. Kurze Zeit darauf brannte die Synagoge. Zu gleicher Zeit erschien die Feuerwehr, und es ging drunter und drüber [...]«

11. Konditormeister H.:

»[...] Ich sah [...] hinüber zur Synagoge und sah, daß oben an den runden Fenstern Rauch aufstieg, die Hitlerjugend auf die Türen und Fenster einschlug und am Synagogeneingang ein großer Handwagen stand, welcher von einigen Männern mit Gegenständen (aus der Synagoge herausgetragen) beladen wurde [...]«

12. Landwirt K.:

»Bei der Niederbrennung der hiesigen Synagoge war der in Pflugfelden wohnhafte [...] W. [...] als SA-Mann zur Absperrung verpflichtet [...] W. erhielt die Ruine unentgeltlich durch den Polizeidirektor M. für sein Baugeschäft.«

13. Kaufmann W.:

»[...] Auf Grund einer Ausschreibung im Ludwigsburger Amtsblatt hat meine väterliche Firma die Aufräumungsarbeiten an der Synagoge übernommen. Für diese Aufräumungsarbeiten erhielt die Firma 500,- oder 700,- RM.«

14. Bedienung M.:

»[...] Ich erinnere mich noch genau des Herganges beim Synagogenbrand. An jenem Vormittag [...] sah ich, wie Angehörige der Hitlerjugend mit einem Hand-

wagen sich vor der Synagoge aufhielten und aus derselben Schriften und Bücher herauswarfen. Es waren auch verschiedene Erwachsene damals mit der Jugend tätig [...]«

15. Kriminalobersekretär G.:

»[...] Am Tage – in den Vormittagsstunden – des Synagogenbrandes kam der damalige SD-Mann [...] B. [...] zu mir in mein Dienstzimmer und sagte mir in einem vorwurfsvollen Tone, warum ich noch hier in meinem Dienstzimmer sitzen und nichts tun würde, während die Synagogen in Ulm, Stuttgart und Heilbronn sowie in anderen Großstädten brennen würden. Über diese sonderbare Auffassung war ich sehr entrüstet und habe B. etwa im selben Tone erklärt, daß ich dies unerhört finden würde und daß die Kriminalpolizei immer noch Brandstifter zu verfolgen hätte und nicht etwa solche Brandstiftungen gutheißen könne. B. schrie mich darauf an »Euch Kerle hätte man im Jahre 1933 oder im Juni 1934⁷² [...] an die Wand stellen und erschießen müssen. Beamte mit solcher Auffassung leben heute noch im nationalsozialistischen Staate.«

Auf Grund der unerhörten Redensart und des ziemlich frechen Benehmens des B. war ich zu der festen Überzeugung gekommen, daß die Synagogenbrände planmäßig vorbereitet und ausgeführt wurden [...]«

Am 14. November 1938 wurde die Brandruine der Synagoge gesprengt und damit begonnen, die Mauerreste abzutragen.

Die Ludwigsburger Zeitung berichtete darüber am 15. November 1938: »Die hiesige Synagoge war nach dem Brande in einem Zustand, der wegen der Einsturzgefahr für die Umgebung eine große Gefahr bildete, so daß man daran denken mußte, die Brandruinen baldmöglichst abzutragen. Das Mauerwerk wies große Risse auf, und auch an den vier Mittelsäulen, die den Oberbau trugen, war das Gestein infolge der starken Hitze in großen Stücken abgesprungen. Nach der ganzen Bauart konnte zunächst nur eine Sprengung in Frage kommen, die gestern von der Technischen Nothilfe Ludwigsburg unter Zuziehung von Schießsachverständigen von der Landesführung vorgenommen wurde.

Etwa fünfzehn Nothelfer unter Leitung von Ortsgruppenführer Schweizer waren gestern den ganzen Tag über an der Arbeit. Zunächst wurden die vier tragenden Säulen des Mittelhauses angebohrt und mit Sprengpatronen von je 125 Gramm versehen. Dann wurden auch die acht Bogen, die die Verbindung vom Mittelbau zu den Außenmauern bildeten, angebohrt und geladen. Dabei kam es darauf an, die Sprengladungen so zu bemessen und anzubringen, daß die Außenmauern nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden und stehen blieben, denn hätte man auch diese durch Sprengung niederlegen wollen, dann hätte das für die Nachbarhäuser eine Gefahr bedeutet. Um 1 Uhr mittags waren alle Vorbereitungen für die Sprengung getroffen, zu der sich u. a. auch Kreisleiter Trefz, Landrat Dr. Thierfelder, Oberbürgermeister Dr. Frank und Polizeirat Mangold eingefunden hatten.

Die Nachbarstraßen waren in weitem Umkreis abgesperrt und die Nothelfer hatten den Bau geräumt, als das erste Warnungssignal ertönte. Ein zweites erklang, und nun dauerte es noch etwa eine Minute, bis mit einem dumpfen Schlag der ganze Innenbau in sich zusammenstürzte. Eine große rote Wolke erhob sich – die Färbung rührte von dem Backsteinstaub her – und gleichzeitig prasselten im Umkreis von etwa 50 Metern mehr oder weniger große Steinbrocken hernieder. Gleichzeitig schwankte, infolge des starken Luftdrucks, die nach der Adol-



Die am 14. November 1938 gesprengte Brandruine (Solitudestraßenseite). Vorne rechts ist noch der untere Teil der Apsis zu erkennen. November 1938.

Hitler-Straße zu gelegene Vorderwand des Synagogenbaus bedenklich, aber sie blieb stehen. Dann kam nach einer weiteren Pause das Entwarnungssignal, und nun konnte man sich von dem Erfolg der Sprengung überzeugen.

Man muß es der Technischen Nothilfe lassen: sie hat hervorragende Arbeit geleistet. Der ganze Innenbau mitsamt seinen vier Säulen war in sich zusammengefallen, und die Trümmer lagen als große Schutthaufen im Innern. Die acht Bogen, die, wie sich nun herausstellte, stark armiert waren, hatte die Sprengung dicht an den Außenwänden abgeknickt, und überhaupt hatte die Sprengung bis auf den Zentimeter genau das beseitigt, was man beseitigen wollte. Von dem Bauwerk selbst standen jetzt nur noch die Außenmauern, wie das in der Planung vorgesehen war.

Mit dem Niederlegen der Außenmauern begann man am Nachmittag, aber nun zeigte sich erst, wie massiv die [...] offenbar »für eine Ewigkeit« berechnete Synagoge gebaut war. Mit langen Balken und Winden ging man den 55 Zentimeter starken Mauern zu Leibe, aber es kostete große Anstrengungen, um diese stückweise nach innen zum Einsturz zu bringen [...]«⁷³ Einige Tage später wurde die »Abfuhr einer größeren Menge Bauschutt«, ausgeschrieben in der Ludwigsburger Zeitung, öffentlich vergeben.⁷⁴ Auf Anordnung der Polizei hatte die israelitische Gemeinde Ludwigsburgs die durch die Beseitigung der Synagogentrümmer entstandenen Kosten von knapp 2000,- RM zu erstatten.⁷⁵

Ludwigsburg.

Die sofortige Abfuhr einer
größeren Menge

Bauschutt

wird vergeben.

Angebote bis Freitag 12 Uhr
an das

Staatl. Polizeiamt
Bordere Schloßstraße 31.

Einige Tage nach der Sprengung der Brandruine wurde die »Abfuhr einer größeren Menge Bauschutt« öffentlich vergeben. Ludwigsburger Zeitung vom 17. November 1938.

Bereits Ende November 1938 wurde die bisherige Solitudestraße in Ernst-vom-Rath-Straße umbenannt: »[...] Daß man gerade die Solitudestraße nach ihm benannte«, so die damalige Pressemitteilung in der Ludwigsburger Zeitung, »kam natürlich nicht von ungefähr, denn diese Straße führt vorbei an dem Platz, auf dem die Synagoge stand, die auf den feigen Mord hin dem Volkszorn zum Opfer fiel [...]«⁷⁶

Ein politischer Gefangener, der 1938 im Zuchthaus Ludwigsburg inhaftiert war, erinnert sich, daß Steine der Synagoge zur Erhöhung der Zuchthausmauern Verwendung fanden. Hierzu dieser Augenzeuge: »1938, nach der sogenannten »Kristallnacht«, mußten im Außenkommando befindliche Gefangene die Steine der Ludwigsburger Synagoge ins Zuchthaus transportieren. Dort wurden die Steine zur Erhöhung der Mauern um den »Alten Zellenbau« verwendet. Ich selbst konnte durch mein Zellenfenster dieser Arbeit täglich zusehen.«⁷⁷

Ende Januar 1939 bat der jüdische Religionslehrer Samuel Metzger die Stadtverwaltung um Genehmigung, freitags und samstags in dem der jüdischen Gemeinde gehörenden Gebäude Seestraße 75 Gottesdienst abhalten zu dürfen. Es ist

nicht bekannt, ob das Gebäude für diesen Zweck noch benutzt wurde. Das vom Ludwigsburger Oberbürgermeister unterzeichnete Antwortschreiben enthält jedenfalls nur den lapidaren Satz: »In dieser Angelegenheit bin ich nicht zuständig.«⁷⁸

Nach Beseitigung der Synagogenrümmen, die nur oberflächlich entfernt worden waren, bot der Synagogenplatz einen »unschönen Anblick«. Da die Synagoge nicht unterkellert war, wurde der Platz lediglich eingeebnet. Es war beabsichtigt, ihn so schnell wie möglich einer neuen Nutzung zuzuführen, wobei auch städtebauliche Gesichtspunkte berücksichtigt werden sollten.⁷⁹ Wegen des Erwerbs des Synagogenplatzes trat die Stadtverwaltung schon bald mit der israelitischen Gemeindepflege in Stuttgart in Verhandlungen, von der als Kaufpreis zunächst 20–25 RM pro qm verlangt wurden, was für die Stadtverwaltung jedoch nicht in Frage kam, da ihrer Meinung nach ein qm höchstens 10–12 RM wert war. Im übrigen rechnete man damit, das »Grundstück zweifellos in absehbarer Zeit billiger« zu bekommen.⁸⁰ Dies traf dann auch zu. Im November 1940 schloß die Stadtverwaltung mit der israelitischen Gemeinde Ludwigsburg einen Kaufvertrag unter Zugrundelegung eines Kaufpreises von 8 RM je qm ab. Nachdem der Platz in den Besitz der Stadt übergegangen war, wurde die »Grundfläche bis zur endgültigen Zweckbestimmung des Grundstückes [...] mit einer kleinen, einfachen gärtnerischen Anlage mit Kinderspielplatz« versehen.⁸¹

Im Frühjahr 1945 lebten noch fünf Juden in Ludwigsburg. Die einst blühende jüdische Gemeinde war ausgelöscht. Nach 1945 ist keine jüdische Gemeinde mehr entstanden.⁸²

Der neugestaltete Synagogenplatz

1949 bezahlte die Stadtverwaltung Ludwigsburg der Jewish Restitution Successor Organization in New York, Zweigstelle Stuttgart (JRSO), den Betrag von 9500,- DM zur Abfindung der Rückerstattungsansprüche für die während des Dritten Reiches erworbenen israelitischen Friedhöfe und den Synagogenplatz.⁸³

Zu Beginn der 50er Jahre zog die Stadtverwaltung in Erwägung, den nach wie vor noch als Kinderspielplatz genutzten Synagogenplatz zur Erstellung eines mehrgeschossigen Apartmenthauses an einen Ludwigsburger Architekten zu verkaufen. Dieser Gedanke wurde aber bald wieder aufgegeben, nicht zuletzt aus städtebaulichen und architektonischen Rücksichten.⁸⁴

Im November 1957 beantragte schließlich die SPD-Fraktion des Gemeinderats, auf dem Synagogenplatz eine Gedenktafel anzubringen.⁸⁵ Bei der Behandlung des Antrages stellte sich schon bald heraus, daß die einzelnen Gemeinderatsfraktionen bezüglich der zugrundelegenden Inschrift unterschiedliche Vorstellungen hatten. Die Angelegenheit, die in der Öffentlichkeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde, zog sich deshalb über einen längeren Zeitraum hin.⁸⁶ Auf dem Synagogenplatz fand zum ersten Male am 9. November 1958 eine Gedenkfeier für die zerstörte Synagoge statt, zu der sich viele Ludwigsburger Bürger sowie der Dichterpfarrer Albrecht Goes und Altlandtagspräsident Wilhelm Keil (SPD), die beide Worte der Besinnung an die Anwesenden richteten, einfanden.⁸⁷ Der Gedenkstein auf dem Synagogenplatz wurde aber erst ein Jahr später, am 15. November 1959, im Rahmen einer Gedenkstunde eingeweiht. Die Ansprache hielt der evangelische Prälat i. R. D. Theodor Schlatter. Der Gedenkstein wurde durch

Oberbürgermeister Dr. Robert Frank feierlich enthüllt. Er trägt folgende Inschrift:

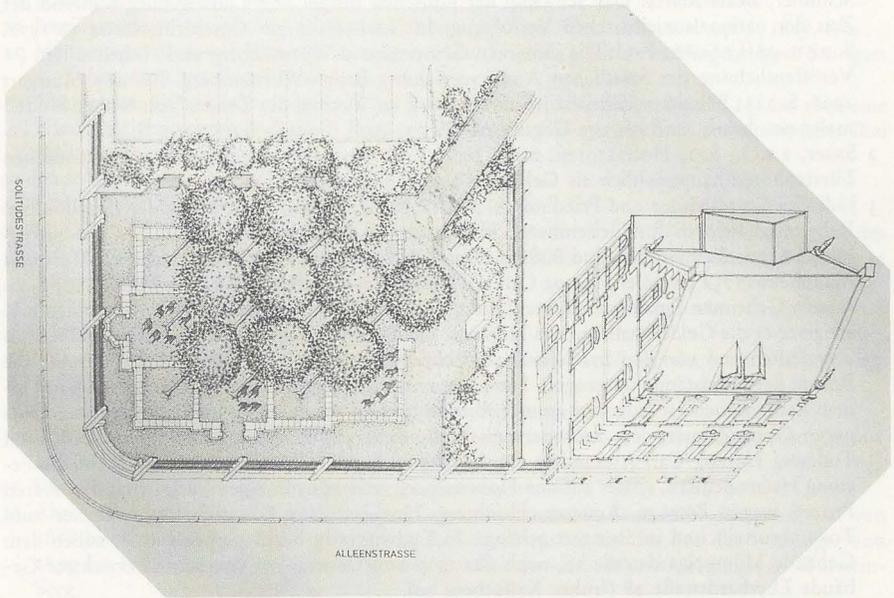
»Hier stand die im Jahre 1884 erbaute Synagoge. Ihre willkürliche Zerstörung am 10. Nov. 1938 mahne unser Gewissen an die Wahrung von Menschlichkeit u. Recht.«⁸⁸



*Enthüllung des Gedenksteins am Synagogenplatz
durch Oberbürgermeister Dr. Robert Frank
am 15. November 1959.*

Zum 50. Jahrestag der Synagogenzerstörung am 10. November 1988 wurde der Synagogenplatz neu gestaltet. Das Hauptziel war, einerseits einen Platz der Ruhe, andererseits einen »Hain der Besinnung« zu schaffen. Um den früheren Standort der Synagoge sichtbar zu machen, wurde ihr Grundriß mit Steinplatten ausgelegt. Kugelakazien symbolisieren das Volumen der Synagoge. Die neue Umfriedung des Platzes soll an die ursprüngliche erinnern. Eine neue Gedenktafel aus Metall (Bodenplatte) ergänzt die »neutrale« Inschrift des Gedenksteines von 1959 mit folgendem Text:

»Auf diesem Platz ist der Grundriß der ehemaligen Ludwigsburger Synagoge zu sehen, die an dieser Stelle 1884 bis 1938 stand. Sie wurde in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft am 10. November 1938 zerstört.«⁸⁹



Neugestaltung des Synagogenplatzes 1988.

Noch immer sind die Worte, die Altlandtagspräsident Wilhelm Keil am 9. November 1958, also vor nunmehr 30 Jahren, bei der ersten Gedenkfeier auf dem Synagogenplatz zu den versammelten Bürgern der Stadt sprach, gültig:

»Der Tag, an dem das Gotteshaus, das Gebetshaus der Ludwigsburger Bürger jüdischen Glaubens, von Verbrecherhand angezündet und in Asche gelegt wurde, ist der schwarze Tag in der Geschichte dieser Stadt. Dieser Tag läßt sich nicht ausradieren, denn es gibt nach dem Philosophen Jaspers keine weißen Blätter in der Geschichte. Wir wollen auch nicht, daß er ausradiert werde; er soll vielmehr eine dauernde Mahnung sein zum Abbau der Scheidewände, die die Menschen voneinander trennen. Dazu aber ist geboten, mit aller Offenheit zu sprechen. Denn nur dann, wenn auch die jüngere Generation erfährt, was wirklich an Abscheulichem geschehen ist, kann sie ihre Lehren daraus ziehen.

Die Brandstiftungen an den Synagogen waren nicht der Anfang und nicht das Ende des bestialischen Verfolgungs- und Vernichtungskampfes gegen unsere jüdischen Mitbürger. Sie waren aber das sichtbarste Fanal eines Staatssystems, das nur auf der Grundlage einer alle Freiheit, alles Menschentum verachtenden, blutigen Gewaltherrschaft existieren konnte.«⁹⁰

Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Ludwigsburg (= StadtALB): L 15 K 4. Die Zahl der während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft umgekommenen jüdischen Bürger aus Ludwigsburg fußt auf Erhebungen des Stadtarchivs für ein Gedenkbuch für jüdische Mitbürger (Stand 1982); vgl. auch: Schüsler, Beate Maria: Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 30/1978. S. 71 u. 98 ff.; Sauer, Paul: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern (= Veröffentlichung der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg. Bd. 18). Stuttgart 1966. S. 123; Belschner, Christian: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten. Von Walter Hudelmaier neu bearb. und bis zur Gegenwart erw. 3. Aufl. Ludwigsburg 1969. S. 422.
- 2 Sauer, a.a.O., S. 2. Hoffaktoren, meist Juden (»Hofjuden«), traten an den absolutistischen Fürstenhöfen hauptsächlich als Geldgeber und Unternehmer auf.
- 3 Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg. Hrsg. vom Oberrat der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs. Stuttgart 1932. S. 10.
- 4 Joseph Oppenheimer, gen. Jud Süß (1698/99–1738), war seit 1717 Bankier in Frankfurt und Mannheim. 1732 lernte er Herzog Carl Alexander von Württemberg kennen, der ihn 1733 zu seinem Geheimen Finanzrat machte. Durch Ämterhandel, Verpachtung von Monopolen u. a. steigerte er die Geldeinnahmen des Herzogs, die diesem ermöglichten, ein stehendes Heer zu unterhalten und von den Landständen unabhängig zu sein. Allerdings wurden dadurch die Rechte der Landstände umgangen. Die Opposition im protestantischen Württemberg mit einem katholischen Herzog und seinem absolutistischen Regiment richtete sich in erster Linie gegen Oppenheimer, dem auch persönliche Bereicherung zur Last gelegt wurde. Noch am Todestag Herzog Carl Alexanders wurde Oppenheimer verhaftet und zunächst auf die Festung Hohenneuffen, später auf den Hohenasperg verbracht. In einem rechtlich anfechtbaren Prozeß wegen Betrugs, Ämtererschleichung, Hochverrats u. ä. wurde Oppenheimer zum Tode verurteilt und in Stuttgart gehängt. In Ludwigsburg besaß Oppenheimer, neben dem Gebäude Mömpelgardstraße 18, noch das 1719 von General von Sternenfels errichtete Gebäude Eberhardstraße 28 (früher Kaffeberg 10).
- 5 Paret, Oscar: Ludwigsburger Menschen als Spiegel Ludwigsburger Stadtgeschichte. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 14/1960. S. 36; Schmierer, Wolfgang: Ludwigsburg (= Grundrisse neuzeitlicher Städte II). Beiwort zur Karte IV. 11. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. 6. Lfg. 1977. S. 8.
- 6 Kiefner, H[ermann]: Der Hofjude. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus im Herzogtum Württemberg. In: Hie gut Württemberg. Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung. 3 (1952). S. 70.
- 7 Schutzjuden besaßen durch einen besonderen Schutzbrief, allerdings auf Zeit, mindere Untertanenrechte. Oftmals waren es Handwerker, Juweliere usw.
- 8 Belschner, a.a.O., S. 122 f.
- 9 Ebd. S. 140; Sproll, Heinz: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg von der Emanzipation bis 1933. In: Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart 1984. S. 181.
- 10 Dehlinger, Alfred: Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute. Stuttgart. Bd. 1. 1951. S. 443; Sauer, a.a.O., S. 2, 79 f., 121.
- 11 Belschner, a.a.O., S. 120.
- 12 StadtALB: L 150 Bd. 5 ff.
- 13 Sauer, a.a.O., S. 122.
- 14 Ebd. S. 2 ff.; Sproll, a.a.O., S. 182 ff.
- 15 Staatsarchiv Ludwigsburg (= StAL): F 181 I Bü 251; Tänzer, A[aron]: Die Geschichte der Juden in Württemberg. Unveränd. Nachdr. d. Ausg. 1937. Frankfurt/M. 1983. S. 60 f.; Sauer, a.a.O., S. 6 f. Nach einem Religionsgesetz durften die Juden am Sabbat (Freitag- bis Samstagabend) nicht mehr als 2000 Ellen (1 Elle \triangleq 0,6142 m) gehen (Sabbatweg). Da Aldingen von Ludwigsburg jedoch weiter als 2000 Ellen entfernt liegt, waren die Ludwigsburger Juden ohnehin gezwungen, einen eigenen Gottesdienst abzuhalten.
- 16 StAL: F 181 I Bü 250 a; Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg. Hrsg. von dem Königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1859. S. 136.

- 17 Fünfzig Jahre Synagoge in Ludwigsburg. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs. Jg. 11 Nr. 17 v. 1. 12. 1934. S. 146. 1832 gab es in Aldingen noch 92 Juden (Ludwigsburg: 64). Bis 1882 waren die Aldinger Juden alle abgewandert, die meisten nach Nordamerika, viele nach Ludwigsburg.
- 18 StadtALB: L 34 Bd. 10 Nr. 355; L 150 Bd. 39 Bl. 24v.; StAL: F 181 I Bü 248.
- 19 StadtALB: L 165 Bd. 89 Bl. 60ff.
- 20 Intelligenzblatt des Neckar-Kreises und Ludwigsburger Wochenblatt v. 14. 2. 1829. S. 2.
- 21 Memminger, [Johann] D[aniel]: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. Stuttgart u. Tübingen. 1817. S. 407.
- 22 Nach einem Güterbucheintrag hatte das Vordergebäude, Mömpelgardstraße 18, um 1846 eine »Bad-Einrichtung mit laufendem Brunnen darinnen«. Ob es sich dabei um ein rituelles Bad (Mikwe) handelte, ist unbekannt.
- 23 StadtALB: L 155 Bd. 7 Bl. 41; L 165 Bd. 7 Bl. 164r.
- 24 Ebd.: L 165 Bd. 9a (Nro. 465).
- 25 Ebd.: L 63 I Bü 1169; L 155 Bd. 7 Bl. 41 v. 1 Schuh \triangle ca. 28,5 cm. Für die Überlassung des von Maurermeister Friedrich Baumgärtner gezeichneten Grundrisses von 1824 darf ich Herrn Bürgermeister i. R. Dr. Erich Faßl danken.
- 26 StAL: F 181 I Bü 250a, 251.
- 27 Wie Anm. 17; Schüssler, a.a.O., S. 79.
- 28 StadtALB: L 165 Bd. 127 Bl. 247r; Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Ludwigsburg. Ludwigsburg 1885. S. 104.
- 29 Frdl. Mitteilung von Dr. Georg Sigmund Graf Adelman.
- 30 Adelman, Georg Sigmund Graf: Topographie der kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten. In: Der Kreis Ludwigsburg. Stuttgart u. Aalen 1977. S. 164.
- 31 StadtALB: L 15 N 8 »J«; Ludwigsburger Zeitung (= LZ) v. 21. 9. 1884. S. 1058f.
- 32 Abraham Schmal (1844–1920), zunächst Lehrer in Oedheim, dann in Nordstetten, war von 1878 bis 1908 Vorsänger in Ludwigsburg. In seine Amtszeit fiel der Bau der Synagoge. Von 1899 bis 1908 war er Vorstand des Vereins israelitischer Lehrer und Vorsänger in Württemberg.
- 33 Wie Anm. 17. Der Vorsänger war auch Vorsitzender des Kirchenvorsteheramtes, das sich je nach Größe der Gemeinde aus drei bis sieben gewählten Mitgliedern zusammensetzte. Die Mitglieder mußten das Bürgerrecht der jeweiligen Gemeinde besitzen. Nach der Verordnung vom 27. Oktober 1831 hatten die Kirchenvorsteherämter folgende Aufgaben:
- Fürsorge für den öffentlichen Gottesdienst;
 - Ausübung der Kirchenzucht;
 - Beratung notleidender Kirchengenossen;
 - Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten der Kirchengemeinde.
- Das gesamte israelitische Kirchenwesen Württembergs stand unter Aufsicht und Leitung der Israelitischen Oberkirchenbehörde (nach 1924: »Oberrat der israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs«).
- 34 StadtALB: L 165 Bd. 120. S. 139f.; LZ v. 20. 1. 1884. S. 79.
- 35 LZ v. 14. 9. 1884. S. 1030. Eines der ersten Gebäude des Ludwigsburger Architekten Fritz Baumgärtner (1861–1928) dürfte die Ludwigsburger Synagoge gewesen sein. Aufgrund der Ähnlichkeit ist es möglich, daß sie die 1880/81 von Professor Christian Friedrich von Leins in Göppingen errichtete Synagoge zum Vorbild hatte. Die erste Schaffensperiode von Fritz Baumgärtner (vor 1900) mit Bauten überwiegend in der Innenstadt war durch eine »gotisierende Vormauerziegelarchitektur« bestimmt, seine zweite (nach 1900), hauptsächlich mit Gebäuden in der neu erschlossenen Südstadt, wies vor allem architektonisch anspruchsvolle Putzbauten auf. Fritz Baumgärtner, der aus einer alteingesessenen Ludwigsburger Architekten- und Werkmeisterfamilie stammte, prägte das Ludwigsburger Stadtbild wesentlich mit. Viele seiner Bauten stehen heute unter Denkmalschutz.
- Bereits Johann Heinrich Baumgärtner (1763–1832), sein Urgroßvater, war als Hofwerkmeister in Ludwigsburg tätig. Sein Großvater, Maurermeister Friedrich Baumgärtner (1793–1862), war anfangs Hof-, zuletzt Stadtwerkmeister. Sein Vater Paul Baumgärtner (1831–1884) war ebenfalls Werkmeister sowie Architekt. Urgroßvater, Großvater und Vater

waren zudem Stadträte in Ludwigsburg. Sein Onkel Friedrich Baumgärtner (1823–1881), der Architekt und Professor in Stuttgart war, fertigte u. a. den Ludwigsburger Stadtbauplan von 1871/72.

- 36 StAL: F 181 III Bü 682.
- 37 StadtALB: L 155 Bd. 29. S. 186; LZ v. 21. 3. 1884. S. 322 u. 24. 12. 1884. S. 1492.
- 38 LZ v. 29. 4. 1884. S. 478.
- 39 Wie Anm. 17; StAL: F 181 III Bü 682; LZ v. 2. 4. 1884. S. 372 u. 21. 9. 1884. S. 1058f. Nach Schüller (a.a.O. S. 27) soll der Bau der Synagoge zum großen Teil durch eine Stiftung des Fabrikanten und Geh. Kommerzienrats Hermann Franck (1838–1902) finanziert worden sein. Für diese Angabe ließ sich jedoch kein Beleg feststellen.
- 40 Wie Anm. 17; LZ v. 21. 9. 1884. S. 1059 u. 12. 12. 1884. S. 1416. Der israelitische Wohltätigkeitsverein »Gemillus Chassodim« wurde 1872 gegründet. In erster Linie diente er zur Unterstützung der israelitischen Gemeindeangehörigen in Ludwigsburg. Allerdings konnten auch in Not geratene Glaubensgenossen im In- und Ausland finanziell unterstützt werden. Vereinsmitglied konnte jedes volljährige, unbescholtene Mitglied der israelitischen Gemeinde Ludwigsburgs werden.
- 41 Für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben: Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933). Teil 1. Hamburg 1981. S. 346 ff.; Hahn, Joachim: Synagogen in Baden-Württemberg. Stuttgart 1987. S. 24 ff.; ders.: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Hrsg. v. d. Komm. für Geschichtl. Landeskunde Baden-Württemberg u. d. Innenministerium Baden-Württemberg. Stuttgart 1988. S. 32 ff.; Ydit, Meir: Kurze Judentumkunde. Für Schule und Selbstunterricht. Neustadt/Weinstr. 1984. S. 36 f.; StadtALB: L 63 Bü 14; LZ v. 14. 9. 1884. S. 1030. Bei der Einweihung der Synagoge, 1884, zählte die jüdische Gemeinde Ludwigsburgs etwa 45 Familien mit zusammen 210 Seelen. Ihre höchste Zahl erreichte sie um 1900 mit 243 Personen.
- 42 Wie Anm. 17; LZ v. 21. 9. 1884. S. 1059 u. 12. 12. 1884. S. 1416. Orgeln kamen in Synagogen erst im 19. Jh. vornehmlich in Stadtgemeinden mit liberaler Gesinnung auf (Reform-Synagogen).
- 43 Die Trennung der Sitzplätze der Frauen von denen der Männer geht auf den babylonischen Talmud zurück: Die Männer sollen beim Beten nicht »abgelenkt« werden. Ob in der Ludwigsburger Synagoge diese Trennung streng eingehalten wurde, konnte nicht geklärt werden. Evtl. diente der Eingang an der Westseite als separater Eingang für die Frauen.
- 44 Leider liegt keine Fotografie vom Innern der Synagoge vor. – Ich darf an dieser Stelle Frau Christiane Lohkamp, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, für freundliche Auskünfte danken.
- 45 LZ v. 9. 9. 1884. S. 1009. Krauß war von Beruf Buchbinder und evangelischer Konfession. Viele Jahre war er zudem Organist in der Synagoge. Auch nach 1933 gab es noch einen nicht-jüdischen Organisten (Oberlehrer i.R. Fink), der in der Synagoge die Orgel spielte.
- 46 StadtALB: L 2 Bü 241; zum folgenden, sofern nichts anderes angegeben: LZ v. 21. 12. 1884. S. 1477 u. 23. 12. 1884. S. 1488f.
- 47 LZ v. 24. 12. 1884. S. 1492.
- 48 Man kann wohl davon ausgehen, daß einer dieser oder ein ähnlicher biblischer Text über den Eingangsportalen Verwendung fand. Inschriften sollten auf die Heiligkeit des Ortes hinweisen.
- 49 Für das Folgende: Wie Anm. 47.
- 50 Ydit, a.a.O., S. 35, 48, 116f.
- 51 LZ v. 12. 12. 1884. S. 1416.
- 52 Tänzer, a.a.O., S. 114 ff. Von den rund 100000 Mannschaften, Unteroffizieren und Offizieren jüdischen Glaubens in der deutschen Armee sind während des Ersten Weltkrieges etwa 12000 gefallen. Viele jüdische Soldaten wurden für Tapferkeit vor dem Feind ausgezeichnet. Sechs jüdische Bürger aus Ludwigsburg kehrten aus dem Krieg nicht mehr zurück: Beno Elsas (1878–1914), Berthold Elsas (1885–1916), Wilhelm Ottenheimer (1892–1917), Willy Ottenheimer (1893–1914), Wilhelm Ottenheimer (1894–1918) und Sigwart Wertheimer (1897–1914).
- 53 Stuttgarter Neues Tagblatt. Sonderbeilage Ludwigsburg v. 25. 5. 1928. S. 12; Sauer, a.a.O., S. 122.

- 54 Wie Anm. 17.
- 55 Schüßler, a.a.O., S. 30ff.
- 56 Ebd. S. 55 ff.; Sauer, Paul: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus (= Sonderveröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Ulm 1975. S. 158f.
- 57 Sauer: Württemberg, a.a.O., S. 159. Wie der Pogrom durchgeführt wurde, ergibt sich aus einem Befehl, den SS-Gruppenführer Heydrich am 10. November 1938 um 1.20 Uhr morgens allen SD-Ober- und Unterabschnitten erteilte (zit. nach Schwäb. Tagblatt v. 30. 8. 1946. S. 2): »Betrifft: Maßnahmen gegen Juden in der heutigen Nacht. Auf Grund des Attentats gegen den Legationssekretär vom Rath in Paris sind im Laufe der heutigen Nacht vom 9. zum 10. November im ganzen Reich Demonstrationen gegen die Juden zu erwarten. Für die Behandlungen dieser Vorgänge ergehen die folgenden Anordnungen:
1. Die Leiter der Staatspolizeistellen und ihre Stellvertreter haben sofort nach Eingang dieses Fernschreibens mit den für ihren Bezirk zuständigen politischen Leitungen – Gauleitung oder Kreisleitung – fernmündlich Verbindung aufzunehmen und eine Besprechung oder die Durchführung der Demonstrationen zu vereinbaren, zu der der zuständige Inspekteur oder Kommandeur der Ordnungspolizei zuzuziehen ist. In dieser Besprechung ist der politischen Leitung mitzuteilen, daß die deutsche Polizei (Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei) die folgenden Weisungen erhalten hat, denen die Maßnahmen der politischen Leitungen zweckmäßig anzupassen wären.
 - a) Es dürfen nur solche Maßnahmen getroffen werden, die keine Gefährdung deutschen Lebens oder Eigentums mit sich bringen (z. B. Synagogenbrände nur, wenn keine Brandgefahr für die Umgebung vorhanden ist.)
 - b) Geschäfte und Wohnungen von Juden dürfen nur zerstört, nicht ausgeplündert werden. Die Polizei ist angewiesen, die Durchführung dieser Anordnung zu überwachen und Plünderer festzunehmen.
 - c) In Geschäftsstraßen ist besonders darauf zu achten, daß nichtjüdische Geschäfte unbedingt gegen Schäden gesichert werden.
 - d) Ausländische Staatsangehörige dürfen, auch wenn sie Juden sind, nicht belästigt werden.
 2. Unter der Voraussetzung, daß die unter 1. angegebenen Richtlinien eingehalten werden, sind die stattfindenden Demonstrationen von der Polizei nicht zu verhindern, sondern nur auf die Einhaltung der Richtlinien zu überwachen.
 3. Die Leitung der sicherheitspolitischen Maßnahmen hinsichtlich der Demonstrationen gegen die Juden liegt bei den Staatspolizeistellen, soweit nicht die Inspekteure der Sicherheitspolizei Weisungen erteilen. Zur Durchführung der sicherheitspolizeilichen Maßnahmen können Beamte der Kriminalpolizei sowie Angehörige des SD, der Verfügungstruppe und der allgemeinen SS zugezogen werden.
 4. Sobald der Ablauf der Ereignisse dieser Nacht die Verwendung der eingesetzten Beamten hierfür zuläßt, sind in allen Bezirken so viele Juden – insbesondere wohlhabende – festzunehmen, als in den vorhandenen Hafträumen untergebracht werden können. Es sind zunächst nur gesunde männliche Juden, nicht zu hohen Alters, festzunehmen. Nach Durchführung der Festnahme ist unverzüglich mit den zuständigen Konzentrationslagern wegen schnellster Unterbringung der Juden in den Lagern Verbindung aufzunehmen.
 5. Der Inhalt dieses Befehls ist an die zuständigen Inspekteure und Kommandeure der Ordnungspolizei und an die SD-Oberabschnitte und SD-Unterabschnitte weiterzugeben und mit dem Zusatz, daß der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei diese polizeiliche Maßnahme angeordnet hat. Der Chef der Ordnungspolizei hat für die Ordnungspolizei einschließlich der Feuerlöschpolizei entsprechende Weisungen erteilt. In der Durchführung der angeordneten Maßnahmen ist engstes Einvernehmen zwischen der Sicherheitspolizei und der Ordnungspolizei zu bewahren.
- gez. Heydrich, SS-Gruppenführer«
- 58 StadtALB: L 9 Bü 3.
- 59 Schüßler, a.a.O., S. 57f.; LZ v. 11. 11. 1938. S. 3. Unter den Verhafteten waren auch der 80jährige Fabrikant Max Elsas und der Arzt Dr. med. Walter Pintus, der sich vermutlich vor der Einweisung in das KZ Dachau das Leben nahm.
- 60 Sauer: Württemberg, a.a.O., S. 159.

- 61 StadtALB: L 3 I Az. 4720; Schüßler, a.a.O., S. 43 ff.
- 62 Adolf-Hitler-Straße = Alleen- und Friedrich-Ebert-Straße.
- 63 LZ v. 11. 11. 1938. S. 3; für das Folgende, sofern nichts anderes angegeben: StadtALB: L 9 Bü 3.
- 64 Olpp galt bis März 1948 als tot. Bis zum Kriegsbeginn führte er die SA-Standarte 123 in Ludwigsburg, bekleidete zuletzt den Rang eines Brigadeführers der SA und war gegen Ende des Zweiten Weltkriegs Kommandeur eines Volkssturmbataillons.
- 65 Ostertag, seit 1930 Mitglied der NSDAP, gehörte von 1930 bis 1939 der SA an. Seit 1932 war er Ortsgruppenleiter, schon frühzeitig Fraktionsvorsitzender der NSDAP-Fraktion im Ludwigsburger Gemeinderat, 1938 bis 1939 Vertrauensmann des SD, von 1933 bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, als er eingezogen wurde, war er Bürgermeister (Erster Beigeordneter) der Stadt Ludwigsburg. Von Beruf war Ostertag Prokurist und Bausparkassendirektor (seit 1933).
- 66 Auf volle Namensnennung wurde verzichtet.
- 67 Stuttgarter Zeitung v. 9. 6. 1948. S. 3.
- 68 Ebd. v. 3. 7. 1948. S. 5.
- 69 Wie Anm. 57.
- 70 Über den Verbleib der Gebetsrolle konnte nichts in Erfahrung gebracht werden.
- 71 Es handelt sich um die Gebäude Myliusstraße 9 (Rechtsanwalt Dr. Weiß), Solitudestraße 12 (Druckerei Langenstein), Alleenstraße 16 (Gymnasium) und Alleenstraße 10 (Museums-gesellschaft Ludwigsburg).
- 72 Gemeint ist der Röhm-Putsch.
- 73 LZ v. 15. 11. 1938. S. 3.
- 74 LZ v. 17. 11. 1938. S. 10.
- 75 StadtALB: L 24 Bü 125.
- 76 LZ v. 25. 11. 1938. S. 3.
- 77 Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 1933–45. H. 3. Hrsg. von der VVN. Kreisvereinigung Ludwigsburg. Ludwigsburg 1987. S. 60.
- 78 StadtALB: L 3 I Az. 4720. Es ist das heutige Gebäude Hohenzollernstraße 3.
- 79 Wie Anm. 75.
- 80 StadtALB: L 150 Bd. 162. S. 163 f. (Ratsherren).
- 81 Ebd.: Bd. 163. S. 40. (Verw.-Beiräte); wie Anm. 75.
- 82 Belschner, a.a.O., S. 422.
- 83 StadtALB: L 150 Bd. 171. S. 201 (Verwaltungsabt.); wie Anm. 75. Die JRSO verwaltete das Vermögen der früheren jüdischen Gemeinden.
- 84 Ebd.: Bd. 174. S. 137 f. (Gemeinderat nichtöffentl.).
- 85 Ebd.: Bd. 179. S. 166 (Gemeinderat öffentl.).
- 86 Ebd.: Bd. 180. S. 4 u. S. 105 (Gemeinderat öffentl.); Ludwigsburger Kreiszeitung (= LKZ) v. 18. 6. 1958. S. 3, 20. 6. 1958. S. 3, 11. 7. 1958. S. 3, 25. 7. 1958. S. 3.
- 87 Stuttgarter Zeitung v. 10. 11. 1958. S. 12; LKZ v. 10. 11. 1958. S. 3.
- 88 LKZ v. 16. 11. 1959. S. 3.
- 89 Frdl. Mitteilung von Herrn Dieter Hornig, Stadtplanungsamt Ludwigsburg, dem ich an dieser Stelle für zahlreiche Auskünfte danken darf.
- 90 LKZ v. 10. 11. 1958. S. 3.

Der Marbacher Lateinschullehrer Simon Studion (1543–16?) und die Anfänge der Württembergischen Archäologie*

Von Eberhard Kulf

Simon Studion wurde in seiner württembergischen Heimat nie völlig vergessen, wie Walter Hagen, der erste Studion-Biograph, in den Schwäbischen Lebensbildern¹ feststellt. Andererseits war er nie eine Berühmtheit und galt nie – wohl mit Recht – als Größe des Humanismus. Und mancher Leser dieser Zeilen fragt sich, wer denn dieser Studion nur gewesen sein mag. Aber immerhin: in Benningen a. N. gibt es eine Studionstraße, die zum römischen Kastell führt. Und derjenige, der sich mit den Altertümern Württembergs, zumal denen im Lapidarium in Stuttgart beschäftigt, begegnet Studion immer wieder; die einschlägigen Werke, der alte »Haug-Sixt« und sein Nachfolger, der Filtzinger, verweisen häufig genug auf ihn, behandeln ihn allerdings nur oberflächlich.

Wer aber war nun Simon Studion und worin sind seine Leistungen zu sehen? Wenn dieser Frage hier nachgegangen werden soll, ist es unumgänglich, Studions Lebenslauf eingehender darzustellen, den Lebenslauf und Bildungsgang eines württembergischen Lateinschullehrers, der typisch für seine Zeit und zugleich aufschlußreich ist für das Bildungswesen und den Wissenschaftsbetrieb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die geistige Situation dieser Zeit überhaupt.

Welche Zeit ist das? Das Geburtsjahr Studions ist 1543, über das Todesjahr schweigen sich die ohnehin dürftigen Quellen aus; es dürfte zwischen 1605 und 1610 liegen. Sein Leben reicht also von den späten Jahren Luthers, vom Schmalkaldischen Krieg (1546–1547) und dem Konzil von Trient (1545–1563) einerseits bis andererseits zum Beginn des Barock oder »Vorbarock«; bis zur Union der Protestantischen Fürsten in Oberdeutschland (1608) und zur Katholischen Liga (1609) – beide Ereignisse weisen auf den Dreißigjährigen Krieg voraus. Diese Eckdaten deuten an, welche geistigen Bewegungen diese Zeit umtrieben: Renaissance, Humanismus, Reformation; zugleich wird deutlich, daß diese Epochenströmungen bereits verarbeitet, abgearbeitet und teils überwunden werden. Es ist die Zeit großer politischer Auseinandersetzungen, die insgesamt in engerer oder weiterer Beziehung zu den Glaubensfragen stehen: Hugenottenkriege (1562–1598) – die Bartholomäusnacht war 1572 –, Abfall der Niederlande (1581), Hinrichtung Maria Stuarts (1587), Untergang der Armada (1588).

Wie gut ging es vergleichsweise den Württembergern! Daran sei kurz erinnert: Nach dem Schmalkaldischen Krieg, der teilweise im Lande geführt wurde, genoß die Bevölkerung eine lange Zeit des Friedens. Die Reformation war von Herzog Ulrich nach seiner Rückkehr zielstrebig eingeführt worden. Sein Sohn Christoph, der die Regierung 1550 antrat; legte durch das Württembergische Landrecht von

* Vortrag vor dem Historischen Verein Ludwigsburg am 15. Januar 1987.

1555 und 1559 durch die große Kirchenordnung die Grundlagen für das protestantische Staatswesen auf Jahrhunderte. Nachdem im Augsburger Religionsfrieden 1555 das Lutherische Bekenntnis als gleichberechtigt anerkannt worden war, wurde in Württemberg 1565 die evangelisch-lutherische Lehre zur ausschließlichen Landesreligion erklärt; der Herzog verzichtete sogar für sich und seine Nachkommen auf das Recht neuer Reformation. Damit erhielt das Land eine sichere Kirchenordnung auf Dauer!

1568 folgte Ludwig (Christophs Sohn), der prachtliebend war und kunstsinnig und sich tatkräftig für die protestantische Sache einsetzte. Mit Herzog Friedrich I. (1593–1608), der in Mömpelgard unter französischem Einfluß aufwuchs, deutet sich das Heraufkommen einer neuen Zeit an. Er förderte merkantilistische Bestrebungen und zeigte durchaus absolutistische Neigungen, übrigens auch Interesse an der Alchimie und anderen okkulten Künsten.

Die Architektur jenes halben Jahrhunderts ist im Stuttgarter Raum in einigen wichtigen Bauten erhalten und erkennbar. Ein paar Beispiele seien genannt, damit die Zeit auch optisch einige Konturen gewinnt: in Stuttgart die Alte Kanzlei, der Arkadenhof des Alten Schlosses, das Lusthaus (Reste davon im Schloßgarten), der Prinzenbau, in Tübingen das Collegium Illustre, das Äußere Tor von Hohen-tübingen. Diese Bauten zeigen eine erstaunliche stilistische Geschlossenheit; lediglich im Prinzenbau deutet sich Neues an.

Nicht so geschlossen und ausgeglichen war die geistige Situation dieser Zeit, da die Reformation von den Herzögen gefördert wurde und gesichert war und da der Geist des Humanismus Wissenschaft und Literatur bestimmte. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, das ausführlicher darzustellen, zumal der Humanismus als Begriff und als Phänomen außerordentlich vielschichtig ist. Trotzdem seien einige wenige skizzenhafte Hinweise versucht, die für das Verständnis von Studios Arbeiten wichtig sind.

Zeitlich muß etwas weiter zurückgegriffen werden: Das ausgehende 15. Jahrhundert hat den Menschen Mitteleuropas folgenreiche Entdeckungen und Neuerungen beschert. Jedermann weiß von der Entdeckung Amerikas und der Erfindung des Buchdrucks. Weniger bekannt sind folgende Erfindungen, die vermutlich kaum weniger tief in das Lebensgefühl der Menschen eingriffen: Konstruktion des ersten Globus, der ein neues Selbstgefühl der Menschen mitverursachte, Erfindung des Schraubstockes, der neue handwerkliche Möglichkeiten erschloß, und der Taschenuhr, die das Zeitgefühl der Menschen tiefgreifend veränderte. Neue Formen der Kapitalwirtschaft führten zu gewaltigen Kapitalkonzentrationen, die großes politisches Gewicht gewannen. Die Ständeordnung löste sich allmählich auf, das Rittertum ging unter. Große Teile der Bürgerschaft, ja der Bauern wachten aus der mittelalterlichen Abhängigkeit von Autoritäten auf. Die Bibel wurde zum Volksbuch, in dem die Unterdrückten keine Rechtfertigung der Ständegesellschaft entdecken konnten. Der verweltlichte Zustand der Kirche und des Papsttumes forderten zum Widerspruch heraus. All das brachte einen Verlust an Lebenssicherheit, an Halt und Orientierung; die eigene Zeit wurde als mangelhaft empfunden, während man nun in der Antike eine zwar vergangene, aber wiederbelebungs-fähige, vor allem aber vorbildliche Zeit und Lebensform zu entdecken glaubte. Zumal erhoffte man sich dort Hilfe und Orientierung für ein neues waches Menschentum und für die Befreiung von der kirchlichen Unterdrückung. Es ist eine Zeit des Aufbruchs, des Erwachens eines neuen Lebensge-

fühl, des Glaubens an die Wissenschaften. Huttens vielzitiertes Ruf »O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben!« formuliert dieses Selbstgefühl überzeugend. Es entstand ein neuer Bildungsbegriff, zunächst neben der Kirche, schließlich auch gegen die Kirche. Schon bei Petrarca im 14. Jahrhundert lesen wir: »Christus equidem Deus noster, Cicero autem nostri princeps eloquii« (Ep. fam. XXI 10).² Cicero neben Christus! Sprachliche Bildung als Lebensziel nahezu gleichberechtigt neben der Sorge ums Seelenheil! Das ist eine geistige Revolution.

Mit dieser Hinwendung zur Antike lebte die Erforschung der alten Welt auf; und zwar wurde an den alten Texten geforscht, »ad fontes« (zu den Quellen) war die Devise. Und es wurde nicht nur die griechisch-römische Antike, sondern auch die germanische Vergangenheit untersucht. Schon 1455 war die Germania des Tacitus als sensationeller Fund entdeckt worden; damit wurde die Frühgeschichte der Germanen erforschbar, der Germanen, die Tacitus seinen dekadenten Zeitgenossen als vorbildlich in ihrer Sittenstrenge, Treue, Tapferkeit und Keuschheit hingestellt hatte. So wird die Antike zum Miterwecker eines Nationalgefühls.

Die Germania verursachte eine ganze Flut von Schriften, z. B. – des Jacob Wimpfeling, der an der Germania nachzuweisen versuchte, daß das Elsaß deutsch sei, – oder des Tübinger dichtenden Professors Heinrich Bebel, der sich zu der Behauptung verstieg, ohne die Deutschen sei nahezu nichts Großes in der Welt geleistet worden, – oder des Nikodemus Frischlin, ebenfalls Dichterprofessor in Tübingen (jedenfalls zeitweise), der in seinem Drama »Julius Redivivus« Cicero und Caesar zu Zeugen der Überlegenheit der Deutschen über die romanischen Völker macht. Der Humanismus ist ein Prozeß der Selbstfindung und zugleich und vor allem der Selbstdeutung – allerdings überwiegend im Bürgertum.

Diesen angedeuteten eher hellen Seiten des geistigen Aufbruchs stehen tiefe Schattenseiten gegenüber: Es ist die Zeit von unzähligen Hexenprozessen, von grauenvollen Strafen und Foltern, der dumpfen Furcht vor dem bevorstehenden Weltende, der Teufelsangst und der Teufelspakte. Die Astrologie stand als Wissenschaft in hoher Achtung, sogar in den Hochburgen des Humanismus wie Tübingen, wo der berühmte Mathematiker Stöffler beim Beinbruch des Abtes von Bebenhausen (!) eine astrologische Expertise erarbeiten mußte. Das Mittelalter war noch längst nicht überwunden und allenthalben gegenwärtig.

In der zweiten Jahrhunderthälfte verschiebt sich das Bild allmählich. Der Humanismus war zwar die prägende geistige Kraft, aber er war schon fast zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Der evangelische Glaube war in vielen Ländern unumstritten, die Bauern waren wieder gebändigt. Der Humanismus setzte keine Kräfte mehr frei, er wurde mehr nur noch in staubigen Studierstuben verwaltet; er erneuerte fast nichts mehr, auch sich selbst nicht. Große beherrschende Figuren wie in der ersten Jahrhunderthälfte (Erasmus, Melancthon, Bebel, Celtis, Reuchlin, Agricola, Hesus) gab es nicht; allenfalls wären zu nennen: Dedekind, Fischart, Frischlin, der sich aber in endlosen Streitereien ruinierte. Vielleicht ist das 1587 erschienene Volksbuch von Dr. Johann Fausten bezeichnend, in dem vor den verhängnisvollen Folgen eines unbezähmbaren Forscherdranges gewarnt wird.

Hiermit seien die Vorbemerkungen abgeschlossen, und Studion selbst soll zum Thema werden.

Geboren wurde Simon Studion 1543 als der älteste Sohn³ des Jacob Studion

oder Studium⁴ in Urach. Sein Vater stammte aus Hessen aus bauerlicher Familie; er war Koch, vermutlich am herzoglichen Hofe. Später siedelte er nach Stuttgart über. Von der Mutter wissen wir so gut wie nichts, wahrscheinlich war sie Ura-cherin weshalb sich Hagen berechtigt sieht, schwäbische Grübeleien auf Studions Zügen auf dem einzigen erhaltenen Portrait zu erkennen.



*Magister Simon Studion aus Urach
im Alter von 50 Jahren im Jahr 1593*

Aus dem Namen der Vorfahren Studions ist zu schließen, daß der Name, der so überzeugend nach einem gelehrten Humanistennamen klingt und von dem vermutet wurde, daß er vielleicht mit »Eifert« zu übersetzen sei⁵, in Wirklichkeit ein ganz ungelehrter Name ist; vielleicht wurde er nur der Mode der Zeit entsprechend lateinisch-griechisch überformt.

Simon Studion ist in Urach aufgewachsen und hat sicher dort die Lateinschule besucht, vermutlich aber auch eine Klosterschule, die den Übergang zur Universität vermittelte. Denn am 1. August 1561 wurde er in Tübingen unter der Nummer 61 an der sogenannten Artistenfakultät eingeschrieben und tauchte am

1. September desselben Jahres in der Liste der »stipendiarii« auf. Studion gehörte also zu den ersten Generationen der »Stiftsköpfe«. Diese stipendiarii wurden von den Gemeinden als die besten Absolventen ihrer Lateinschulen ausgewählt. Für die Stifter bestand die Verpflichtung zum Theologiestudium und zum kirchlichen Dienst im Herzogtum als Pfarrer, in der herzoglichen Verwaltung oder wenigstens im Schulwesen.

Studion scheint diese Zeit strengster Disziplinierung im Stift (Renitenz, Flucht und Entlassung waren nicht selten) ohne nennenswerte Probleme überstanden zu haben; in den Matrikeln der Universität wird er als »gelehrter und frommer Gesell« bezeichnet. Aus derselben Quelle erfahren wir, daß er bereits nach einem Jahr – statt nach eineinhalb – zum Baccalaureus promoviert wurde. Das Baccalaureat war kein vollgültiger Studienabschluß, sondern lediglich ein »testimonium bonae spei« (Beweis guter Hoffnung) also ein Vorexamen in Dialektik, Rhetorik, Grundlagen der Geometrie.

Etwas mehr Zeit hat sich Studion bis zum Magister gelassen, zu dem er im Februar 1565 promoviert wurde.⁶ Offensichtlich hatte er seine Studien mehr als üblich in die Breite getrieben und Geschichte bei dem berühmten Martin Crusius und die sogenannte mystische Arithmetik bei dem Stiftsephorus Heyland studiert (dazu später). Seine Magisterprüfung verlief erfolgreich; in der sog. Lokation, bei der Feststellung der Prüfungsleistungen, wurde ihm der erste Rang von 11 Studenten zugesprochen. Mit der Promotion wurde die »facultas docendi, profitendi, exercendi bonas literas et artes« erteilt (die Erlaubnis, die schönen Wissenschaften und Künste zu lehren, darüber Vorlesungen zu halten und auszuüben).

Übrigens lesen wir mit Aufmerksamkeit in der Liste der Magisterpromotionen, daß im selben Jahr zum späteren Termin der begabte und später berühmte Nikodemus Frischlin promoviert wurde, der schon 1568 Professor in Tübingen wurde, aber schmählich als Gefangener auf Hohenurach bei einem Fluchtversuch umkam.

Der Magistergrad war ein möglicher Studienabschluß, aber in der Regel wurde ein Theologiestudium angeschlossen oder auch eines auf einer anderen Fakultät. Denn die »Artistenfakultät«, später die »philosophische« war als »grundfest darauf alles anders der merer facultäten zu bawen und zu setzen« gedacht (so Eberhard, der Universitätsgründer, in einer Denkschrift).⁷ Die Fakultät bot ein Studium generale mit einem weiten Fächerangebot, hatte allerdings einen ausgeprägten theologischen Schwerpunkt; die geplante Fortsetzung war eben ein reines Theologiestudium. Wir dürfen vermuten, daß diese Fortsetzung auch Studions Plänen entsprach, zumal er als Stipendiat zum Pfarramt verpflichtet war.

Aber hier erhält seine Biographie eine Wendung, die für ihn selbst von geradezu tragischer Bedeutung war. Studion hatte einen Sprachfehler; in den Matrikeln der Universität steht knapp, er sei »impeditae linguae« (behinderter Zunge) gewesen. Er selbst sagt in einem noch erhaltenen Brief an den Herzog, seine Zunge sei »zum Lehren des Volkes Gottes«, also zum Predigen ungeeignet, es fehle ihm die »celeritas« (Geläufigkeit) des Sprechens.

Ein Ausweg vor anderen bot sich zu jener Zeit an: der Schuldienst, bei dem der Sprachfehler nicht als hinderlich betrachtet wurde. So wurde Studion aufgrund eines eigenen Antrages beim Herzog und nach einer Art Zweiter Dienstprüfung im Frühjahr »Kollaborator« am Pädagogium in Stuttgart.

Das war nun wahrhaftig keine große Karriere für einen gelehrten Magister!

Denn ein Kollaborat war die unterste Stufe der gelehrten Berufe, und oft genug wurden an solchen Stellen Männer mit abgebrochenem oder gar ohne Studium oder solche, die sittlich dem Pfarrberuf nicht gewachsen schienen, besetzt; nicht selten wurden Kollaborate sogar als Strafstellen benutzt oder als Auffangstationen für gescheiterte Existenzen, die der Gemeindekasse nicht zur Last fallen sollten. Die Besoldung war mäßig, da der Kollaborator nur Hilfslehrer des Präzeptors, des Oberlehrers, war, der seinerseits nicht einmal eine besonders angesehene Stellung hatte.⁸ Für Studion mag es ein Trost gewesen sein, daß das Stuttgarter Pädagogium hochangesehen war, als die führende Lateinschule des Landes galt und der Schulleiter kein schlichter Präzeptor war, sondern »Pädagogarch«, der zugleich eine Art Schulrat darstellte.

Obwohl Zukunftshoffnungen zerstört waren, scheint Studion nach allem, was wir wissen, in der Zeit in Stuttgart ein pflichtbewußter Lehrer gewesen zu sein. Er faßte Fuß in Stuttgart, heiratete und gründete eine Familie. Drei Kinder wurden hier geboren, von denen zwei Söhne ihm beruflich folgten. (Später werden in Marbach noch zwei Kinder geboren.)

Doch Studion fühlte sich in seiner Schularbeit offenbar nicht völlig ausgelastet. Das darf man daraus schließen, daß er eigene Dichtungsversuche machte. Denn im Jahre 1570 erschien ein lateinisches Gedicht von ihm, eine Elegie auf den Tod des Reformators Johannes Brenz. Dieses Gedicht wurde gedruckt und in einer Sammlung mit anderen literarischen Ergüssen anlässlich dieses Trauerfalles veröffentlicht. Übrigens wurde sein Poem in dieser Sammlung vor einer Arbeit des N. Frischlin eingereiht, der inzwischen beliebter und angesehener Professor in Tübingen geworden war. Studion fand also mit dieser Arbeit durchaus Anerkennung.

Bei dieser Dichtung blieb es nicht. Wie viele der Humanisten, die vielfach schöpferisch tätig waren und gern und viel lateinisch dichteten (Bebel, Hutten, Eobanus Hessus), schrieb er, soweit wir sehen können, zeit seines Lebens Gedichte, mit denen er sogar Anerkennung bei seinem Herzog fand.

Studios Tätigkeit in Stuttgart war kurz (7 Jahre), und seine anscheinend gute pädagogische Arbeit brachte ihm Bestätigung und die Anerkennung, daß er Anfang des Jahres 1572 als Präzeptor an die Lateinschule in Marbach versetzt wurde. Diese Marbacher Präzeptoren-Stelle scheint zu den bessergestellten und angeseheneren des Landes gehört zu haben, was sich in der öffentlichen Reputation und in der Bezahlung zeigte.⁹ Studion bezog ein Grundgehalt von 62 Gulden p. a., dazu kamen die Schulwohnung, verschiedene Naturalien.¹⁰ Studios Einkommen war wohl nicht so hoch, daß er sich einen großzügigen Lebensstil hätte leisten können; doch dürfte es gegenüber dem Kollaboratorengehalt eine deutliche Verbesserung gewesen sein, zumal aufgrund der zusätzlichen Einkünfte.

Die Marbacher Lateinschule war ein Kuriosum: Sie vermittelte nur etwa die Hälfte des üblichen Lateinschulprogrammes (die Fortsetzung bildete die Lateinschule in Tübingen oder Stuttgart); außerdem aber war sie zugleich Elementarschule. Das Lesen und Schreiben wurde am lateinischen Katechismus gelernt.

So mußte sich der gelehrte und lateinisch dichtende Magister jahraus, jahrein mit den mühsamen lateinischen Exerzitien seiner Schüler abplagen, mit Schreibenlernen, Rechnen und Singen. Und er stand unter der Aufsicht des Pfarrers von Marbach!

Doch auch in Marbach begnügte sich Studion nicht allein mit seiner Schular-

beit. Er trieb historische Forschungen, und er dichtete. Als erstes schrieb er ein Riesengedicht (»carmen non parvum«, wie er selbst sagt) von ca. 10000 Hexametern. Dem Umfang nach trat er damit in Konkurrenz zu Vergils Äneis, die 9900 Verse umfaßt. Das Werk hat die Geschichte der württembergischen Herrscher zum Thema. Der Anlaß war die Verehelichung des Herzogs Ludwig im Jahre 1575. Das Gedicht wurde aber erst 1579 abgeschlossen und dem Herzog in handschriftlicher Form überreicht.

Derartige Poemata waren damals durchaus nichts Außergewöhnliches: Frischlin, um nur eines der zahlreichen Beispiele zu nennen, hatte 1557 im Auftrag des Herzogs ein Hochzeitsgedicht von 5000 Hexametern geschaffen und erhielt als Honorar 50 Gulden. Schon früher hatte er poetisch die Habsburger verherrlicht mit dem Erfolg, daß er zum Poeta laureatus gekrönt und schließlich sogar zum Pfalzgrafen ernannt wurde.

Studios Gedicht erschöpfte sich nicht in Panegyrik des Herrscherhauses. Es sollte nämlich als Ergebnis seiner historischen Studien einen Beitrag zur Erforschung der württembergischen Geschichte leisten. Ein Kernpunkt des Gedichtes ist ein detaillierter Stammbaum der Württembergischen Herrscher, der bis auf spätrömische Zeit zurückgeführt ist.

Auch mit solchen genealogischen Studien stellte sich Studion in eine lebendige Tradition, allerdings mit einer charakteristischen Abweichung: Bis ins 17. Jahrhundert war es bei hochadeligen Familien beliebt, die eigenen Ursprünge auf griechische oder römische Herrscher oder mythische Helden zurückzuführen. So sahen die Sachsenfürsten Alexander den Großen als ihren Ahnherren an; von König Jakob I. von England ist ein Stammbaum von 1605 erhalten, der bis auf Brutus herabgeführt ist.¹¹ Studion findet ganz im Gegensatz dazu die Wurzeln der Württemberger bei den Germanen – Frucht seiner humanistischen Untersuchungen und der Tacitus-Lektüre.

Auch Studios Mühe blieb nicht unbelohnt: Der Herzog bewilligte ihm gnädig einen Gehaltszuschlag von 6 Gulden und eine Zulage bei den Naturalien von einem Eimer Wein – alles in allem war das immerhin eine Erhöhung von ca 10 Prozent. Außerdem stand er hinfort in Gnade bei Herzog Ludwig und auch lange bei Friedrich, dem er ebenfalls ein kurzes Gedicht gleicher Thematik widmete¹².

Studion entwickelte in diesen Jahren – nicht lange nach Überreichung des großen Gedichtes – eine neue Nebenbeschäftigung, die seinen historischen Interessen entgegenkam, ihnen neue Nahrung gab und ihm selbst neue Möglichkeiten erschloß. Im Jahre 1579 entdeckte er in der Wand eines baufälligen Weinkellers in der Nähe der Benninger Kirche einen Weihaltar, den die »Bewohner des Dorfes an der Murr« (vicani Murrenses) 180 n. Chr. dem Gott Vulkan gestiftet hatten¹³. Diesen Stein kaufte er. 1583 kamen weitere Funde hinzu. Im selben Weinkeller in Benningen – offenbar ging er jetzt systematischer vor – entdeckte er einen sog. Wochengötterstein; außerdem wurde beim Pflügen auf der »Bürg« in Benningen ein römischer Stein aufgeackert. Auch diesen Altarstein kaufte Studion.

Nun erweiterte er seinen Forschungsbereich beträchtlich. In Marbach, Steinheim, Beihingen und Erbstetten (unweit Backnang) entdeckte er weitere Steine und erstand sie, so daß er schließlich eine Sammlung von sieben Steinen besaß. Aber was tun mit diesen Altertümern? Er schenkte sie Herzog Ludwig. Mit zwei Fuhrwerken wurden sie nach Stuttgart verfrachtet, wo sie zunächst im herzoglichen Lustgarten, ein Jahr später im gerade fertiggestellten prächtigen Lusthaus,

und zwar in den Türmen aufgestellt wurden. Diese Sammlung wurde von Ludwig, dessen Interesse geweckt war, durch Funde aus ganz Württemberg erweitert. Später ließen die Herzöge Eberhard III. (1628–1674) und Karl-Eugen (1744–1793) weitere Stücke hinzufügen, bis unter König Wilhelm I. mit diesem Grundstock 1862 die »Königliche Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale« gegründet wurde. Diese ihrerseits war der Vorläufer des heutigen »Württembergischen Landesmuseums«, von dem einen Teil die römische Sammlung des Lapidariums in Stiftsfruchtkasten bildet. Die meisten der von Studion aufgespürten Steine, mit denen die Initialzündung gegeben worden war, sind dort zu besichtigen.

Mit dieser Schenkung waren Studions archäologische Arbeiten aber keineswegs abgeschlossen. Er hatte nämlich schon bei seiner Suche nach Steinen in der Flur »Bürg« in Benningen Mauern im Boden festgestellt, aber damals selbst keine Möglichkeit gesehen, genauere Nachforschungen vorzunehmen. Aber er vergaß diese Entdeckung nicht, obwohl er sich in den folgenden Jahren intensiver als mit der Archäologie mit einem anderen Sachbereich beschäftigte. Er wartete auf eine Gelegenheit. Diese stellte sich 1593 ein: Herzog Friedrich, der gerade Ludwig gefolgt war, hielt sich in diesem Pestjahr in Marbach zum Baden auf, wie Studion selbst berichtet. Es gelang ihm, den Herzog, der allerlei antiquarische Interessen hatte, dafür zu gewinnen, daß noch im selben Jahr Ausgrabungen vorgenommen wurden. Das Ergebnis dieser Grabungen – zweifellos unter Studions Mitarbeit – hat er in Plan und Beschreibung in einem Buch handschriftlich festgehalten. Diesen voluminösen Band, der noch einiges weitere enthält, stellte er bereits Ende des Jahres fertig und überreichte ihn dem Herzog.

Bevor aber darauf eingegangen werden kann, sei in aller Kürze in einem knappen Exkurs der Stand der archäologischen Forschung und der Kenntnisse jener Zeit dargestellt.¹⁴ So sollen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß Studions Leistungen einigermaßen Gerechtigkeit in unserer Einschätzung zukommt.

Die Archäologie ist – wie schon deutlich geworden sein dürfte – ein Kind des Humanismus. Das Mittelalter hatte seine Autoritäten, denen es in der Regel kritiklos folgte; daß man Erkenntnisse aufgrund eigener Forschung gewann und an der Wirklichkeit überprüfte, war eher die Ausnahme. In allen Fragen der Natur z. B. waren die beiden antiken Autoren Aristoteles und Plinius d. Ä. die letzte Instanz. Funde aus der Antike wurden als heidnische Hinterlassenschaft meistens vernichtet oder bestenfalls in Kirchen eingemauert, um die überlegene Macht der Kirche zu bezeugen (so z. B. in Aalen bei der Johannis-Kirche). Was als Ruine unübersehbar war und das Staunen der Betrachtenden hervorrief, wurde häufig genug als Werk des Teufels gedeutet (der Limes als »Teufelsmauer«). Ausgrabungen gab es lediglich als Suche nach Gebeinen von Heiligen oder als Schatzgräberei.

Ein auslösendes Moment von mehreren für die Wendung zu den »steinernen Quellen« und ihrer Erforschung war die Entdeckung der Germania des Tacitus. Dieser Anstoß trieb die Forschung in Deutschland in zwei Richtungen: Untersuchung der griechisch-römischen und der germanischen Hinterlassenschaften. Um die Jahrhundertwende fingen die Forschungen vor Ort an: 1493 wird der »Eigelstein« (Rest einer römischen Wasserleitung) in Mainz zusammen mit römischen Tongefäßen erstmals beschrieben. Ungefähr um dieselbe Zeit erscheint in Meck-

lenburg ein »Liber de Hercule et Vandalis« (Arbeit über Herkules und die Wandalen!); darin werden bereits ausgegrabene Megalithgräber behandelt. Konrad Peutinger in Augsburg, Angehöriger eines Humanistenkreises und bekannter durch die mittelalterliche Kopie einer antiken Straßenkarte (Tabulae Peutingerianae), veröffentlichte 1505 die römischen Inschriften seiner Stadt – die erste Publikation dieser Art. In der württembergischen Region untersuchte um 1520 Andreas Rüttel aus Tübingen Münzen und Inschriften aus Rottenburg; er schickte Herzog Ludwig einen Altar aus Cannstatt, der heute noch im Lapidarium steht. Inschriften aus Württemberg gemeinsam mit anderen wurden erstmals vom Ingolstädter Professor Peter Apianus veröffentlicht, in den »Inscriptiones sacrosanctae vetustatis«. Der Titel »Inschriften des sakrosankten Altertums« verrät die heilig-verehrende Haltung des Forschenden. Daß die Suche nach Altertümern in jenen Jahren geradezu zur Leidenschaft werden konnte, bezeugt uns ausgerechnet der Theologe und Reformator Johannes Brenz: »Wenn ein Alterthumsfreund die morsche Bildsäule eines Heroen oder eine Münze mit dem Bild eines alten Kaisers findet, welche Freude hat er nicht, so daß er fast außer sich kommt.«¹⁵

Man begann nun auch, in historischen Darstellungen römische Steine als Zeugnisse aufzunehmen, so Sebastian Münster in seiner Kosmographie (1544), in der die deutschen Fürsten in einem lückenlosen Stammbaum auf Adam zurückgeführt werden, so Beatus Rhenanus, Felix Fabri und nicht zuletzt der Lehrer Studios Martin Crusius, der »Doyen der Tübinger Gelehrsamkeit«¹⁶, in seinen »Annales Suevici sive Chronica« (1595–1596); diese Annalen waren das grundlegende und hochgeschätzte Geschichtswerk auf lange Zeit und wurden noch 1733 ins Deutsche übersetzt.

Nun breitete sich mit diesen Forschungen keineswegs schnell helles Licht der Erkenntnis aus, vielmehr erhellte sich das Dunkel, das sich im Mittelalter über Teile der Antike gelegt hatte, nur sehr allmählich. Es lebten alte Überzeugungen fort, zumal wenn sie in der Bibel verkündet erschienen oder mit der Schrift zu rechtfertigen waren. Dabei mutet es uns ganz merkwürdig an, wie Altes Testament, griechisch-römische Geschichte und die germanische Vergangenheit in Verbindung gebracht wurden, manchmal unter Aufbietung geradezu gewalttätiger Phantasie. Oft versuchte man seine Theorie durch abenteuerliche Etymologien zu stützen. Man konstruierte sogar Geschichte.

Ein paar Beispiele mögen das belegen: In einer Karte des Fürstentums Lüneburg von 1593¹⁷ findet sich im Gebiet Wendland der Vermerk »Vandalia« – Land der Wandalen. Hier wird schlagartig deutlich: Diese Geschichtskonstruktionen sind zugleich Deutung. Die Wenden des Wendlandes waren ihren Nachbarn immer unheimlich, sie galten als ungesellig und tückisch. Diese »Stammesmerkmale« wurden erklärt und bestätigt dadurch, daß diese suspekten Leute als Nachkommen der wüsten Wandalen angesehen wurden. – M. Crusius geht in seiner Chronik bis auf Adam zurück, der im Jahre 3963 vor Chr. erschaffen worden sei und 930 Jahre gelebt habe – genau nach der Bibel. – Der Stammvater der Deutschen Ascenez oder auch Tuisco sei bereits im Jahre 2170 v. Chr. geboren, und selbstverständlich sei die deutsche Sprache in der babylonischen Sprachverwirrung entstanden. – Ebenfalls nach Crusius wurde Trier um das Jahr 1948 in Abrahams Zeiten von dem Germanen Mannus, den auch Tacitus erwähnt, erbaut. Diese These dient bei Crusius als Widerlegung einer älteren Theorie, nach der Trier nämlich von einem gewissen Trebetes, einem Sohn des Ninus und der Semi-

ramis, gegründet worden sei.¹⁸ Das versteht sich als historische Kritik, mit deren Hilfe nachgewiesen werden soll, daß die Geschichte der Germanen viel früher einsetzt als die der Römer. – Ein schier unglaubliches Beispiel, das aber nicht untypisch ist, sei noch angeführt: Aus drei Abkürzungen einer Inschrift LEG., ANT., STAT., die im Original durch weitere Wörter voneinander getrennt sind, konstruiert Crusius die antike Herkunft des Namens Cannstatt.

Kehren wir zu Studion und seinen archäologischen Arbeiten zurück: 1597 fanden also die ersten Ausgrabungen statt, und in diesem Jahr legte Studion die Dokumentation dieser Grabungen zusammen mit anderen archäologisch-historischen Forschungen vor, und zwar in handschriftlicher Form mit Zeichnungen von seiner eigenen Hand. Diese lateinische Schrift liegt in zwei Versionen im Folioformat vor. Die eine (A von Haug-Sixt genannt) datiert vom 1. September 1597, die andere (B) vom 21. Dezember desselben Jahres¹⁹. Warum zwei Fassungen?

Schon beim ersten Durchblättern fällt unschwer ins Auge, daß die Schrift beider Handschriften sehr unterschiedlich ist: in der älteren (A) in sich sehr wechselhaft mit Streichungen, Ergänzungen, in der jüngeren (B) insgesamt sehr sorgfältig in einheitlichem Schriftduktus. Es drängt sich der Eindruck auf, daß A der Entwurf ist, während die zweite (B) die endgültige Fassung ist, die dem Herzog überreicht wurde. Als weiterer Unterschied fällt auf, daß A ein kurzes Vorwort hat, das in B in den darstellenden Text eingearbeitet ist innerhalb einer zusätzlichen Abhandlung, die thematisch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den übrigen historisch-archäologisch orientierten Teilen der Handschrift hat. Darüber später mehr. Im folgenden wird vorwiegend die Version B zugrundegelegt.

Dem Titel ²⁰ nach geht es um die Herkunft und den Namen des württembergischen Fürstenhauses. Was haben damit aber die römischen Funde in Benningen zu tun? Schauen wir uns kurz den Gedankengang an. Das Vorwort beginnt mit einer aufschlußreichen Polemik gegen den Lehrer Studions, den Tübinger »Großordinarius« M. Crusius, mit dem sich schon N. Frischlin angelegt hatte: Crusius habe – so Studion – in seiner gerade erschienenen »Schwäbischen Chronik« (2. Teil, 3. Buch, 10. Kap.) eine Genealogie der württembergischen Herrscher vorgestellt, ohne die Quelle zu nennen. Das moniert Studion, denn: »um es freimütig und ohne Anmaßung festzuhalten: Ich bekenne mich als ersten Urheber dieser Theorie. Dafür ist mir Beweis jenes Buch, das ich über dasselbe Thema in hektischer Eile geschrieben und im Jahre 1579 untertänig überreicht habe.«²¹ Daß Crusius diese genealogische Theorie auch noch mit denselben Worten und in derselben Wortfolge wiedergibt, erschwert in Studions Augen dieses Plagiat noch. Im übrigen halte er – Studion – seine Theorie, die Crusius weder ablehnt noch gutheißt, nach wie vor für die richtige und fügt amüsanterweise hinzu: »Wenn ich mich aber irre, dann tadele man diejenigen, denen ich gefolgt bin.«²² Diese Polemik setzt sich noch etwas fort und geht über in ein Traktat prophetischen Inhalts, über den in anderem Zusammenhang gesprochen werden muß.

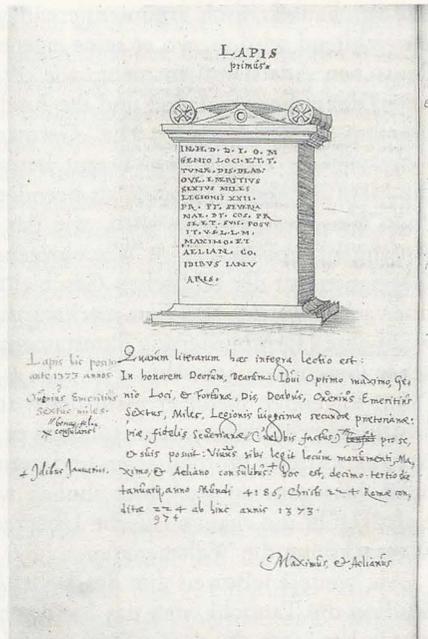
Diese Abhandlung schließt mit einer wiederholten Widmung an den Herzog und der Datierung. Danach beginnt der historische Teil selbst. Dieser setzt ein mit meiner Erörterung der genealogischen Forschungslage, diskutiert die Gründe für die geringe Kenntnis der deutschen und württembergischen Geschichte, referiert – in der Regel mit Nennung der Namen der Gewährsmänner – verschiedene Vermutungen über Herkunft und Namen der Württemberger – er geht da-

bei durchaus kritisch argumentierend vor. Wirklich interessant und für Studion bezeichnend wird es, wo er seine eigene Theorie vorlegt: Er sagt nämlich, daß die deutschen Adelsfamilien nicht, wie oft behauptet werde, von außen gekommen seien, denn die Germanen und ihr Adel seien schon lange im Lande. Hauptzeuge ist ihm dafür Tacitus. Die Germanen seien demnach »autochthon« und »γγενής« – erdgeboren. Damit betrachtet Studion die lange Diskussion über die Herkunft der Germanen als beendet. Und wir stellen fest, daß Tacitus in gleicher Weise ausgewertet wird, wie das für seine Rezeption in Deutschland von Anfang an typisch war. – Wie übrigens diese Theorie von der Autochthonie der Germanen mit der biblischen Geschichte in Einklang gebracht werden kann, darüber schweigt sich Studion merkwürdigerweise aus, obwohl er im übrigen sehr wohl eine Harmonisierung alttestamentarischer und griechisch-römisch-germanischer Geschichte anstrebt.

Im folgenden bleibt er nicht dabei stehen, daß die deutschen Adeligen gleichsam Eigenproduktion seien, sondern er behauptet, daß diese in alle Länder Europas »exportiert« worden seien und germanisches Blut sich in alle Welt verbreitet habe. Man erkennt auch hier ähnlich wie bei Bebel²³ die Gefahr, daß dieses Nationalgefühl die chauvinistische Überzeugung hervorbringen kann, am deutschen Wesen könne die Welt genesen.

Als weiteren Beweis für das hohe Alter des germanischen Stammes benutzt Studion die Tatsache, daß das Land schon lange bewohnt sei, und das wiederum werde bewiesen durch die Steine, die im herzoglichen Lusthaus zu sehen seien. Damit ist die Brücke von der germanischen Geschichte zu den römischen Funden geschlagen und der archäologische Teil ist eingeleitet. Dieser besteht aus Beschreibung und Deutung der Exponate des Lusthauses. Er geht bei jedem Stein in der Regel folgendermaßen vor: Zunächst wird der Stein in einer Zeichnung, in der auch die Inschrift eingetragen ist, vorgestellt; danach, nach Angabe des Fundortes und der Fundumstände, schreibt er die Inschrift aus, indem er alle Abkürzungen auflöst; es folgt eine Datierung in römischer, christlicher Zeitrechnung und von der Erschaffung der Welt an gerechnet und viertens vom Jahr der Untersuchung zurückgerechnet. Der dann folgende Teil ist Studion ganz offensichtlich der wichtigste, denn hier wertet er die Inschrift auf ihren Informationsgehalt aus und gibt Erläuterungen. Dabei übernimmt er das Verfahren, das zu jener Zeit an erklärungsbedürftigen Texten z. B. für die Schule geübt wurde und das auch in den Vorlesungen der Universität praktiziert wurde, daß nämlich peinlich genau fast zu jedem Wort Hintergrundinformationen und Interpretationen gegeben werden. Großzügig, mit einem Quentchen Eitelkeit breitet Studion sein Wissen aus, oft ohne die wirkliche Bedeutung einer Erläuterung für das Verständnis der jeweiligen Inschrift genau zu prüfen. So wuchert der Kommentar bisweilen weit über die Bedürfnisse des gegebenen Textes hinaus. Studion scheint seine reichen Kenntnisse gleichsam auszustellen. Und tatsächlich hat er einen erstaunlichen Überblick über das Wissen seiner Zeit und die antike Literatur.

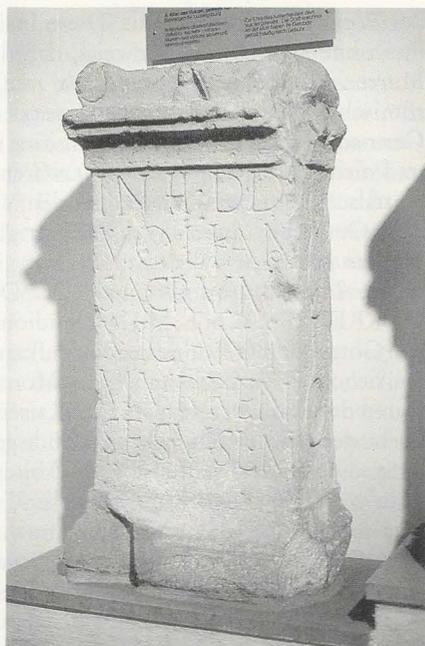
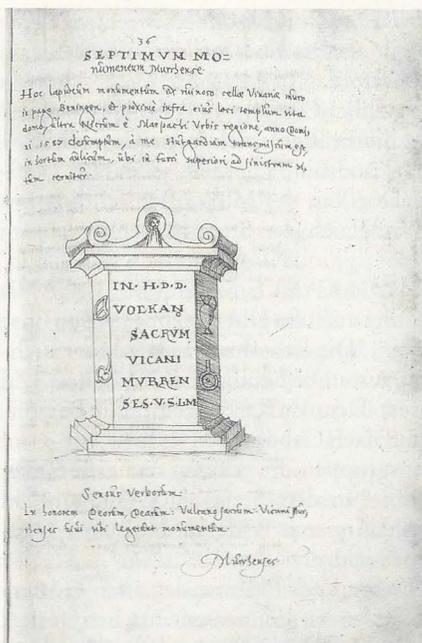
Schauen wir uns das kurz an einem Beispiel an, dem Stein für den Genius loci und Fortuna, wobei Version A und B verglichen werden sollen: Die Version A ist in der Zeichnung recht genau, gemessen am Original, sowohl in den Proportionen als auch in der Anordnung der Schrift, während in B die Proportionen verschoben sind und auch die Inschrift z. T. anders plaziert ist. A hat offenbar bei der Abschrift von B als Vorlage gedient. Beiden gemeinsam ist, daß der Stein zu



Weihstein für den Genius Loci und Fortuna
links aus A (Cod. hist. 2° 57)
rechts aus B (Cod. hist. 2° 137)

der von Studion vermuteten vollständigen Gestalt ergänzt wird. An dieser Stelle spätestens würde der heutige Archäologe energischen Protest einlegen und einen schweren Kunstfehler diagnostizieren; er selbst würde nämlich den genauen Befund ohne jegliche Ergänzung oder Erläuterung aufnehmen und exakte Maßangaben machen; auf dem Befund könnte dann die Deutung aufbauen. Es wäre aber ungerecht, dieses methodische Vorgehen schon bei Studion am Beginn der Archäologie zu verlangen.

Zum Kommentar Studions ist eine Anmerkung in ähnlichem Sinne zu machen: Man könnte es sich leicht machen und die vielen Mißverständnisse und Mißdeutungen aufzählen. Diese Fehldeutungen sind in der Tat so beträchtlich, daß z. B. der Vulcanus-Stein insgesamt falsch verstanden wird, nämlich als Grabstein und nicht als Opferstein. Aber solche beckmesserische Kritik würde zu weit führen und würde m. E. auch Studion nicht gerecht werden. Wir dürfen ja nicht vergessen: Das Wissen über die Antike war in jener Zeit durchaus lückenhaft; die alte Literatur war nicht systematisch erfaßt und ausgewertet, es gab kaum Nachschlagwerke, schon gar nicht über Spezialgebiete wie z. B. das Militärwesen; die Archäologie als Wissenschaft mit einem entwickelten methodischen Instrumentarium war nicht vorhanden – wie schon angedeutet. Und außerdem konnte Studion auf praktisch keine Vorarbeiten oder bestensfalls auf Problematisches zurückgreifen. Er schlägt als einer der ersten gleichsam eine Schneise in den In-schriftenwald. Daß dabei vieles falsch oder schief gesehen wird, daß er Lücken



*Weihealtar für Vulcanus
links aus B (Cod. hist. 2° 137)
rechts das Original im Lapidarium in Stuttgart*

mit Spekulation füllt und allenthalben das segensreiche Wirken der germanischen Vorfahren zu entdecken meint, das ist nicht viel anders zu erwarten und entspricht der Praxis und den Kenntnissen, nicht zuletzt aber den Erwartungen und Bedürfnissen der Zeit. Man muß vielmehr sehen, daß immer wieder respektable Deutungen zustande kommen, daß seine Datierungen in der Regel zutreffen und daß er immer wieder mit guten Argumenten Deutungen zurückweist, die seiner Zeit als erwiesen galten (z. B. die oben erwähnte Ableitung des Namens Cannstatt). Wenn man nämlich vergleicht, wie willkürlich gerade der große Crusius bei der Auswertung der inschriftlichen Quellen verfährt, indem er einzelne isolierte, informationsähnliche Brocken herausgreift (s. o.), dann wird man Studion den Respekt nicht versagen können, wenn er mit redlichem Bemühen die Inschriften als geschlossene Aussagen ernst nimmt, wenn er den Inhalt nicht nur verständlich sondern sogar lebendig zu machen versucht.

Soweit diese Vorbemerkungen, wenden wir uns nun den Steinen und Studions Notizen zu:

1. Der Weihealtar für Vulcanus (92 cm × 45 cm), der erste Stein, den Studion aufkaufte²⁴.

Ein Vergleich mit dem Original bestätigt, daß Studion in seiner Zeichnung den Stein ergänzt, die Proportionen verändert (in B), die Inschrift im Schriftduktus nicht originalgetreu wiedergibt, vor allem aber die Seitenansichten perspektivisch gleichsam seitlich ausklappt, so daß der Betrachter eine falsche Vorstellung von

der Form des Steines erhält. Diese Inschrift ist Studion besonders wichtig, da sie ihm ohne allen Zweifel beweist, daß der Stein an Ort und Stelle von den Vicani Murrenses aufgestellt worden sein muß, daß also das Land an der Murr schon in römischer Zeit besiedelt war. Er setzt dabei schlicht voraus, daß diese Bewohner Germanen waren – denn es geht ihm ja um die Frühgeschichte der Germanen – und nicht etwa Römer; das aber waren die Vicani mit Sicherheit, jedenfalls größtenteils. Studion setzt außerdem den Vicus (Dorf) an der Murr offensichtlich mit dem Ort Murr abseits vom Neckar gleich, obgleich der Stein in Benningen am Neckar gefunden wurde.

Die Inschrift (im Original: IN. D. D. VOLKANO. SACRVM. VICANI. MVRRENSES. V. S. L. M.) löst Studion wie folgt auf²⁵ (in Übersetzung): »Zur Ehre der Götter und Göttinnen: dem Vulkan geweiht. Die Bewohner an der Murr suchten sich zu ihren Lebzeiten dieses Monument aus.« Die heutige Lesung lautet: »Zu Ehren des göttlichen Hauses (des Kaiserhauses). Dem Vulkan geweiht. Die Bewohner an der Murr erfüllten ihre Gelübde gern und nach Gebühr.«²⁶

Studion mißversteht also zwei Abkürzungsgruppen. Er erkennt nicht die Reverenz gegenüber dem Kaiserhause und vermutet in dem Stein ein Grabmal – in diesem Fall eine ganz unsinnige Annahme. Den inneren Widerspruch seiner Deutung (Weihungen Vulcanus – Grabmal) übersieht er.

Bezeichnend ist, wie Studion im weiteren eine Verknüpfung des alten Göttermythos mit der Geschichte Marbachs nachweisen zu können meint. Er referiert kurz die Göttergeschichte: über Vulkan, der zunächst Minerva habe ehelichen wollen, über seine spätere Ehefrau Venus und deren Ehebruch mit Mars. Er sagt schließlich, daß es für diese »fabula« Hinweise in der Umgebung Marbachs gebe: – ein Stein der Gegend zeigt Minerva – ein anderer nennt Venus – im alten Namen von Benningen sei der Name der Venus enthalten (ein anderes Mißverständnis Studions) – außerdem hätten die Martbachenses, so nennt er hier die Bewohner Marbachs, Bacchus besonders verehrt, wie auf einem Stein aus Marbach zu erkennen sei und wie der Name der Stadt verrate (Mars – Bacchus). Außerdem hätten die »Martbachenses« das »in ihren eigenen Bildern elegant zum Ausdruck gebracht«, nämlich im Bild des Wilden Mannes.²⁷ Dieser Wilde Mann ist für Studion eine Art Zwitter aus Mars und Bacchus; die Beweise dafür liefern ihm die alten Texte, in denen als Attribut für Mars die Keule und für Bacchus die Weinreben erwähnt werden, und so sei denn auch der Name Marbach zu erklären.

Über diese Art, mit dem antiken Mythos umzugehen und ihn durch die Weihesteine bestätigt zu sehen, können wir uns heute nur höchlichst wundern. Studions Zeitgenossen haben diese Argumentation vermutlich als einleuchtend empfunden.

2. Relief mit Merkur und 11 anderen Göttern²⁸ (55 cm×75 cm). Studion ist der Meinung, daß auch hier Bacchus dargestellt sei, obwohl das genannte Attribut nicht zu erkennen ist. Tatsächlich aber handelt es sich um eine Darstellung Merkurs; der Schlangenstab in der Linken, der Geldbeutel in der Rechten und am Kopf die Flügel, die Studion in seiner Zeichnung unterdrückt, sind eindeutige Beweise. Man durchschaut, wie Studion, verführt durch den Fund dieses Steines in »Martbach«, sich durch eine voreilige zeichnerische Rekonstruktion den Weg zum Verständnis verbaut. Die übrigen Figuren dieses Reliefs deutet Studion als jugendliche Götter, die zum Zug des Dionysos/Bacchus gehören.

3. Ein fast würfelförmiger Stein aus Steinheim²⁹ (81 cm×70 cm) mit Inschriftenresten, die Studion trotz seiner Neigung zu kühnen Hypothesen nicht zu deuten wagt. Im vorliegenden Zusammenhang ist nur eine Seite von Interesse, auf der eine halb kniende weibliche Figur zu erkennen ist, hinter der eine andere mit einem ausgebreiteten Tuch steht und zwei weitere erkennbar sind. Die überzeugende Erklärung heute geht dahin, daß hier Diana im Bade dargestellt ist. Was liest Studion daraus? Daß es sich hier um den Ehebruch der Venus mit Mars handele; damit wird der Bezug zu Marbach hergestellt. Er zitiert dazu Verse aus Ovid, ohne damit seine Deutung rechtfertigen zu können. Es wird durchsichtig, wie diese Interpretation im Dienste des Geschichtsverständnisses von Studion steht und von daher beeinflußt wird.

4. Epona-Relief aus Beihingen³⁰ (55 cm×90 cm). Von der gallischen Pferdegöttin Epona wußte Studion vermutlich nichts, da sie in der klassischen römischen Literatur und auch bei Tacitus nicht erwähnt wird und weit überwiegend nur durch Inschriften bezeugt ist. Er deutet dieses Bild als Ceres-Darstellung, und es gelingt ihm tatsächlich, eine Fülle von literarischen Belegen dafür beizubringen, daß im Ceres/Demeter-Mythos Pferde eine Rolle spielen. Indes zeigen diese »Belege«, daß Studion noch wenig Kenntnis von der Ikonographie solcher Altarsteine hat. Denn niemals würden Pferde in dieser Häufung dargestellt werden, wenn sie nicht zentrale Bedeutung für die abgebildete Gottheit hätten. Für die Opferszene auf der rechten Seite des Altarbildes hat Studion keine Deutung im Zusammenhang mit dem Ceres-Mythos.

5. Mithras-Relief aus Fellbach³¹ (137 cm hoch). Auch hier ist Studion überfordert. Er versucht dieses Relief auf Hercules zu deuten, wobei er die vielen im Mithras-Kult bedingten Symbole allegorisch interpretiert. Interessant und ein Beleg für überdurchschnittlich gute Kenntnisse ist, daß Studion auf eine gleiche Darstellung in Rom verweist; Bewunderung aber verdient, wie er Zitat auf Zitat herbeiholt, um seine Interpretation zu stützen. Seine Kenntnis antiker Literatur ist außerordentlich, außerdem muß ihm eine umfangreiche Bibliothek antiker Schriften zur Verfügung gestanden haben.

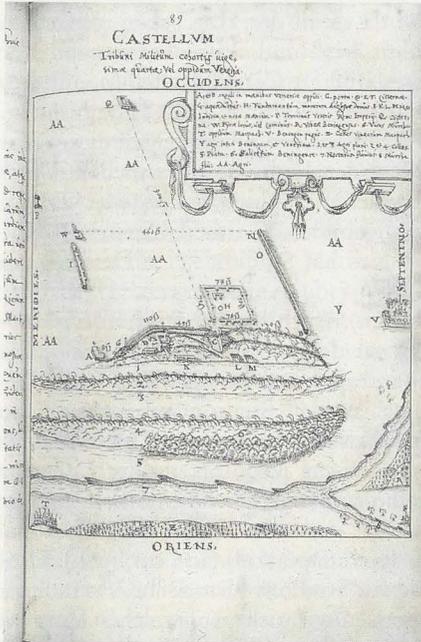
6. Altar der Campestris³² (der Götter des Exerzierplatzes) (106 cm hoch). Dieser Stein wird von Filtzinger als bezeichnend für Studions historische Vorstellungen angeführt. Das ist berechtigt – aber vergessen wir nicht, auf welchen Voraussetzungen Studions Arbeiten beruhen.

Dieser Stein hat außerdem eine besondere kleine nachantike Geschichte: Herzog Ludwig ließ ihn aus dem Lapidarium wieder an den Fundort in Benningen transportieren und dort auf einem steinernen Sockel aufstellen. Dieser Sockel wurde mit einer von Studion verfaßten lateinischen Versinschrift versehen. Danach sei der Stein als Grenzmarkierung bei der Stadt Sicca Veneria, das sei Benningen, aufgestellt worden. Studions Mißverständnisse nehmen hier wirklich groteske Formen an. Ausgelöst sind diese Mißverständnisse offensichtlich von dem Bedürfnis, auch bei diesem Beispiel eine innige Verbindung zwischen römischer und germanischer Geschichte nachzuweisen. Von leichter Ironie ist allerdings, daß Studion trotz der falschen Inschriftendeutung soweit das richtige trifft, daß das Lager Benningen und damit dieser Stein tatsächlich eine gewisse Zeit die Reichsgrenze markierte.

Hiermit sei der kritische Vergleich von antikem Original und Studions Besprechungen abgebrochen, da eine Fortsetzung zwar manches interessante Detail er-

bringen, aber hier sehr viel Raum beanspruchen würde, ohne wesentliche neue Erkenntnisse zu bieten. Setzen wir die Besprechung von Studions historisch-archäologischer Schrift fort.

Der Ort Sicca Veneria (eine Stadt in Nordafrika) wird in der zuletzt besprochenen Inschrift als Herkunftsort des Stifters dieses Steines genannt. Die Deutung dieses Namens auf Benningen war für Studion besonders darin begründet, daß er in der Nähe des Fundortes Mauerreste entdeckt hatte, die er im Jahre 1597 durch die Unterstützung des Herzogs näher untersuchen konnte. Mit diesen Grabungen erschloß Studion Neuland, insofern als sie einigermaßen systematisch betrieben wurden und unter Hilfestellung des herzoglichen Architekten mit Maßangaben

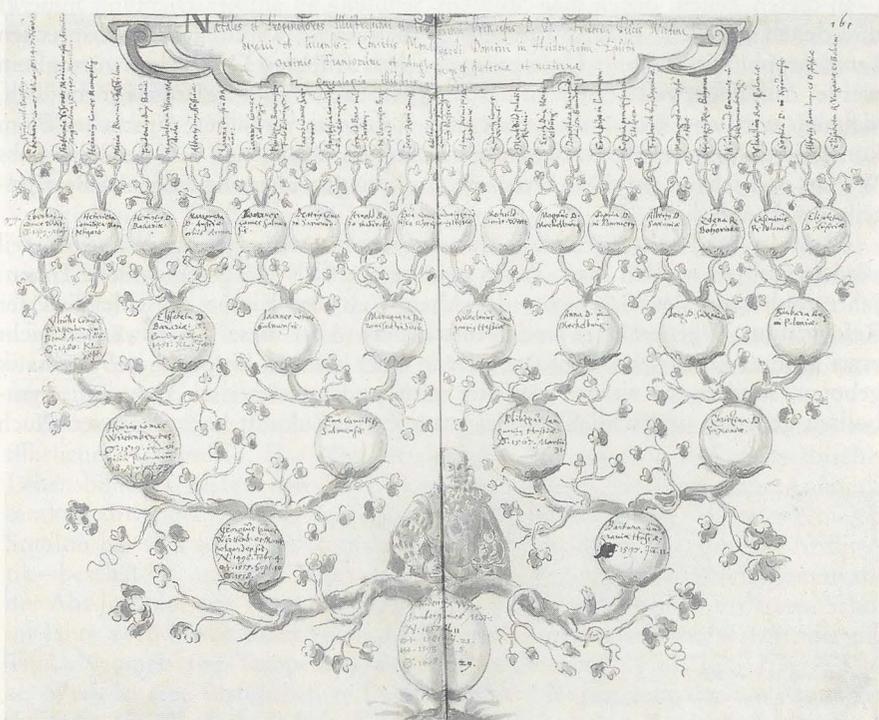


*Grabungsplan vom Lager
Benningen in Studions Handschrift A*

dokumentiert und beschrieben wurden. Den Ausgrabungsplan hat Studion in sein Werk übertragen. Der Vergleich dieses Planes mit dem heutigen Befund³³ zeigt, daß Studion Wesentliches ausgegraben hat und daß die Struktur des Lagers alles in allem erfaßt ist. Allerdings sind im einzelnen Unklarheiten, die z. T. in der schrägen Aufsicht des Planes begründet sind. Hinzu kommt, daß nach Studions Arbeiten offenbar neue Zerstörungen eingetreten sind, so daß eine unzweifelhafte Zuordnung nicht überall möglich ist. Im übrigen ist auch damit zu rechnen, daß Studion nachrömische Baureste als römisch betrachtet hat. Hier könnte vielleicht eine neuerliche Grabung unter Berücksichtigung der alten Ergebnisse Klarheit schaffen. In der Deutung der Ruinen zeigt sich die Unsicherheit der Kenntnisse. Zwar spricht Studion richtig von Castellum, sagt aber zugleich, daß diese Ruinen doch wohl eher zur Stadt Veneria gehören. Er kann sich nicht entscheiden, obwohl er ein Gebäude (H in seinem Plan), das heute als Magazin angesehen wird,

als das Haus des Tribunen bezeichnet, der den Stein für die Schutzgötter des Exerzierplatzes gestiftet hat. Tatsächlich muß der Offizier der hier stationierten Kohorte sein Quartier im Lager gehabt haben – insofern stimmt Studions Annahme – allerdings nach römischer Praxis im Schnittpunkt der beiden Lagerstraßen. Wir beobachten wieder eine eigentümliche Mischung von recht kluger und kenntnisreicher Erklärung mit phantasievoller Konstruktion, die in der Regel mit einer Fülle von Dichterzitaten gestützt wird. Aber es sei unterstrichen: Dieser Grabungsplan ist die erste archäologische Dokumentation des Landes, und diese ist leidlich brauchbar, trotz der nahezu 400 Jahre, die seither verstrichen sind.

Studion setzt seine Schrift fort, indem er noch weitere Funde (auch Münzen



Stammbaum der Württembergischen Herrscher in Studions Handschrift A

und die falsch gedeuteten Teile einer Hypokaustenheizung) beschreibt. Danach leitet er in den historischen Teil über, der ungefähr die Hälfte der gesamten Handschrift einnimmt. Ausführlich wird die Geschichte der Württemberger von der Zeit der Römer, also der Zeit der beschriebenen Steine, bis zu seiner Gegenwart abgehandelt. Diese Darstellung kann als ernstzunehmende Quelle für die Landesgeschichte angesehen werden, auch wenn sie im einzelnen kritisch zu prüfen ist. Dies würde hier zu weit führen; lediglich sei kurz erwähnt, daß Studion diese Geschichtsdarstellung in Stammbäumen gleichsam gerinnen läßt. Einer da-

von zeigt Herzog Friedrich mit seinen Vorfahren. Erstaunlicherweise ist in der Handschrift A, der »Kladde«, das Todesjahr des Herzogs richtig mit 1608 eingetragen und, wie es scheint, von Studions Hand selbst. Da diese Handschrift aber bereits 1597 entstanden ist, muß uns das noch beschäftigen.

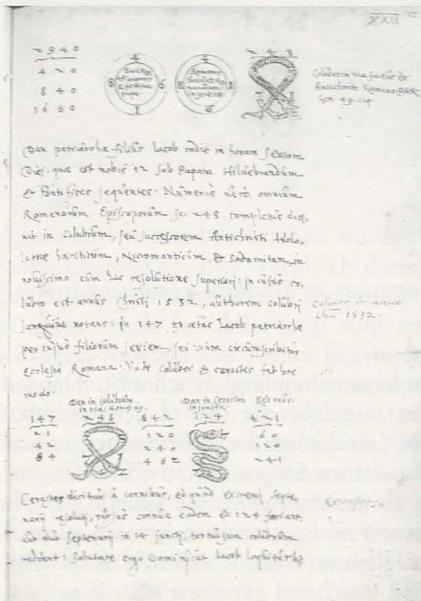
Ganz am Ende der Handschrift B hat Studion das schon erwähnte³⁴ Gedicht über die Genealogie Friedrichs wiederholt. Daraus sei wenigstens das folgende Distichon zitiert:

Sanguine Roma sata est, crevit quoque sanguine Roma,
 sanguine Roma stetit, sanguine Roma cadet.

Mit Blut wurde Rom gegründet, durch Blut wuchs Rom,
 durch Blut hatte Rom Bestand, durch Blut wird Rom fallen.

In diesen Zeilen, denen man Studions Schulung an antiker Dichtung anmerkt und denen man eine gewisse urwüchsige rhetorische Wirkung nicht absprechen kann, prophezeit er Roms Untergang, der ihrer früheren Geschichte würdig sein werde. Auffälligerweise erscheint das antike Rom hier alles andere als vorbildlich, vielmehr wird eine Kontinuität vom alten Rom zum verhassten päpstlichen Rom konstatiert. Mit diesem Gedicht nimmt Studion Bezug auf den Anfang seines Werkes und schlägt auf diese Weise ein Band um die etwas heterogenen Bestandteile der Handschrift.

Damit ist der Punkt erreicht, an dem auf den ersten, bisher übergangenen Teil zurückgegriffen werden muß. Darin geht es ebenfalls um geschichtliche Daten: Jahreszahlen aus der Geschichte der Alten Welt, der Kirche, einschließlich der Reformation, Württembergs und Deutschlands. Aber diese Daten werden nicht etwa in ihrer historischen Abfolge oder in einer anderen historischen Systematik geboten, sondern sie werden vielfältig miteinander rechnerisch verknüpft, symbolisch gedeutet und schließlich gleichsam in die Zukunft hochgerechnet. Auch



»Resolutions« in der
 »Naometria« der Handschrift B

hier breitet Studion eine Fülle von Gelehrsamkeit aus, die aber in einer für den heutigen Leser undurchsichtigen und geradezu mysteriösen Weise arrangiert wird. Es scheint Willkür zu herrschen, die aber in ihrer Sicherheit und Frömmigkeit offenbar nicht zu erschüttern ist. Diese Berechnungen finden ihre Berechtigung in sich selbst.

Bisweilen finden sich Zahlenoperationen von der folgenden Art: Von einer gegebenen Zahl wird ein Siebtel errechnet, danach zwei Siebtel und unter das erste Siebtel geschrieben, schließlich ebenso vier Siebtel. Die Summe dieser Heptaden (die Sieben gilt von alters her als heilig) ergibt selbstverständlich wieder die Ausgangszahl, wobei an der letzten Stelle meistens etwas korrigiert werden muß, da nicht jede Zahl ein Vielfaches von sieben ist. Solche »resolutiones« tauchen immer wieder an entscheidenden Stellen des Gedankenganges auf; offenbar soll jeweils eine besondere Dignität der analysierten Zahl nachgewiesen werden, da den errechneten Heptaden, als Jahreszahlen gelesen, wieder historische Ereignisse von größerer Bedeutung zugeordnet werden.

Was ist die Absicht und das Ziel dieser Operationen? Studion will nachweisen, daß das Ende der Apokalypse nahe herbeigekommen ist. Er meint, in vielen Ereignissen der Zeitgeschichte die in der Offenbarung des Johannes angekündigten Vorzeichen die Wiederkunft Christi zu erkennen. So sagt er, daß im Jahre 1543 (seinem Geburtsjahr) ein Gottesbote auf die Welt gekommen sei – offenbar meint Studion sich selbst –, daß im Jahre 1590 die erste Trompete geblasen habe, daß im Jahre 1612 der letzte Papst gestürzt werde, wobei Herzog Friedrich eine wichtige Rolle spielen werde, und daß im Jahre 1621 Christus wiederkommen werde. Nun erkennen wir, daß diese Prophezeiungen durchaus etwas mit württembergischer Geschichte zu tun haben.

Es kann allerdings nicht die Aufgabe sein, über diese Weissagungen hier ausführlicher zu handeln. Das Nötigste dazu hat W. Hagen in den »Schwäbischen Lebensbildern« gesagt, der diesen Arbeiten Studions vor allem seine Aufmerksamkeit zuwendet. Für den vorliegenden Zusammenhang mag folgendes genügen: Studion hat sich schon im Studium vermutlich mit dieser »mystischen Arithmetik« beschäftigt; und das Interesse an dieser »Wissenschaft«, deren Stammvater der Abt Joachim von Fiore um 1200 ist, hat ihn lebenslang nicht verlassen. Schon im Jahre 1596 hat er einen voluminösen handschriftlichen Band verfaßt, der den Titel »Naometria« (=Tempelmeßkunst«, nach Offenb. Joh. 11, 1–2) trägt.³⁵ Dieses Werk ist eine ausführlichere Darstellung und Begründung der Weissagungen, die er in der Handschrift B in Kurzform wiederholt hat. Auch diese Naometria hat er dem Herzog Friedrich überreicht, der allerlei obskuren Wissenschaften durchaus aufgeschlossen war. Und wie man den Tagebüchern des Professors Crusius entnehmen kann³⁶, hat diese Schrift die herzogliche Gnade gefunden. Vielleicht aber war sich Studion der erwünschten Wirkung nicht sicher, so daß er schon ein Jahr später noch einmal die Kurzfassung, in das historische Werk verpackt, seinem Fürsten überreichte.

Diese »Nebenbeschäftigung« brachte Studion jedoch allmählich in Schwierigkeiten. Es gab wiederholt Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten, er wurde zum Konsistorium zitiert, das diese Tempelmeßkunst aus theologischen Gründen nicht billigen konnte. Er wurde auch mehrmals wegen schlechter schulischer Leistungen gerügt. Crusius, mit dem der Kontakt offenbar nie abgebrochen war, kommentiert das alles sehr trocken am 13. 4. 1597: daß die »Vaticinia«, also die

Weissagungen, dem Herzog willkommen seien, während Studions Sohn inzwischen für seinen Vater unterrichtete. Die Auseinandersetzungen mit der vorgesetzten Behörde arteten schließlich in Beschimpfungen aus; das Verhältnis blieb auf Dauer gespannt. Aber Studion wurde nicht ernstlich in seiner Arbeit behindert, ja der Herzog beurlaubte ihn sogar im Jahre 1601, so daß 1604 eine verbesserte Neubearbeitung der Naometria handschriftlich in zwei dickleibigen Quartbänden erschien.³⁷

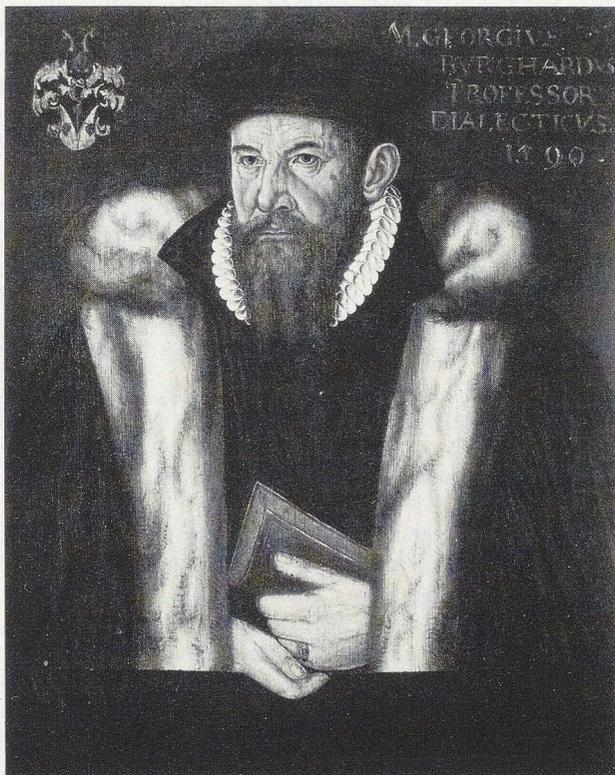
Der Heutige fragt sich, wie ein überdurchschnittlich gebildeter und sehr belebener Mann sich so lange Zeit gegen Widerstände mit solch abstrusen Berechnungen beschäftigen konnte. Daher sei ins Gedächtnis zurückgerufen: Das Gefühl, in einer Endzeit zu leben, war weit verbreitet; die Erwartung des Weltendes stürzte immer wieder Menschen in panische Ängste; Prophezeiungen aller Art gehörten fast zum Alltag. Da ist es nicht verwunderlich, wenn sich Männer in frommen Bündnissen zusammenschlossen, um selbst gefaßt auf das Ende der Zeiten zuzugehen und die Mitmenschen darauf vorzubereiten. Eines dieser Bündnisse waren die »Crucesignati« (Kreuzgezeichnete), zu denen sich auch Studion gezählt zu haben scheint und bei denen er keine ganz unwichtige Rolle gespielt hat³⁸.

Wer die Zukunft kennt und weiß, daß das Ende der Welt bevorsteht, kümmert sich nur wenig um seine beruflichen Pflichten. Seinen Schuldienst versah Studion in all diesen Jahren nur sehr dürftig. Visitationsakten und andere Berichte enthalten immer wieder Klagen. Studion zeigte sich uneinsichtig und querköpfig und erbat sich schließlich sogar die Verschonung von Visitationen. Auch bei den Marbachern scheint er nicht geschätzt gewesen zu sein; man beklagte sich über seine Trunk- und Streitsucht. Studion rächte sich damit, daß er seine Mitbürger schon in der Titelei der ersten Naometria als Skorpione bezeichnete. Vermutlich fühlte er sich ihnen überlegen und ließ sie es merken. Vielleicht brüstete er sich mit seinen guten Beziehungen zum Herzog, was nicht eben Beliebtheit erzeugt. Aber auch dieser hielt schließlich nicht mehr seine Hand über ihn: Im Jahre 1605 wurde Studion mit einer Rente von 30 Gulden nach Maulbronn in den Ruhestand versetzt – mit herzoglicher Genehmigung. Der Zustand der Marbacher Schule scheint so desolat gewesen zu sein, daß seine Kollaboratoren – interessanterweise einer seiner Söhne und sein Schwiegersohn – gleichzeitig versetzt wurden, damit das Schulproblem von Grund auf gelöst wurde. In dieser Zeit brechen die Nachrichten über Studion ab. In den ältesten Akten von Maulbronn von 1610/11 findet sich kein Hinweis auf ihn.

Man darf also mit einigem Recht vermuten, daß er in diesen Jahren verstorben ist. Genauer ist nicht festzustellen. Allerdings haben wir ein mögliches Indiz dafür entdeckt, daß er das Jahr 1608 noch erlebt haben könnte: die Eintragung des Todesjahres von Friedrich in dessen Stammbaum. Studion müßte dann das Manuskript A als Handexemplar mit nach Maulbronn genommen und daran gearbeitet haben; das halte ich nicht nur für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich. Sollte Studion aber den Tod Friedrichs erlebt haben, so müßte ihn das in eine tiefe persönliche Krise gestürzt haben: Hatte er doch schon längst prophezeit, daß eben dieser Friedrich im Jahre 1612 am Sturz des letzten Papstes mitwirken werde. Das Jahr 1608 mit dem Tode des Herzogs müßte er als Widerlegung seiner Weissagungen erlebt haben. Aber wir wissen nicht, ob und wie er dieses Ereignis erlebt und verarbeitet hat.

Betrachten wir nun am Ende sein Portrait und untersuchen wir es genauer, als

es bisher geschehen ist. Vielleicht erfahren wir noch mehr über Studions Selbsteinschätzung. Die lateinische Legende des Bildes lautet übersetzt: Magister Simon Studion aus Urach im Alter von 50 Jahren im Jahr des Heils 1593. Wir sehen einen würdigen bärtigen älteren Herren mit strengen Gesichtszügen und einer gedankengefurchten Stirn. Er ist in der Mode der Zeit recht vornehm mit einem



*Magister Georg Burghard, Professor der Dialektik, 1590
(Portrait aus der Bildnissammlung der Universität Tübingen)*

großzügig pelzverbrämten Mantel, mit steif gefältelem Kragen und unter dem Mantel mit einer Jacke bekleidet, deren Wölbung und Druckfalten Wohlbeilibt-heit und damit sicher auch Wohlsituiertheit beweisen sollen. Das soll offenbar auch durch die hochgezogene und verzierte Rücklehne des Stuhles, auf dem der Herr sitzt, angedeutet werden.

Dieses Bildnis ist besser zu verstehen, wenn man es mit anderen zeitgleichen Portraits vergleicht. Es liegt nahe, in diesem Fall Bilder von Tübinger Hochschul-lehrern herbeizuziehen, und wir sind in der glücklichen Lage, solche von Herren untersuchen zu können, mit denen Studion gut bekannt war, nämlich: Martin Crusius, Studions Lehrer, Samuel Heyland, Stiftsephorus zu Studions Zeit und

sein Lehrer in »mystischer Arithmetik«, und Nikodemus Frischlin, Kommilitone Studions³⁹. Dieser Vergleich beweist m. E. überzeugend, daß mit Studions Portrait der Vergleich mit Tübingens gelehrten Herren gesucht wird; Kleidung, Zeichnung der Stirn, Attribute in den Händen der Abgebildeten zeigen starke Übereinstimmung. Damit wird auch erkennbar, daß die gedankenschwere Stirn weniger auf die Neigung zu schwäbischer Grübelei hindeutet als darauf, daß hier ein Kopfarbeiter, ein gelehrter Herr dargestellt wird: Studion als Humanist.

Die Attribute haben die Aufgabe, das Fach anzudeuten, in dem der Portraitierte lehrt. Bei den bisher genannten Herren sind es Bücher; bei Michael Mästlin, Astronom, Astrologe und Lehrer Keplers, finden sich astronomische Instrumente.⁴⁰ Bei Studion entdecken wir an dieser ikonographischen Stelle mit Zahlen gefüllte Zettel. Bei genauerem Hinsehen entdecken wir dieses: die Zahl 1543 in Siebenezahlen »resolviert«⁴¹, ebenso die Zahlen 15 und 43 und schließlich die Zahl 156, in gleicher Weise aufgelöst. Das ist also ein massiver Verweis auf die Naometria und durch das doppelt angeführte Geburtsjahr auf Studions Anspruch, der Bote Gottes zu sein, von dem er in seinen Weissagungen spricht. Die Zahl 156 indes verweist auf Herzog Friedrich und seine erwartete Rolle für die Überwindung des Papsttumes. Denn die Zahl 156 ist nach Studion eine Abkürzung für das Jahr 1556, das aber ist das Geburtsjahr des Herzogs: Studion als Prophet und »himmlischer« Herold des Herzogs.

Das Portrait ist mithin Abbild des Selbstverständnisses und der Selbsteinschätzung Studions und zugleich eine versteckte Huldigung für Friedrich. Es besteht kein Zweifel, daß Studion selbst dieses Bild in Auftrag gegeben hat.

Fassen wir kurz zusammen:

Studion ist das Produkt von Renaissance, Reformation und Humanismus. Er verstand sich selbst als Humanist. Seine literarische und wissenschaftliche Betätigung fügt sich thematisch und formal in das ein, was ein Hutten, Bebel oder Frischlin erarbeitet haben. Mit seiner Wendung zu den Quellen erweist er sich als gelehriger Schüler des Humanismus. Seine durchaus nicht verächtlichen Kenntnisse geben ihm den Rang eines Gelehrten. Er trägt das wachsende und sich manchmal bereits übersteigernde Nationalgefühl seiner Zeit mit und versucht ihm Rechtfertigung und Bestätigung zu geben. Die Verachtung und der Haß auf das päpstliche Rom verbindet ihn mit vielen Großen seiner Zeit. Selbst in seiner Streitsucht und Rechthaberei könnte man ihn mit manchen Humanistenkollegen und nicht einmal den durchschnittlichen vergleichen. Aber bei allem Vergleichbarem dürfen wir nicht übersehen, daß sein Tätigkeitsbereich enger begrenzt ist. Thematisch dreht sich sein Werk in knappen Kreisen um die Geschichte des Hauses Württemberg; auch das, was weiter hinauszugreifen scheint, erweist sich bei genauerer Betrachtung als inhaltlich eng verknüpft. So steht eben auch die römische Geschichte bei ihm im Dienste der deutschen und württembergischen. Wir stellen eine Spezialisierung und Einengung des Blickfeldes fest und vermissen den großen Atem der Humanisten aus der ersten Jahrhunderthälfte. Ganz ohne Zweifel gehört Studion der Generation der »Kärner« an, die aber oft das Selbstbewußtsein von Königen haben. Studion war gewiß keine durchschnittliche Begabung. Die Tragik seines Lebens war vermutlich der Abbruch seiner Karriere und damit die Einengung in den schulischen Alltag in der Stadt Marbach, deren Bewohner so wenig Verständnis für ihn hatten. Die Enttäuschung über das verfehltete Berufsziel – vielleicht hatte er als erfolgreicher Student darauf gehofft, die Hoch-

schullaufbahn einschlagen zu können – und der geringe Erfolg seiner Arbeiten, die mit einer Ausnahme nicht einmal gedruckt wurden, hat ihn wohl auf den Weg der Rechthaberei und Streitsucht getrieben. Das Bewußtsein von seiner Sendung, die wohl kaum jemand in seiner Umgebung ernstnahm, machte ihn unzugänglich und auch hochmütig; Nahrung fand dieser Hochmut zweifellos in dem langen Wohlwollen des Herzogs. Als sein Hauptverdienst betrachtete Studion seine Weissagungen – darüber ist die Zeit hinweggegangen; vielleicht wurde er noch Zeuge der Widerlegung. Seine archäologischen Arbeiten scheinen ihm weniger wichtig gewesen zu sein – aber ausgerechnet diese sind der Grund, weshalb er heute überhaupt noch erwähnt wird.

Anmerkungen

- 1 Schwäbische Lebensbilder, Band VI, Stuttgart 1957, S. 86ff; W. H., Magister Simon Studion, Lateinischer Dichter, Historiker, Archäologe und Apokalyptiker.
- 2 »Christus ist unser Gott, Cicero aber der Lehrer unseres Sprechens.«
- 3 In den Matrikeln der Universität Tübingen werden zwei Brüder genannt: Jacobus (1564) und Bartholomäus (1568), beide standen im Kirchendienst, ein dritter Bruder scheint Hofbediensteter gewesen zu sein.
- 4 In den biographischen Daten folge ich W. Hagen, der nach meiner Kenntnis das Quellenmaterial vollständig auswertet. Allerdings steht dort der Apokalyptiker Studion im Vordergrund, während der Archäologe und Historiker kürzer abgehandelt wird.
- 5 Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, Stuttgart 1914, S. 1.
- 6 Sammlung der Magister Promotionen, welche zu Tübingen von Anno 1477–1755 geschahen ... von Johann Nicolaus Stoll, Stuttgart 1756.
- 7 Norbert Hofmann, Die Artistenfakultät der Universität Tübingen 1534–1601, Tübingen 1962, S. 40.
- 8 Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, hrsg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1927, S. 540.
- 9 Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Bd. 3.1., S. 332ff.
- 10 Roggen, Dinkel, Erträge eines Gartens, Wein – nämlich vier Eimer (= 1200 l) – im Wert von ungefähr 12 Gulden, im Winter Holz und nicht zuletzt Schulgeld, was sich auf 10 bis 15 Gulden aufsummen konnte. Hinzu kamen verschiedene Schenkungen zu hohen Kirchenfesttagen, Einkünfte aus Privatstunden, und schließlich brachten die Kostschüler, die zu versorgen der Präzeptor verpflichtet war, geringe Einnahmen. Zum Vergleich: N. Frischlin erhielt 1574 ein Gehalt von 130 fl, ein Professor der Theologie 280 fl, jeweils als Grundgehalt, zu dem ebenfalls Einnahmen in Form von Naturalien hinzukamen, Honorare für Gutachten etc.
- 11 Abgebildet in: Propyläen Weltgeschichte, Eine Universalgeschichte, hrsg. von G. Mann, A. Heuss, A. Nitschke, Bd. 7,1, Frankfurt/Berlin 1976, S. 240, vgl. auch Bd. 6,2 S. 396: Richard III. mit seinem »Ahnherrn« Aeneas.
- 12 »Carmen ad illustrissimum et maximum principem Fridericum Ducem Wirttembergae Equitem Francorum ordinis strenuum de suae genealogiae origine« (... über seinen genealogischen Ursprung).
- 13 Zu diesem Stein s. u. S. 57.
- 14 Vgl. Oscar Paret, Die Anfänge der Urgeschichtsforschung in Württemberg, Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Neue Folge XXXV, 1. und 2. Heft 1929, Stuttgart 1929, und H. Kühn, Geschichte der Vorgeschichtsforschung, Berlin 1976, S. 16ff.
- 15 zit. bei O. Paret, S. 7.
- 16 Walter Jens, Eine deutsche Universität, 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, München 1981 (Taschenbuchausgabe), S. 135.
- 17 Abgebildet im Vorsatz zu: Der Landkreis Lüchow-Dannenberg, hrsg. von der Kreisverwaltung.

- 18 Vgl.: Trier, Augustusstadt der Treverer, hrsg. vom Rheinischen Landesmuseum Trier, Mainz 1984², S. 7f.
- 19 In der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart in der Handschriftenabteilung als Cod. hist 2° 57 (Hds. A), bzw. Cod. hist 2° 137.
- 20 »Ratio nominis et originis antiquissimae atque illustrissimae domus Wirtembergicae fideliter inquisita anno nostrae salutis 1597 aucthore Simone Studione Vracaeco apud Marbachenses praeceptore.«
- 21 Gemeint ist das oben erwähnte Gedicht (S. 51) zur Hochzeit des Herzogs. Der lateinische Wortlaut dieser Partie: »ut autem libere et citra arrogantiam fatear, ego me huius sententiae primum agnosco aucthorem, cuius rei mihi testimonio est libellus ille, quem de eadem materia a me tumultuaria et rapida opera exaratum ... anno 1579 supplex obtuli.«
- 22 »Si vero fallor, culpentur ii, quos secutus sum« (Fol. V).
- 23 Vgl. o. S. 47.
- 24 Vgl. o. S. 51.
- 25 In honorem deorum et dearum: Vulcano sacrum. Vicani Murrenses vivi sibi legerunt monumentum.
- 26 In honorem domus divinae: Vulcano sacrum. Vicani Murrenses votum solverunt libentes merito.
- 27 St. zeichnet in der Hds. selbst ein Bild des Wilden Mannes (wiedergegeben bei Munz-Klein-knecht, Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 21). Ähnliche Darstellungen sind noch heute in Marbach erhalten: am Treppentürmchen an der Stadtkirche (diese hat St. mit Sicherheit gekannt) und auf dem Brunnen vor dem Schiller-Geburtshaus.
- 28 Abgebildet in: Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart/Aalen 1976², Tafel 60b.
- 29 Wiedergegeben bei: Haug-Sixt, a.a.O., S. 475 (Nr. 333d).
- 30 Wiedergegeben bei: Ph. Filtzinger u. a. (Hrsg.), a.a.O., Taf. 28a.
- 31 Abgebildet bei: Ph. Filtzinger u. a. (Hrsg.), a.a.O., S. 214.
- 32 Abgebildet bei: Haug-Sixt, a.a.O., S. 457 (Nr. 322).
- 33 Studions Plan aus Hds. A ist bei Filtzinger auf Tafel 2b wiedergegeben, der moderne Lagerplan auf S. 235.
- 34 Vgl. o. S. 51.
- 35 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Theol. 2° 34.
- 36 Diarium Martini Crusii 1596–1597, hrsg. v. W. Göz und E. Conrad, Tübingen 1927, S. 323. Eintragung vom 13. 4. 1597.
- 37 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Theol. 4° 23a/b.
- 38 Genaueres ist bei W. Hagen nachzulesen.
- 39 Abgebildet in: R. Scholl, Die Bildnissammlung der Universität Tübingen 1477 bis 1927, Stuttgart 1927, und: Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten, gesammelt, bearbeitet und hrsg. von H. Decker-Hauff und W. Setzler. Tübingen 1977. Ein Portrait Frischlins findet sich in: N. Frischlin, Hildegardis Magna, Tübingen 1579 (abgedruckt in: N. Frischlin, Julius Redivivus in der Übersetzung von J. Frischlin, hrsg. von R. E. Schade, Stuttgart 1983, S. 4).
- 40 Ebenfalls abgebildet in: H. Decker-Hauff, a.a.O. Weitere Gelehrtenbildnisse bestätigen diese Deutung.
- 41 Vgl. o. S. 63.

Der ehemalige Marbacher Stadtwald bei Siebersbach 1680–1794

Von Reinhard Wolf

Vorwort

Angefangen hatte alles im Frühjahr 1970 bei einem Waldspaziergang mit dem zufälligen Fund eines Grenzsteines, der den Schriftzug »*STAT MARPPACH WALT*« und ein keulentragendes Männlein zeigte. Ganz überraschend allerdings kam der Fund nicht, denn Marbachs Heimatforscher Eugen Munz hatte im Jahr zuvor in der Wendelinskapelle, dem damaligen Lagerort Marbacher Archivalien, etwas über den ehemaligen Stadtwald bei Siebersbach entdeckt und meine Eltern gebeten, bei Spaziergängen in den Wäldern rechts und links des Spiegelberger Lautertales ein besonderes Augenmerk auf Grenzsteine zu haben. Wenige Tage nach dem Grenzsteinfund waren die Familien Munz und Wolf wieder im Wald bei Siebersbach, legten den nur wenig den Waldboden überragenden Grenzstein frei und zogen die Buchstaben zur besseren Lesbarkeit mit einem Kohlestift nach. Ein paar Fotos zeigen den Stein an jenem Tag im April 1970 an seinem ursprünglichen Standort (vgl. Abb. 1 und 2). Weitere Grenzsteine waren vorerst in den unwegsamen Waldklingen und an den steilen Hängen nicht zu finden; trotz manchem Bemühen blieb auch der Versuch, die frühere Waldgrenze anhand der aufgefundenen Archivalien zu rekonstruieren, erfolglos, da sich die Waldbezeichnungen und Ortsangaben nicht auf heutige Verhältnisse übertragen ließen.

Immer wieder führte mich der Weg seitdem in die Wälder bei Siebersbach. Nach langem Suchen konnten tatsächlich zwei weitere Steine gefunden werden – die Grenze allerdings wurde dadurch kein bißchen klarer. Das Fehlen eines dieser Steine bei einem Begang im Winter 1984/85 war der Anlaß, die im Lauf der Jahre gesammelten Notizzettel über auffällige (aber unbewappnete) Grenzsteine und über Gespräche mit Einheimischen erneut zu sichten. Das Rätsel um den ehemaligen Stadtwald bei Siebersbach ließ mir nun keine Ruhe mehr. Die Auswertung von Archivalien im Marbacher Stadtarchiv und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart förderte schließlich eine ganze Reihe interessanter Dinge zutage und nach weiteren Waldbegängen im Winter 1986/87 konnte dann auch das Geheimnis der früheren Besitzgrenzen gelöst werden.

Dem unermüdlichen Erforscher der Geschichte Marbachs, Herrn Eugen Munz, soll dieser Aufsatz gewidmet sein. Hätte er nicht 1969/70 die verstaubten Akten der Wendelinskapelle gesichtet, und hätte er damals nicht mit der Auswertung des Aktenbündels über den früheren Marbacher Stadtwald begonnen, wäre wohl niemand auf die Idee gekommen, bei Siebersbach nach Marbacher Grenzsteinen zu suchen. Vielleicht wären dann die noch vorhandenen Steine vollends verloren gegangen und niemand hätte mehr gewußt, daß die Stadt Marbach 115 Jahre lang, von 1680 bis 1794, bei Siebersbach einen rund 62 ha großen Wald besessen hat.



Abb. 1: Im Hambergwald am Großhöchberger Weg beim Freilegen des Grenzsteines Nr. 5 1/2, 18. April 1970.

1. Der Grenzstein auf der Marbacher Schillerhöhe

Auf der Schillerhöhe, gleich vorn rechts am Hauptweg zur Stadthalle, steht unter einer mächtigen Linde auf einem Sockel ein auffallender, etwa 70 cm hoher Grenzstein, dessen Herkunft sicher nur wenigen Marbachern bekannt ist (Abb. 3). Man muß schon genau hinsehen, um erkennen zu können, was auf der Vorder-, Rück- und Schmalseite eingemeißelt ist und was die Figur auf der Vorderseite darstellen soll: Rechts und links des den Marbacher »Wilden Mann« zeigenden keulenbewehrten Männleins steht »No.« und »5 1/2«; im Halbrund über der Figur kann man mit einiger Mühe die Buchstaben »STATT MARPPACH« entziffern. Rechts oben ist – den schärferen Konturen nach offensichtlich nachträglich – eine Hirschstange eingemeißelt worden. Wer ganz genau hinschaut, kann bemerken, daß an dieser Stelle vor Eintiefung des württembergischen Herrschaftszeichens etliche Buchstaben waren; vor Jahren konnte man noch erkennen, daß es »WALTT« hieß. Auf der Rückseite ist in einem Oval ein »Pfeil« – darstellend eine Pflugschar – und die Zahl »118« – eine Steinnummerierung jüngeren Datums – eingetieft (vgl. Abb. 4); auf der Schmalseite gegen den Weg schließlich sieht man die Jahreszahl 1709.

Wenn Steine reden könnten! Aus der jüngeren Vergangenheit würde dieser alte Grenzstein berichten, daß er sich erst 15 Jahre hier auf der Schillerhöhe befindet und vorher 180 Jahre fast unbeachtet im Wald bei Siebersbach vier Kilometer nordwestlich von Sulzbach a. d. Murr stand. Davor aber – um genau zu sein,



Abb. 2: Grenzstein Nr. 5 1/2, Aufnahme am ursprünglichen Standort (April 1970); zwischenzeitlich sind (an seinem neuen Standort in Marbach) infolge äußerer Einflüsse feinere Konturen (z. B. die Schrift) kaum noch zu erkennen.



*Abb. 3: Grenzstein Nr. 5 1/2 auf der Marbacher Schillerhöhe (Feb. 1988);
die Vorderseite ist stark angegriffen, der »Wilde Mann« undeutlich geworden
und die Schrift kaum mehr zu entziffern.*



Abb. 4: Grenzstein Nr. 5 1/2, Rückseite (die »Pflugschar« bedeutet Bauernwald, am ursprünglichen Standort auf die Waldungen von Großhöchberg hinweisend).

zwischen 1748 und 1794 – diente er wirklich als Grenzstein des früheren Marbacher Stadtwaldes.

Kann der Stein auf der Schillerhöhe schon nichts erzählen, so soll im folgenden aus den vergilbenden und stellenweise schwierig zu entziffernden Blättern der über den Wald angelegten Akten die Geschichte des ehemaligen Marbacher Stadtwaldes bei Siebersbach nachgezeichnet werden.

2. Die Brennholzflößerei auf der Murr

Die Umgebung Marbachs ist seit Jahrhunderten waldarm. Die Beschaffung von Brennholz war daher, bevor Kohle, Öl, Gas und Strom für Heizzwecke zur Verfügung standen, eine wichtige Angelegenheit der Gemeinde, die dafür eigens ein »Floßamt« eingerichtet hatte. So nimmt es nicht wunder, daß im Marbacher Stadtarchiv drei dicke Aktenbunde (A 256a–c) und rund fünf laufende Meter Abrechnungen, Rapiate (Jahres-Geschäftsberichte), Rechtsstreitigkeiten und Notizen von der Brennholzflößerei als einer überaus wichtigen Geschäftstätigkeit zeugen. Im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegen weitere Aktenbunde zur Flößerei auf der Murr, der Lauter und anderen Nebenbächen.

Bereits 1517 hatte Vogt Trautwein Vehinger von Großbottwar (andernorts Traugott Vaihinger oder Vögginger geschrieben) von Herzog Ulrich das Lehensrecht zur Brennholzflößerei auf der Murr erhalten; gleichzeitig durfte die Stadt Backnang eine bestimmte, jedoch weitaus geringere Menge Holz flößen (vermutlich deshalb, weil Backnang näher an größeren Waldungen liegt und auch auf anderem Weg Holz besorgen konnte). 1549 ging die Flößereiberechtigung von Vehinger an dessen Stiefsohn Hans Heinrich Schertle (verschiedentlich auch Schärtlin geschrieben), Bürger von Marbach, über, der jedoch die Flößerei nicht mit besonderem Erfolg betrieb. Die Stadt Marbach beklagte sich 1554 bei Herzog Christoph, daß zu wenig gefloßt werde und daher Brennholzangel herrsche. Daraufhin ging – offensichtlich nicht ganz ohne herzogliche Einflußnahme – 1555 das Halbtel der Flößereiberechtigung um 2600 Gulden von Schertle an die Stadt Marbach über. Sieben Jahre später erlangte die Stadt auch die andere Hälfte des Rechts. Aus dem noch vorhandenen Vertrag zwischen der Stadt und Schertle geht hervor, daß dieser in verschiedene Schuldverhältnisse geraten war und es offenbar nicht verstanden hatte, aus der Flößerei Gewinn zu ziehen. Der Zeitpunkt, zu dem sich die Stadt um die Berechtigung zum Flößen bemühte, hängt vermutlich mit dem Schmalkaldischen Krieg zusammen: 1546 hatten spanische Soldaten unter anderem den Marbacher Löherleswald angezündet und zum Großteil vernichtet. In der Folge kam es zu einem großen Mangel an Bau- und Brennholz, der wegen zu hoher Preise auch nicht im Bissinger Holzgarten befriedigt werden konnte, wo der Enz Brennholz entnommen wurde, das aus dem Nordschwarzwald stammte.

Gekauft wurde das Brennholz von den Marbacher Floßamtsangestellten bei Bauern der Waldorte nördlich von Murrhardt und Sulzbach. Von den Floßverwaltern – den vom Magistrat beauftragten Männern, die zugleich Vorsteher des Floßamts waren – sind die jeweiligen Käufe einzeln in Jahresrechnungen aufgeführt. Als Verkäufer tauchen Bauern aus Trauzenbach, Liemannsklinge, Großhöchberg, Fischbach, Lautern, Dauernberg und Siebersbach, aber auch aus ande-

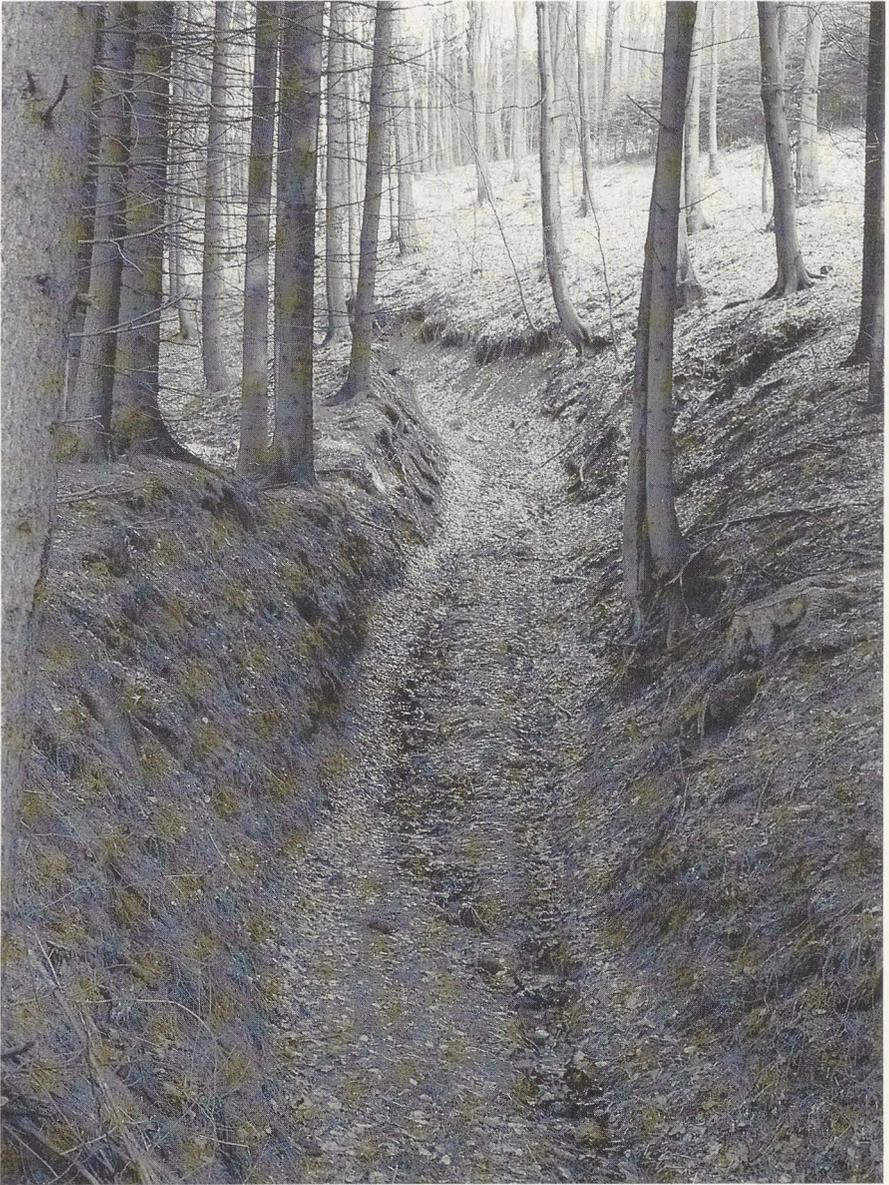


Abb. 5: Auf solchen Wegen (hier ein Beispiel aus dem Birkenbachtal) wurde früher das Holz aus den Waldhängen nach Siebersbach und zur Lauter transportiert. Allerdings dürfte es sich nicht wie heute um Hochwald, sondern um lockeren Buschwald gehandelt haben (noch in der Erstausgabe der Flurkarte von 1831 ist an der abgebildeten Stelle wie auch in vielen anderen Waldungen der Umgebung von Siebersbach die Nutzungsart »Waid mit Laubholz« verzeichnet).

ren, zum Teil noch weiter entfernteren Orten, auf. Das Holz wurde von den Bauern an die Bäche gerückt und im Frühjahr bei hohem Wasserstand von den Beauftragten des Marbacher Floßamts eingeworfen. Über die Bäche gelangte das Holz in die Murr und schließlich bis zur »Floßbrücke« zwischen Marbach und Murr (1945 gesprengt, ungefähr an der Stelle des heutigen Verbindungssteiges). Dort waren Gatter (Rechen) angebracht, um das Holz herausziehen zu können. Gleich daneben war der »Holzgarten«, ein Platz in der Murraue, wo große Mengen Holz sortiert, gelagert und verkauft werden konnten. Bis zu 3200 Klafter Holz, das sind rund 12800 Raummeter, waren zeitweise dort gestapelt!

Die Murr und auch die Seitenbäche mußten für die Flößerei hergerichtet werden: Die Anlieger waren verpflichtet, das Ufergehölz so zu pflegen, daß es den Holzabfluß nicht behinderte, an den Mühlwehren mußten Abweisklappen (damit das Holz nicht in die Triebwerkskanäle gelangen konnte) und spezielle Fallen (»Floßgassen«) gebaut werden; schließlich wurden auch noch Schwellweier angelegt (z. B. bei Prevorst, an der Lauter oberhalb von Spiegelberg und am Haselbach bei Bartenbach), um bei Wassermangel zusätzlich Wasser ablaufen lassen zu können. Über alle diese Einrichtungen befinden sich im Stadtarchiv Marbach und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart umfangreiche Notizen, Schriftsätze und Rechnungsbelege für Konstruktion und Reparaturen. Das Holz wurde vor dem Flößen von Beauftragten des Floßamts gemessen (»abgestochen«, wie der Fachausdruck hierfür hieß), ebenso das im Holzgarten bei Murr ankommende Holz. Über Verluste wurde genau Buch geführt, schließlich brauchte man Belege für die Abrechnung mit Verkäufern und Käufern. Aber auch Leuten, die unberechtigterweise unterwegs irgendwo Holz entnahmen, konnte man so auf die Schliche kommen. In manchen Jahren klappte die Flößerei hervorragend, so daß kaum Verluste auftraten, in anderen Jahren spielte das Wetter einen Streich und es blieb unterwegs viel Holz hängen. Dieses mußte dann mühsam herausgefischt, aufgesetzt und in der nächsten Floßperiode wieder eingeworfen werden.

Man sieht, die Flößerei war ein Geschäft, das man verstehen mußte und das vielen Leuten – Holzhauern, Waldbauern, Floßamtsangestellten usw. – Arbeit und Einkünfte brachte. Bei den vielen Anliegern an der Murr und ihren Seitenbächen konnte es nicht ausbleiben, daß es zu Streitigkeiten kam und so bekamen auch die Gerichte und Rechtsvertreter Arbeit. Mit der gleichzeitig betriebenen herrschaftlichen Flößerei, der Stadt Backnang und mit verschiedenen Mühlenbesitzern hatte Marbach Kummer, solange die Flößerei betrieben wurde. Anlaß gaben die Holz mengen, die den einzelnen Floßberechtigten zum Flößen und zum Verkauf bewilligt waren und vor allem immer wieder der Zeitpunkt des Flößens, Backnang sollte anfangs grundsätzlich vor den Marbachern flößen – klar, daß der Marbacher Floßverwalter seinem Backnanger Kollegen oft den Vorwurf machte, nicht rechtzeitig begonnen zu haben, wenn im späteren Frühjahr das Wasser nicht mehr zum Flößen reichen wollte. 1629 wurde nach langwierigen Verhandlungen vom Herzog zugunsten Marbachs entschieden: Marbach bekam das alleinige Flößereirecht zugesprochen; Backnang, das auch auf anderem Wege zu Brennholz kommen konnte, durfte zukünftig nur noch 400 Klafter im Jahr flößen. Angefochten wurde der Stadt Marbach dieses Floßrecht aber über 100 Jahre lang: Alle paar Jahre mußte die herzogliche Rentkammer zur Schlichtung von Streitigkeiten über Holz mengen, Kaufhandlungen außerhalb Württembergs, unberechtigte Verkäufe außerhalb des Konzessionsgebietes und über Reparatur-

verpflichtungen an den Flößereieinrichtungen angerufen werden, wobei dann meist nicht ohne kräftige Berücksichtigung der eigenen Interessen entschieden wurde. Anhaltende Probleme gab es somit auch mit der im Auftrag des Herzogs von dessen eigener Verwaltung, später von einer Holzfaktorei in Backnang durchgeführten herrschaftlichen Flößerei. Lange Zeit wurde diese gemeinschaftlich betriebenen, doch konnte man sich dann nicht mehr über die Aufteilung von Reparaturkosten an Wehren und anderen Einrichtungen einigen. Genauso strittig war, wer die Holzverluste während des Holzabgangs zu tragen hatte. Verständlicherweise gab es mit manchem Inhaber einer Mühle, deren Wehr während des Flößens geöffnet sein mußte und die während dieser Zeit nur eingeschränkt arbeiten konnte, Ärger. Wurde der Müller zu spät vom Holzabgang informiert, gab es Schäden an Kanälen, Fallen und Rechen, öffnete er zu früh seine »Floßgasse«, blieb ebenfalls Holz hängen und verlängerte die Zeit des Mühlrad-Stillstands. Umfangreiche Akten existieren über alle diese Probleme; besonderen Raum nimmt der Streit mit dem Freiherrn von Sturmfeder in Oppenweiler ein, der um 1720 das Flößen ganz untersagen wollte, da ihm unzumutbare Schäden entstanden seien. Jahrelang mußte der Holzabgang von einem Leutnant und bis zu dreißig Mann begleitet werden, um zu verhindern, daß in Oppenweiler das Holz abgefangen wurde. Wegen des »Begleitschutzes«, den die Stadt Backnang zu organisieren hatte, gab es wiederum einigen Schriftwechsel. Erst 1729 konnte mit dem Freiherrn von Sturmfeder ein Vergleich geschlossen werden, der die Stadt Marbach neben jährlichen Holzabgaben auch eine Fuhre besten Neckarweines gekostet hat.

Drei Jahrhunderte wurde auf der Murr Brennholz geflößt. Der letzte Pächter des Marbacher Floßrechts war von 1864 bis 1872 Friedrich Knorpp aus Murr. 1872 verzichtete die Stadt endgültig auf das Floßrecht; im selben Jahr wurde zum letzten Mal auf der Murr geflößt. Die umfangreichen Floßeinrichtungen wurden versteigert, das Floßhaus in Murr an der alten Marbacher Straße verkauft. Der leichtere Transport von Brennholz auf den wesentlich verbesserten Straßen und auf der neuen Murrtaleisenbahnstrecke dürften letztendlich den Ausschlag dafür gegeben haben, das Flößen einzustellen.

3. 1680 – Marbach kauft in Siebersbach ein Hofgut

Vom 26. April 1680 datiert der Verkaufsbrief der Grafen zu Löwenstein über ein »*als ein eigenthum erkauftes Hofguth zu Syberspach ... mit allen dessen Zugehörden an Haus, Scheuren, Hof, Äckhern, Gärten, Wüsen, Holtz, Wasern und Waydt, nichts davon ausgenommen ...*«. Beim Stadtbrand 1693 sind Marbachs Akten nahezu vollständig vernichtet worden; so liegt dieser Verkaufsbrief auch nur als Abschrift des Stadtschreibers zu Löwenstein, Andreas Theophilus Ilg, vom 8. Juli 1706, im Marbacher Archiv (vgl. Abb. 6). Es ist das erste Dokument in der Akte »*den der dasig Gemeiner Stadt zugehörigen in dem Siberspacher Refier gelegenen Wald, der Hamberg und Dauernberger Kopf genannt, betr[effend]*« (A 256, (1)).

Für die vier Brüder »*Ludwig Ernst, Fridrich Eberhardt, Gustaph Axel und Albrecht, Grafen zu Löwenstein, Wertheim, Rochefort, Virnenburg, Montaigu, Oberherren zu Chafsepierre, Herren zu Scharpfeneck, Breuberg, Herbimont und*

Das im Jahr 1680, und wie solches
 verbotenes Holz extrahirt ~~worden~~, obgleich
 die Aufsichtung - Landtag inferirt worden
 und selbst Zuführung ist, zum Zweck
 ein Ackerstück und Holzschneidholz ~~zu~~ ~~best.~~
 8. Juni. No. 1706.


 Andreas Theophilus Ilg

Abb. 6: Beglaubigung der Abschrift des Kaufbriefs von 1680 durch den
 Stadtschreiber von Löwenstein, Andreas Theophilus Ilg, vom 8. Juni 1706
 (Stadtarchiv Marbach, A 256, 1, verkleinert um etwa 30%).

Neuenburg« unterzeichnete Graf Friedrich Eberhardt die Verkaufsurkunde. Wie
 man später sehen wird, wurde dieser Unterschrift fast hundert Jahre später in ein-
 em langwierigen Rechtsstreit große Bedeutung zugemessen: Hatten nun die
 Grafen einen Teil ihrer Grafschaft oder hatte Graf Friedrich Eberhardt einen Teil
 seines persönlichen Vermögens verkauft? Doch davon ausführlich später!

Einen Tag nach Ausfertigung des Verkaufsbriefes, am 27. April 1680, ist vor
 dem Gericht in Sulzbach »dieser Kauf und Contract... ratificirt und confirmirt
 worden...«. Zu dieser Vertragsaushändigung hatte sich Bürgermeister Johann
 Michael Fastnacht zusammen mit zwei Abgeordneten des Rats, Johann Chris-
 toph Hemminger und Johann Kodtweys, nach Sulzbach begeben. Letztgenann-
 ter war übrigens der Ururgroßvater (1640 bis 1698) von Friedrich Schiller. Hem-
 minger war für die Brennholzbeschaffung und -flößerei zuständig und führte den
 Titel »Floßverwalter«.

Wahrscheinlich bei den Holzeinkäufen in den Ortschaften des Lautertales wird
 der Floßverwalter davon erfahren haben, daß in Siebersbach ein Hofgut zum
 Verkauf stand. Die näheren Umstände des Kaufs können wegen fehlender Akten
 nicht mehr nachvollzogen werden; so ist man auf Mutmaßungen angewiesen: Die
 Grafen von Löwenstein scheinen in Geldnöten gewesen zu sein und dürften für
 das Hofgut keinen zahlungskräftigen Pächter gefunden haben. Im o.g. Verkaufs-
 brief heißt es nämlich: »... unser bisher innegehabtes, und von uns in der Ganth,
 als ein eigenthum verkauftes Hofguth...«. Vielleicht sind auch die Vorinhaber
 des Guts, Hans Schmidt und vor diesem Adam Fuchs, zahlungsunfähig gewor-
 den. Wie in anderem Zusammenhang (siehe Abschnitt 4) deutlich wird, stand von

4. Der Kauf hat ein Nachspiel³

»Unter dem 7. Mai 1680 berichtete der Forstmeister von Gaisberg vom Forstamt Reichenberg an den Geheimen Rat in Stuttgart (Innenministerium), daß Graf L. M. von Löwenstein⁴ einen Hof und Wald zu Siebersbach an die Stadt Marbach verkauft habe. *»Weil allem Ansehen nach durch diesen Kauf der hochfürstlichen Flößerei (damals ließ auch der Herzog auf der Lauter und Murr Brennholz flößen – siehe Abschnitt 2 –) ein merklicher Schaden geschieht, und Euer hochfürstliches Interesse nicht nur ein wenig geschmälert wird, habe ich das berichtet.«* Drei Tage später (viel schneller geht es bei der heutigen Post auch nicht) ging ein Befehl an den Vogt zu Beilstein, er solle *»in der Stille«* Erkundigungen einholen, was es mit dem Gräflich-Löwensteinschen Hof zu Siebersbach für eine Bewandnis habe, was für Güter dazu gehören und welche Zehnt-, Gült- und Fronleistungen auf dem Hof lasten.

Am 19. Mai berichtete der Beilsteiner Vogt: *»Am gestrigen Tag habe ich mich dahin begeben und in möglichster Stille folgendes erkundigt: Siebersbach ist ein gräflich löwenstein'scher Weiler mit ungefähr 15 Einwohnern und ist eine Stunde entfernt von Reichenberg. Der Weiler ist mit lauter Waldung umgeben, hat etwas Ackerfeld und Wüstwachs (nicht bewirtschaftet). Er liegt in einem kleinen Tal, dessen Bach unfern des Weilers in die Lauter fließt. In diesem Weiler ist der fragliche Hof. Das Wohnhaus ist abgegangen.«*

Derzeit ist nur noch eine ziemlich wohl erbaute Scheuer vorhanden. Zu dem Hof gehören ziemlich wüste Gärten und Ackerfelder, worauf ungefähr sechs Ochsen und über dies zehn bis zwölf Stück Rindvieh gehalten werden könnten. Wieviel aber der Hof dem Maß nach hat, habe ich nicht erfahren können. An Gehölz (Wald) mit wohlständigem Buchenholz⁵ hat dieser Hof gut über hundert Morgen... Im ganzen möchte somit das Gut mit Ackerfeldern, Wiesen, Gärten und Gehölz eher mehr denn weniger als zweihundertfünfzig Morgen haben. Vom Hof muß nur ein wenig als Steuer nach Sulzbach und etwas Gült in die murrhardt'sche Pfleg nach Großbottwar gegeben werden, wieviel ist aber nicht zu erkundigen gewesen. Weiter erfuhr ich, daß der Herr Fürst (von Löwenstein) den Hof mit aller Zugehör, Recht und Gerechtigkeiten, jedoch mit Vorbehalt vor etlichen Wochen um 1200 Gulden verkauft habe, wovon 1000 Gulden gleich in bar, und der Rest in zwei Jahren zu zahlen sei. Zwei Bauern von Höchberg, beide verständige Männer, sagten, ihrer Meinung nach sei mit 1200 Gulden nicht einmal das Holz bezahlt, alles andere sei umsonst.«

Auch im Geheimen Rat in Stuttgart findet man, daß dieser Kauf für Marbach *profitable* (= gewinnbringend) sei, und an den Vogt von Beilstein⁶ geht ein weiteres Schreiben, daß *»wir zu vernehmen verlangen, aus was für Ursachen die Herren von Löwenstein solchen Hof ohne Vorbewußt und Konsens des Lehenherren (= ohne Wissen und Erlaubnis des Herzogs)⁷ veräußert haben (19. Juni 1680). Ganz so schnell reagieren die Herren von Löwenstein nicht. Erst nach acht Wochen (17. September 1680) teilen sie dem Geheimen Rat in Stuttgart mit, daß der letzte Inwohner des Hofes in Gant gekommen sei; und nachdem niemand käuflich dorthin ziehen wollte, haben sie »ein solches Gütlein mit großen Kosten wiederum in Bau gebracht. Nachdem uns aber eine unvermeidliche Not angestoßen (Geldnot!), haben wir solches Gütlein an Obgesagte zu Marbach verkauft und mit Einwilligung des Geistlichen Verwalters zu Großbottwar (dorthin muß-*

ten acht Hühner als Gült von dem Inhaber des Hofes geliefert werden) *mit Vorbehaltung des Rückkaufrechtes und anderer Grundrechte käuflich überlassen.*«

Es muß noch allerhand Formalitäten gegeben haben, ehe der Kauf genehmigt wurde. In einer Eingabe des Marbacher Magistrats an den Geheimen Rat in Stuttgart bittet er *»wegen oben angeführter Motive die Ratifikation des Hofkaufes in ihrem Rigor beständig zu lassen und bei der erlangten Prozeßion und⁸ gnädig zu manuteneren.*« (Ob die damaligen Magistratsherren dieses Deutsch verstanden?)...«

5. 1708 – der Verkauf des Hofgutes ohne den Wald an Ludwig Moritz, Graf zu Löwenstein, wird vorbereitet

Unterlagen über eine Verpachtung oder Eigennutzung des Hofgutes zwischen 1680 und 1708 gibt es nicht. Vielleicht sind Schriftstücke aus der ersten Zeit beim Stadtbrand 1693 verlorengegangen. In der Zeit der größten Not nach 1693 wird man sicher im neuerworbenen Wald Holz geholt haben; schriftliche Unterlagen aus dieser Zeit sind insgesamt selten – man hatte wichtigeres zu tun, als Akten anzulegen! Vielleicht ließe sich beim Durchsehen der umfangreichen Flößereiakten etwas über das Siebersbacher Hofgut finden.

Warum man sich 1706, 26 Jahre nach dem Kauf des Hofguts und 13 Jahre nach dem Verlust der Originalurkunde um eine Abschrift des Kaufbriefes (siehe Abschnitt 1) bemüht hat, wird klar, wenn man das zweite Schriftstück des Marbacher Aktenbundes studiert. Es handelt sich um den Entwurf eines Vertrages, mit dem das Gehöft samt Äckern und Wiesen, jedoch ohne den Wald, an Ludwig Moritz, Graf zu Löwenstein, zurückverkauft werden soll. Der Entwurf vom 6. Juli 1708 stammt vom Gerichtsnotariat in Sulzbach und ist schon so ausgefeilt, daß man Vorverhandlungen voraussetzen darf. Diese scheinen allerdings vorwiegend mit dem Löwensteinischen Vertragspartner stattgefunden haben, denn die Marbacher Ratsherren haben am Rand etliche Korrekturen und Ergänzungen angebracht.

Im Vertragsentwurf wird eine Versteinung des zukünftig bei der Stadt Marbach verbleibenden Waldes angeregt – also eine Festlegung der Grenzen mittels Grenzsteinen, um den Wald gegen die zukünftig zum Hofgut gehörigen Grundstücke sowie gegen die Nachbarn klar abgrenzen zu können. Offenbar wurde diese Versteinung als Voraussetzung für den Verkauf angesehen, denn das Dokument über die Eigentumsübertragung wurde erst ein Jahr später, am 19. Juli 1709, nach erfolgter Versteinung angefertigt.

Ein bestimmtes Waldstück allerdings wollte Graf Ludwig Moritz zurückhaben: Bezug genommen wird dabei auf eine Passage in dem schon erwähnten Kaufbrief von 1680: *»Wobey wir uns ausgedungen haben, die Helfte des Walds, so von dem Weyler Syberspach hinauf zieht an der Dauernberger Äcker und sich bei dem Kohlwäsen endigt, unten an die Viehwaydt und wüseh in dis Guth gehörig, stoßend, ... und wann solches einmal abgehauen, so solle solcher Wald wiederum völlig heimgefallen seyn, ...*« (1). Jetzt wurde der Nachteil der damaligen unpräzisen Lagebeschreibung offenbar: Der Sulzbacher Entwurf verrät Löwensteinisches Diktat, denn es *»solle Gemeiner Statt dasjenige Holtz, so auf solchem so genannten Dauernberger Kopf albereits hauen lassen, theils würeklichen hinweg-*

und theils schon auf der Egarten (d. h. Ödlandstelle außerhalb Waldes – Verf.) liegen hat, alleine verbleiben, was hingegen in diesem Kopf im Wald bereits gehauen und noch ungehauen zugegen, gemeinschaftlich verbleiben, ... jedoch, wann solcher einmal abgehauen, so solle solcher Wald der Stadt Marpach... wieder völlig heimgefallen seyn, und dehero gleichfalls in die Versteinung kommen...» (2). Marbach aber sah die Angelegenheit anders und wollte nichts von einer gemeinschaftlichen Verwertung von Holz wissen; vielmehr wollte man die Grenze zwischen dem auch zukünftig bei der Stadt verbleibenden und dem wegzugehenden Wald dort legen, wo man mit der Holzfällerei in jenem Jahr gerade angekommen war. »Bey der umgehauenen Aichen« sollte die Grenze gelegt werden und offenbar war über diese Stelle nicht zu streiten. Diese Korrektur im Vertragsentwurf läßt übrigens wieder erkennen, daß es der Stadt Marbach nicht um Fläche, sondern ausschließlich um flößbares Holz ging. Bald wird man sehen, wie man sich im tatsächlich ausgehandelten Vertrag einigte. Zuerst aber folgt ein anderes Aktenstück, das starke Gebrauchsspuren zeigt:

6. Die Grenzsteinsetzung von 1709

Innerhalb von nur zwei Tagen in den schwer zugänglichen Klingen des Siebersbachtals und des Krebsbachtals insgesamt 51 Grenzsteine (13 Hauptsteine und 38 Läufersteine) zu setzen, erfordert auch heute noch großen Respekt. »Als ist dises Werck Freitags und Samstags den 10. und 11. May anno 1709... angegriffen und vollendet... worden.« (3) Die Teilnehmer waren »anseiten Hochgräfl. Herrschaft, Herrn Gabriel Herrmanns, Kellereyverwalters, und Andrea Theophili Ilgen, Stattschreibers zu Löwenstein, und denen von wegen Marpach Johann Jacob Beuttels, Stattschreiber und Joh. Melchior Wintters, Flotzverwalters daselbsten.« Die vereidigten Untergänger von Sulzbach, Hans Jacob Mauser und Hans Jacob Seeger, hatten die Steinsetzung vorzunehmen, die oben genannten Herrschaften waren nur »beywesend«.

Die Unterschrift ist so schwungvoll unter das Dokument gesetzt, daß die Feder Tinte verspritzt hat (vgl. Abb. 8): Ludwig Moritz, Graf zu Löwenstein Wertheim, unterzeichnete eigenhändig die »Steinsatzung und zugleich vorgenommene Beschreibung«, die am 6. Juni 1709 ausgefertigt wurde. Das Original der Urkunde liegt im Marbacher Stadtarchiv (3), eine von C. F. Hartmann, Stadt- und Amtschreiber zu Marbach, am 22. Januar 1753 gefertigte Abschrift besitzt das Hauptstaatsarchiv Stuttgart (A 373, Bü. 1).

In der Einleitung zur Steinsatzbeschreibung wird Bezug genommen auf die im Juli 1708 »aufgerichten Kauf- und Reversbriefe«, d. h. auf den in Abschnitt 5 genannten Vertragsentwurf. Auch die Zweckbestimmung der Grenzsteinsetzung und des Dokuments werden genannt: Man wollte »zu evitirung aller Strittigkeiten, so über kurz oder lang etwa entstehen dörfen, Guth und Wald ordentlich durch Marcksteine... separieren«.

8 Seiten lang ist die Beschreibung der einzelnen Steine, und da sie Grundlage aller Rekonstruktionsversuche der Grenze ist, lohnt es sich, sie als Abschrift beizulegen (siehe Anhang). Schon der Anfang gibt Rätsel auf: »Und zwar wurde der anfang gemacht hinten wo das Syberspächlen und Häuserthälinsbächlen zusammen fließen, oben am Rein, alda bey einer Buchen der Hautbstein Num. 1 stehet,

Das nun diese Steinsatzung sich also und anders
 nicht mit beiderseitigen Interessenten belieben ergeben, wird mit vornen
 Hochgedacht Ihrer Hochgräfl. Excellenz angebohrenen Hochgräfl. Insigel bekräftiget;
 Actum den 6. Junij anno 1709

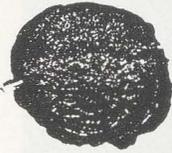
 Ludwig Moritz Graf
 zu Löwenstein Wertheim

Abb. 8: Unterschrift von Graf Ludwig Moritz unter der Steinsatzung von 1709: »Daß nun diese Steinsatzung sich also und anders nicht mit beederseitigen Interessenten belieben ergeben, wird mit vornen Hochgedacht Ihrer Hochgräfl. Excellenz angebohrenen Hochgräfl. Insigel bekräftiget; Actum den 6. Junij anno 1709 Ludwig Moriz Graf zu Löwenstein Wertheim« (Stadtarchiv Marbach, A 256, 3, Verkleinerung um etwa 20%).

von da gehets am Rein des Häuserthälins hinaus...« (vgl. Abb. 9). Welche der verschiedenen Klingen nordöstlich von Siebersbach damals »Häuserthälins« genannt wurde, weiß von den Einheimischen heute niemand zu sagen, doch läßt sich aus dem Zusammenhang und aus dem heute noch gebräuchlichen Flurnamen »Häuseräcker« erschließen, daß es nur die Klinge des heutigen Birkenbaches gewesen sein kann (»Kleintal«). Aber wo ist nun die Stelle »oben am Rein, alda bey einer Buchen...«, wo der Hauptstein Nr. 1 gesetzt worden ist? Raine und Böschungen gibt es am Zusammenfluß von Siebers- und Birkenbach etliche – die Suche nach dem Stein freilich blieb ohne Erfolg, erst recht diejenige nach einer großen Buche! Die Beschreibung der Grenze geht im selben Stil weiter und nennt höchst selten nachvollziehbare Anhaltspunkte. Man ist versucht, zu urteilen, die Grenzbeschreibung habe ihren Zweck verfehlt, wenn man 250 Jahre später die Grenze nicht mehr nachvollziehen kann; doch sollte man mit solchen Urteilen vorsichtig sein: Wie findet man sich wohl in 250 Jahren mit den heutigen Meßurkunden, den Bergen von Unterlagen und den von Computern hergestellten Meßrissen zurecht?

Auf die Grenzbeschreibung wird im folgenden noch mehrfach zurückzukommen sein; im Augenblick bleibt festzuhalten, daß der gesamte verbleibende Marbacher Wald mit 38 Läufersteinen und 13 Hauptsteinen gekennzeichnet wurde, wobei letztere folgendes Aussehen hatten (vgl. Abb. 10 und 11): »Wobey zu wissen, daß alle Haupt Stein Hochgräfl. Seiten mit einem auf 4 Steinhaufen auf-

Und zwar heüßet der außgangsmarggrubz her
 ab Dybergrubz und Zangsthalentbürgz zu
 "Jawozgheggen, oben am Rens, alle by ein
 Bürgz der Zaidl Oris Nem: 1. J. H. S. S. by
 der Zaidl Oris ab Zangsthalentbürgz

Abb. 9: Auszug aus der Steinsatzbeschreibung von 1709, Abschrift siehe Text
 (Stadtarchiv Marbach, A 256, 3, Verkleinerung etwa 12%).

rechtstehenden Löwen und der ausgeschriebenen Umschrift, Ludwig Moritz, Graf
 zu Löwenstein & Wertheim, auf der anderen und Marpacher Seiten aber mit ei-
 nem Wilden Mann, und der auch ausgehaltenen Umschrift Statt Marpach Wald,
 und auf der dritten seiten mit der Jahrzahl 1709 bewappnet und resp. bezeichnet
 sind« (vgl. Abb. 12).

Wer die Grenzbeschreibung ganz liest (vgl. Anlage), wird feststellen, daß von
 einem Hauptstein mit der Nummer 5 1/2 nicht die Rede ist – den heute auf der
 Marbacher Schillerhöhe stehenden Grenzstein gab es damals also offensichtlich
 noch nicht, wiewohl er die Jahreszahl 1709 zeigt und ähnlich aussieht wie oben
 beschrieben. Dieses Rätsel, das dem Verfasser jahrelang bei dem Versuch, die
 Grenze zu rekonstruieren, erhebliches Kopfzerbrechen bereitete, wird sich erst
 später auflösen lassen.

7. Die Verkaufsurkunde für das Hofgut ohne den Wald vom 6. Juli 1709⁹

Gegenüber dem Vertragsentwurf vom 6. Juli 1708 (siehe Abschnitt 5) verrät
 der tatsächlich geschlossene Vertrag vom 6. Juli 1709 (4) deutlich die Handschrift
 des Marbacher Rats. Das sieht man schon an der Formulierung der Eingangsflos-
 keln: Beginnt der Entwurf mit »Ich Ludwig Moritz, Graf zu Löwenstein...«,
 setzt sich die Stadt im endgültigen Vertrag selbstbewußt an den Anfang: »Wir
 Bürgermeister, Gericht und Rath zu Marpach, Namens Gemeiner Statt daselb-
 sten, ...« (4). Vielleicht nebensächlich, aber doch aufschlußreich hinsichtlich der
 Interessenlage, deuten doch auch andere Formulierungen darauf hin, daß der
 Rückkauf des Hofes vermutlich auf eine Initiative des Grafen zurückging. Mar-
 bach wird der Verkauf des offenbar wenig einträglichen Hofes willkommen ge-
 wesen sein, waren doch die Jahrzehnte nach dem Stadtbrand große Notzeit.

Der Vertrag ist nicht im Original bei den Marbacher Akten, denn dieses hat
 man, »auf Pergament geschrieben«, dem Grafen Ludwig Moritz »zugestellt«. Der
 Marbacher Stadtschreiber Johann Jacob Beuttel – wir kennen den Namen schon
 von der Steinsatzbeschreibung her – attestiert aber unter der Abschrift vom
 19. November 1710, daß diese in »beschehenem fleißigen Collationiren (d. h. Ver-
 gleichen von Original und Abschrift zur Prüfung der Richtigkeit – Verf.) de



Abb. 10: Hauptstein Nr. 10, »Marbacher Seite«, in der Revierförsterstelle
Jux des Staatl. Forstamts Löwenstein stehend.



Abb. 11: Hauptstein Nr. 10, »Löwensteiner Seite«.

Marbach Joh. son, bey dem Landt Wein Loch
 4 große Steine mit einem auf 4. Die größte
 auf der Höhe der Höhe und den auf der Höhe
 Hauptsteine, Ludwig Moritz, Graf zu
 Sorsenstein & Wertheim, auf dem andern
 und Marbach son, aber mit einem
 Wald. Man und den auf der Höhe
 Hauptsteine, Rath Marbach & Wald,
 auf dem andern Steine mit dem Jahrzahl
 1709. bezeugend und geg. bezeugend
 sind.

Abb. 12: Auszug aus der Steinsatzbeschreibung von 1709, in der das Aussehen
 der Hauptsteine beschrieben wird. Abschrift siehe Text (Stadtarchiv Marbach,
 A 256, 3, Verkleinerung um etwa 25%).

verbo ad verbum (d. h. von Wort zu Wort – Verf.) gleichlautend erfunden worden.«¹⁰ Der Verkaufsbrief ist eine Art »Auflassungsurkunde«, denn der Verkauf ging bereits am 19. Juli 1708, also zwei Wochen nach Aufstellung des Vertragsentwurfs und lange vor der Grenzsteinsetzung, vorstatten.

1052 Gulden »Paar Gelt« (d. h. Bargeld) an »gangbaren Sorten« (vgl. Abb. 13) mußte Graf Ludwig Moritz für den Rückkauf des Hofes ohne den Wald bezahlen. Gegenüber 1680, als Marbach 1200 Gulden für das ganze Hofgut bezahlte, ein stolzer Preis, doch darf man nicht vergessen, daß in dieser Zeit starke Geldwertänderungen stattfanden. Die Einnahme wird Marbach hochwillkommen gewesen sein – man bedenke, daß es nach dem Brand 1693 viele Jahre am Nötigsten fehlte und z. B. erst 1760 ein neues Rathaus gebaut werden konnte.

Der Verkaufsbrief weicht in wesentlichen Punkten vom Entwurf ab und verrät – wie schon bemerkt – deutlich die Absicht der Stadt Marbach, sich möglichst viel Holz zu sichern, wie auch das Interesse des Grafen, den Hof zurückzubekommen, wiewohl er auf einige Forderungen eingehen mußte.

Zuerst wird festgestellt, daß jegliche Änderung der 1709 festgelegten und versteinten Grenzen, falls eine solche zu einem Ausgleich notwendig werden sollte, nicht die Hauptsteine betreffen dürfe und der Morgen Wald vom Grafen Ludwig Moritz mit 4 Gulden zu bezahlen sei. Das floßbare Holz verbleibe aber auf jeden

Hierumben nun, ist diser Kauf und Verkauf zu
gangen und beschehen, für und um

1052 fl. Ein tausend fünfzig und zwey
Gulden.

Paar gelt, die wir auch gegen Übergebung dises Kauf
und Fertigungs Briefs zu guten Bürgern an
gangbaren sorten richtig empfangen haben, und
deswegen Ihre Hochgräfl. Excellenz und deroselben
Hochgräfl. Erben, hirmit bester form quittiren thun.

Abb. 13: Auszug aus der Vertragsabschrift über den Verkauf des Hofes ohne den Wald an Graf Ludwig Moritz: »Hierumben nun, ist diser Kauf und Verkauf zugen und beschehen, für und um 1052 fl., Ein tausend Fünfzig und Zwey Gulden Paar gelt, die wir auch gegen Übergebung dises Kauf und Fertigungs Briefs zu guten Bürgern an gangbaren sorten richtig empfangen haben, und deswegen Ihre Hochgräfl. Excellenz und deroselben Hochgräfl. Erben, hirmit bester form quittiren thun.« (Stadtarchiv Marbach, A 256, 4, Verkleinerung um etwa 30%)

Fall bei Marbach. Das Stück Wald, das nach dem Vertrag von 1680 an den Grafen zurückgegeben werden mußte, war bei der Versteinung bereits berücksichtigt worden. Wie aus dem Gesamtzusammenhang zu schließen ist, hatten sich die Marbacher mit ihrer Korrektur des Vertragsentwurfs voll durchgesetzt. Doch nicht genug damit, die Stadt sicherte sich in dem zurückfallenden Waldstück das »noch im und außerhalb des Waldes wirklich zugegen befindlich gehauene Holz« (4).

Eine nebensächlich wirkende und leicht zu übersehende Passage des Vertrages ist nunmehr zu zitieren, da sie 70 Jahre später – wie in Abschnitt 11 noch ausgiebig darzustellen sein wird – zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gab: »Nachdem besagtermassen der Wald Gemeiner Statt Marpach völlig für eigenthümlich verbleibet, damit nach eigenem Gefallen, ohne männiglichs Hinterung,

habend zu disponieren, und niemanden einigen Zutritt, es seye der Wayd oder Holtzes halber, zu gestatten...«. Das heißt doch soviel, daß Marbach Alleinverfügungsrecht zukam und die in den Wäldern damals durchaus gängige Viehweide damit ausgeschlossen war – schließlich sollte ja Holz nachwachsen und kein laufend verbissener Niederwald entstehen. Doch damit hier genug; man wird später sehen, ob diese Vertragsklausel einen Wert hatte!

Neben Steuerfreiheiten sicherte man sich auch andere Vergünstigungen: So haben sich »*Hochgräfl. Excellenz... austrückentlich dahin obligiret* (d. h. ausdrücklich verpflichtet – Verf.), *denselben die Passage durch dieses Hofs Güther... von Michaelis bis Georgii* (d. h. von 29. September bis 23. April – Verf.) *immerwährend... zu gestatten.*« Marbachs Floßverwalter wurde sogar zugestanden, daß er sich den Durchgang »*ohne weitere Anfrag*« verschaffen könne. Wichtig war dieses Durchfahrtsrecht durch das Hofgut deshalb, weil man das Holz aus dem Siebersbachtal nur über das Hofgut und den Ort Siebersbach zur Einwurfstelle an der Lauter transportieren konnte; ohne dieses Recht hätte der Graf oder der jeweilige Hofinhaber die Stadt bei der Holzabfuhr laufend schikanieren können. Aber nicht nur das Durchfahrtsrecht ließ man sich zusichern, sondern auch »*declariren sich Ihre Hochgräfliche Excellenz, die Weeg durch das Guth, auf dero selbststeigenen Costen repariren und allezeit in solchen Stand bringen zu lassen, damit man sich selbiger mit Commodität* (d. h. bequem – Verf.), *ohne zu führen habende Beschwerde bedienen könnte, ...*« Sollte für die Weginstandsetzung, die offenbar mit quergelegten schwächeren Hölzern in Form eines »Bruckholzweges« geschah, im Hofgut nicht genug Holz zu finden sein, billigte Marbach großzügig zu, solches »*auf beschehene Anzeig aus Gemeiner Statt Waldung assigniren und auszeichnen zu lassen*«. Man darf annehmen, daß sich die Stadt bei diesem Angebot nichts vergab; wahrscheinlich brauchte man für die Wege nicht flößbares Schwachholz. Der Verkaufsbrief wurde offenbar von Graf Ludwig Moritz in dieser Form akzeptiert, und die Stadt Marbach hatte allen Grund, mit diesem Handel zufrieden zu sein. Warum der Graf diese für ihn mit Nachteilen und Pflichten verbundenen Regelungen annahm, kann man nur vermuten: Wald hatte er reichlich, so daß er nicht wie die Stadt Marbach um kleine Waldstücke oder liegendes Stammholz zu kämpfen brauchte. Am Hofgut selbst allerdings, das einst aus der Not heraus verkauft werden mußte, war ihm offenbar gelegen. In welchem Zustand sich der Hof, von dem ja bereits 1680 nur noch eine Scheuer vorhanden gewesen sei, befand, ist nicht überliefert; dies war in der ganzen Angelegenheit ja auch unwichtig – der Stadt Marbach zumindest!

8. Grenzbesichtigung und Steinerneuerung 1737/47

38 Jahre lang kam kein weiteres Dokument in den Aktenbund des Marbacher Archivs. Man darf annehmen, daß jedes Jahr Holz geschlagen und auf der Lauter und der Murr nach Marbach geflößt worden ist. Differenzen mit Nachbarn oder mit den Hofgutinhabern bzw. -pächtern dürfte es keine gegeben haben, sonst wäre zumindest ein Vermerk in die Akte gelegt worden.

Das nächste Aktenstück (6) stammt aus dem Jahr 1747 und nimmt Bezug auf eine Besichtigung des Waldes im Jahr 1737 durch eine Abordnung des Marbacher Magistrats, welche »*nachfolgende Defecten gefunden*« hat. Sieben Feststellungen

Istn Wali Sal Jey

in anno. 1737. ein Magistrats Deputaion
 von Marbach, traügendlich und nach de-
 ren Anweisung geseh, dabey aber nachfol-
 gend Defecten gemüdt, daß

a) Der Capital Stein Nro. 1. im boden lotter
 steht.

Abb. 14: Auszug aus dem Protokoll der Grenzbegehung von 1747: »Disen Wald hat schon in anno 1737 eine Magistrats Deputa[t]ion von Marbach beaugenscheiniget und nach deßen Versteinung gesehen, dabey aber nachfolgende Defecten gefunden, daß a) der Capital Stein Nro. 1 im boden lotter stehet...«
 (Stadtarchiv Marbach, A 256, 6, Verkleinerung um etwa 25%)

hat man damals gemacht, vier davon betreffen Hauptsteine:

- »der Capital Stein Nro. 1 im Boden lotter stehet.« (vgl. Abb. 14)
- »der 3. Capital Stein nicht nur umgesuncken und der Statt Zaichen des Wilden Manns loß worden, sondern auch vielleucht durch einen Erdschutt und den daselbst sich befindenden sumpfigten Boden gegen 4 Schritt herab gewichen...«
- »von dem 5. bis zu dem 6. Capital Stein zw. dem Marbacher und dem von Kl. Höchberg Wald weder ein weiterer Capital Stein noch Läufer sich befunden, welch beede Steine doch gleichwohlen mehr als eine Viertel Stund weit voneinander steh[en].«
- »der 11. Capital Stein am Klinglin vom Koblwieslen herab gehend abgeschlag[en], der Fuß aber noch stehet und höchstnötig mit einem neuen Stein zu versehen ist.«

Vor allem die zitierte dritte Bemerkung gilt es näher zu besehen. Warum hat der Verfasser dieses Vermerks nicht in der Steinsatzung von 1709 nachgeblättert? Dort sind nämlich zwischen dem 5. und dem 6. Hauptstein insgesamt sieben Läufer mit genauen Entfernungsangaben (vgl. Anhang) festgehalten. Hat die Abordnung 1737 diese Läufer nicht gefunden oder waren sie nicht mehr vorhanden? Wir werden sehen – festzuhalten bleibt, daß zwischen dem 5. und 6. Hauptstein Unsicherheiten vorlagen.

Doch die obigen Zitate waren ja nur die Einleitung zum Aktenstück von 1747. Im Text geht es weiter: »Obwohlen man nun ab Seithen Marbach vermöget, die Defect gleich nach dem vorgenommenen Augenschein durch Abschickung einer neuen Deputation verbessern zu lassen, so seynd jedoch allerhand Hindernüße, sonderl. aber auch die KriegsTroublen und Kayserlich und frantz. Durchzüg darzwischen gekommen, daß man dem Geschäft Anstand geben müssen, ...«.

1747, 10 Jahre, nachdem man die Schäden festgestellt hatte, hat man sich also entschlossen, sie zu beheben. Dazu hatte man an die Vogtämter Backnang und Löwenstein »requisitoriales abgelaßen, jenigen Untergäng[ern]... ohnschwer aufzugeben, daß sie die abgegangenen und schadhafte Steine wieder setzen und verbessern möchten, wobey eine Deputation von Marbach auf den 5. 7bris (Abkürzung für September – Verf.) a. c. sich einfinden werde.« Terminvereinbarung nennt man dies heute. Das Hauptrechnungsbuch des Floßamtes für das Jahr 1747 (R 1720, Blatt 90) führt zu dieser Aufforderung folgendes an: »den 31. [August] Johann Wilhelm Preßeln allhier nach Löwenstein, Sultzbach und Backnang zu gehen, und dasigen Hl. Beamten die Briefe wegen Veranstaltung des Steinsetzens um den Stadtwald bei Siebersbach zu beliefern 48 kr.« Zum angegebenen Datum »verfügte sich« also die Marbacher Abordnung nach Siebersbach und wohnte nachmittags der Erneuerung des 11. Hauptsteines bei, welcher vorgezogen wurde, »damit die von Seithen Backnang geschickten Untergäng[er] sich mit Unkosten nicht über Nacht aufhalten dürften (maßen dieselbe mit den übrigen Defecten nichts zu thun hatten)...«. Man fand »von dem alten abgeschlagenen Stein der Stumppen im Boden« und setzte an dessen Stelle einen Ersatzstein – »wie der ehemalige Stein auch, woran die Jahrzahl 1709 stehet, so daher rühret, weil solcher bey damaligem Steinsatz übrig geblieben«.

Am anderen Morgen »visitirte« man zuerst den Hauptstein Nr. 1. Dieser war im Boden abgebrochen, »weil aber an neuen Steinen es gemangelt und endlich das obere Stückh des alten Steins noch wohl passiren können«, setzte man die Bruchstücke wieder zusammen, so daß die Wappen gerade noch zu erkennen gewesen sind. Einige Läufersteine wurden neu gesetzt und anstelle des schadhafte und »aus der Distanz gewichenen« Hauptsteins Nr. 3 wurde »ein InterimsStein, weil der alte im Herausthun zusammen gefallen und nicht mehr zu gebrauchen« gesetzt. Darauf wurden »die Buchstaben C. St., welches CapitalStein bedeutet, sodann Nro. 3 angehauen«. Bei Gelegenheit sollte dieser Stein durch einen neuen Hauptstein mit Wappen ersetzt werden.

Nun kam die schon erwähnte Stelle zwischen dem 5. und 6. Hauptstein. Die abermalige Prüfung ergab, daß wirklich alle Läufer fehlten. Anstatt aber diese neu zu setzen, verfuhr man anders. Offensichtlich wußte man über den alten Grenzverlauf nichts genaueres mehr und rekonstruierte auch nicht mehr die alte Linie. Zwar fand man einen alten Stein, der jedoch in der alten Steinsatzbeschreibung nicht erwähnt war – man hatte das damals schon alte Dokument also doch zu Rate gezogen – konnte ihn aber nicht richtig einordnen. So setzte man an einer markanten Stelle auf der Höhe einen neuen Hauptstein und schlug die Ziffern 5 1/2 ein. Neu war dieser Stein allerdings auch nicht, denn man verwendete einen, »der gegen den Marbacher Wald mit dem Wilden Mann, gegen denen von KleinHöchberg ihren Waldungen aber mit einem Schaarboden¹¹ bezaichnet ist, worauf die Jahrzahl 1709 stehet, welcher Stein von denen in selbigem Jahr gesetzten Steinen übrig geblieben ist.« – Nun also löst sich eines der eingangs erwähnten Rätsel: Der 1970 als erster gefundene Hauptstein Nr. 5 1/2 konnte gar nicht in der Steinsatzbeschreibung von 1709 enthalten sein, da er erst 1747 gesetzt worden war! Sehr viel weiter hilft diese Erkenntnis für die Rekonstruktion der Waldbesitzgrenze allerdings nicht, denn man gab sich auch 1747 nicht die Mühe, den Standort des neuen Steins und den Bezug zu anderen Grenzsteinen einigermaßen hinlänglich zu beschreiben – im Gegenteil: Die »Steinsatz-Renovation« von 1747

Wohl Honorable Verhandlung abedien
am 7. Sept. 1747.

Ortmann und Krüger
gänger zu Ditzbach,
Johann Christoph Kelling.
Christoph Kelling
Johann Jacob Dammann

deputierte des Mar-
bach,
Stadt-Schreiber Hartmann,
Welfenfrucht, Peter
Jacob Maurer.

deputierte des Saumburg,

Jonß Georg Guntz gall
auf abtrotzen, 23 haupt erben
Christlich reich.
ey parter über kied.
Guntz gall

Johann Guntz gall
Johann Michael Mühlstein.
Johann Daniel Jankowsky
deputierte Brinckhorst
Jonß Leonhard Jank
Johann Michael Wolfhies

Abb.15: Unterschriften der Teilnehmer an der Grenzbegehung vom 7. September 1747. (Stadtarchiv Marbach, A 256, 6, Verkleinerung um die Hälfte)

ist zwar vorbereitet für Maßangaben, doch offensichtlich hat man vergessen zu messen und daher die Lücken im Text nicht mit den Zahlenangaben für »Ruthen« und »Schu« füllen können. »Und damit hat auch diese weitere Steinsatz[ung] und Reparation der Steine seine Endschaftt erwaist.«

Von Marbach nahmen übrigens an der Begehung der Stadtschreiber Hartmann – welcher dem Schriftbild zufolge das Aktenstück auch gefertigt hat –, der Floßverwalter Wilhelm Friedrich Rentz – diesen Namen muß man sich merken, wir begegnen dem Sohn gleichen Namens später noch ausführlich – und Jacob Maurer teil. Von Sulzbach waren anwesend der Amtmann Johann Christoph Schilling und die Herren Christoph Melchior Schempp (Nachname nicht mit Sicherheit entzifferbar) und Johann Jacob Danner (Nachname unsicher). Von Dauernberg waren gekommen Hans Jerg Schmidt Gall und Christian... (Nachname unleserlich), von Siebersbach Schmidt Gall (Name ungenau, dem Mann scheint die Hand geführt worden zu sein), Johann Christoph Feyhl (ihm war lt. vorangegangener Beschreibung ein Grenzstein an die Ecke eines Ackers gesetzt worden) und Wendel Wüsten, der nicht selbst unterzeichnet hat, dessen Name vielmehr mit dem Zusatz »Im Nahmen« vom Stadtschreiber hinzugefügt wurde. Weiter waren von Siebersbach Hans Adam Hardtorfs und von Kleinhöchberg Hans Leonhardt Föll und Hans Michael Nothdurft dabei. – Was mögen das wohl für Leute gewesen sein, die da vor 240 Jahren im Wald bei Siebersbach Grenzsteine gesetzt und mit ungenauer Hand ihre Namen unter das Dokument geschrieben haben (Unterschriftenliste siehe Abb. 15)?

In dem bereits erwähnten Hauptrechnungsbuch des Floßamtes findet man über die Waldbegehung die folgenden Eintragungen (Blatt 95): »Nachdem gerichtl. concludiert (d. h. beschlossen – Verf.) worden, daß herr Stadtschreiber Hartmann mit mir Rechner und Hl. Rathsverwandtem Maurer sich nach Sieberspach begeben, und Gemeiner Stadt Marbach daselbst habenden Buchwald, der Hamburg genannt, umgehen und durch die verordnete Untergäng[er] zu Sultzbach und Dauernberg die abgegangenen Steine neuer Dingen setzen, und die schadhafte repariren lassen, ... also haben sich gedachte H[ochlöbliche] H[erren] nebst mir dahin begeben, und all das, was gerichtlich committiert worden, beobachtet, mit solcher Verrichtung aber den 5., 6. und 7. Septbr. in 3 völligen Tagen incl. dessen, was auf die Mahlzeiten des Jägers und einen Trunk derer HH Beamten und Untergänger gegangen, verunkostet 26 fl. 56 kr. Dem Müller Georg Adam Haardorf hingegen, der 2 HauptSteine an Orth und Stelle geführt..., 15 kr.«

9. 23 Jahre später: Erneute Grenzbegehung 1770

Auch dieses Mal waren schadhafte Grenzsteine – die 1709 gesetzten Steine waren nun auch schon über 60 Jahre alt! – der Anlaß für ein Zusammentreffen verschiedener Abordnungen: Von Marbach Oberamtmann Andler, Bürgermeister Ludwig Friderich Metz, Stadtschreiber Gottlieb Friderich Canz, Gerichtsverwandter Eberhardt Maybach und Johann Christoph Benniker, der zu jener Zeit Floßverwalter war. Von Sulzbach nahmen teil Kammerrat und Stabsamtmann Wilhelm Michael Kienzlen und die Untergänger Ochsenwirt Sigmund Dahm und Schultheiß Johann David Gottlieb Mauser vom Eschelhof, dazuhin »nicht wenige Güter-Inhaber von Sieberspach, Klein-Höchberg und Daurenberg«.¹²

Wiederum sollen ein paar wichtige Feststellungen aus dem Bericht über die Begehung am 6. und 7. September genannt und teilweise zitiert werden (Entwurf (7), endgültige Fassungen (8, 1–3)):

Der Hauptstein Nr. 1 stand bei der Besichtigung wie schon 60 Jahre zuvor »oben am Rhein bey einer Buchen«. Der schadhafte Stein war vor der Besichtigung durch einen neuen Stein ersetzt worden, dieser allerdings mußte noch tiefer eingegraben und mit Steinen festgekeilt werden.

Die folgenden Läufer fand man nahezu vollständig und unbeschädigt vor, wollte aber eine Änderung treffen: »Es sollen aber solche künftig zu mehrerer Distinction (d.h. zur besseren Unterscheidungsmöglichkeit) von denen Haupt-Steinen mit Literis oder Buchstaben, so weit solche fortlauffen, bezeichnet werden.« Dies allerdings geschah erst ein Jahr später durch den Sulzbacher Steinhauer Georg Friedrich Götz, wie aus dem Rechnungsbuch des Floßamtes für die Periode 1771/72 (R 1744, unter »Tag- und Bottenlohn«) hervorgeht (siehe unten).

Den Hauptstein Nr. 2 fand man umgefallen und richtete ihn wieder auf.

Anstelle des Hauptsteins Nr. 3 fand man den 1747 gesetzten »Interrimsstein« vor, hatte aber vergessen, einen neuen zu besorgen. »Da bey gegenwärtiger Untersuchung diese Auswechslung noch nicht geschehen, so ist resolvirt worden, daß solches nunmehr in Bälde bewerkstelliget werden solle.«

Der 1747 neu gesetzte Hauptstein Nr. 5 1/2 gab zu keinen Bemerkungen Veranlassung, erst wieder der Hauptstein Nr. 12: »Und weil diser abgebrochen, so wurde resolvirt, daß solcher neu gesetzt werden solle.«

Etliche Läufer unterwegs wurden entfernt, andere zum Verdeutlichen der Grenzlinie eingefügt. So kommt es, daß die Kennziffern der Steinsatzbeschreibung von 1709 mit derjenigen von 1770 nicht übereinstimmen. Insbesondere gegen Schluß der Beschreibung wurde eine ganze Reihe Steine neu beschrieben und mit folgender Randnotiz versehen: »Von dem 36. bis 45.igsten Läufer, beede incl., findet man nichts in der alten Stein-Beschreibung, sondern sind sämtl. inzwischen gesetzt worden.« So ganz klar scheint die Angelegenheit nicht zu sein, vor allem findet man keine Hinweise, wo die neue Läuferreihe gesetzt worden ist. Soviel sei hier verraten: Den größten Teil der Steine kann man heute noch am Waldrand bei Dauernberg finden! Doch davon später!

Bei der Beschreibung des Hauptsteins Nr. 13, der offenbar in bester Ordnung vorgefunden worden ist, wurde eine Randbemerkung in den Text des Besichtigungsprotokolles eingefügt: »NB. Dieser Stein schaidet das gewesene Herrschaftl. Hofguth, die Gemeind Sieberspach und Daurenberg, und hat garkeine Connexion (d.h. Verbindung – Verf.) mit dem Stattwald.« Was beim ersten Blick völlig unverständlich aussieht, wird bei einigem Nachdenken klarer: Zum einen scheint das Hofgut, 1708 wieder in gräflichen Besitz übergegangen, 1770 nicht mehr im Besitz der Grafen von Löwenstein gewesen zu sein, zum anderen kann der Hauptstein Nr. 13 nur an einer Stelle stehen, die früher einmal Bezug zum Marbacher Stadtwald hatte, 1770 diese Funktion aber nicht mehr innehatte. Was liegt näher als anzunehmen, der Stein stehe an der Grenze des Waldstückes, das 1708/09 wieder an den Grafen Ludwig Moritz zurückgegeben wurde? Dem ist auch so: Der heute noch vorhandene stattliche Hauptstein Nr. 13 hoch oberhalb von Siebersbach am »Dauernberger Kopf« markiert die frühere Grenze des Stadtwaldes (zwischen 1680 und 1708).

Im Hauptrechnungsbuch des Floßamts, Jahrgang 1770/71, findet sich über



Abb. 16: Hauptstein Nr. 12 im Krebsbachtal (der Stein wurde 1973 für die Aufnahme etwas freigelegt, die Jahreszahl 1772 ist normalerweise im Erdreich verborgen); der »Wilde Mann« ist ganz anders gearbeitet als bei den Hauptsteinen von 1709 (vgl. Abb. 2 und Abb. 33).

diese Grenzbegehung folgender Eintrag (R 1743):

»Da man vor nötig erachtet, den gemeiner Statt zugehörigen Wald, bei Sulzbach, der Siebersbacher Wald genannt, deßen Markung bereits seit 174.¹³, nicht mehr beritten worden, abermahlen zu beaugenscheinigen und deßen Markung zu bereutten, um sodann gemeinschaftl. beratschlagen zu können, wie solcher je mehr und mehr, in Aufnahm gebracht, zum Nutzen angelegt, deßen Abgang hingegen verhindert, auch das, was allenfalls haubar wäre, füglich benützt und das abgängige wiederum mit anderem künftigem Holz ausgestekt werden möchte; so haben sich die in der Anlage enthaltene Hl. Herren und Persohnen, den 5. 7br. 1770 wirklich dahin verfüget, in Gegenwart der Untergänger von Sulzbach und Weissach, auch den angränzenden GüterInnhabern von Sibersbach und Klein-Höchberg, die Markung wirkl. beritten, alle Gränz- und MarkSteine untersucht, und deswegen auch verunkostet 77fl. 36xr.

Bei hinübiger Verrichtung hat man auch, nach altem Herkommen, und nach dem allgemeinen Gebrauch die dazu gehörige Untergängern von Sulzbach und Weissach, so neben dem Herren Amtmann und dessen Scribenten (d.h. Schreiber – Verf.) auch dem ForstKnecht Dihmen¹⁴, und dem Feldmesser von Sulzbach, so dann neben 8 Güter-Innhabern von Sibersbach und Klein Höchberg überhaupt in 16 Persohnen bestanden mit echtem Wein und Brod regulirt und deswegen laut der Beilagen aufzuwenden gehabt 29 fl. 27 xr.¹⁵

Dem Herrn Amtmann und Cammerrath Künzlen in Sulzbach, habe an Taggeld vor sich, den StadtwaldInspector Dihm, die Untergänger und den Feldmesser, welcher die Ruthen von Stein zu Stein geschossen¹⁶ insgesamt das Atmslohn bei hinübiger Gelegenheit, bezahlen müsen 5 fl. 30 xr.

Hs. Jerg Baun, und deßen Weib, von Sulzbach, haben teils bei dem Markungs-Umgang angewohnt, teils aber das Mittag und Nachtessen in den Stadtwald getragen und dafür empfangen 40 xr.

Dem Förster Hl. Dihmen bezahlt 1 Taglohn, bey Untersuchung der WaldSteine, de ao. 1769, den 6. 7br. 1770, 45 kr. ... Dem Steinhauer Gözen, in Sulzbach, habe vor 2 verfertigte MarkSteine... überschickt 28 xr.«

Im Rechnungsbuch für die Periode Georgii 1771 bis Georgii 1772 finden sich weitere Ausgaben verzeichnet, die mit der Grenzbegehung vom September 1770 zusammenhängen, ebenso solche, die ein Jahr später, im Juni 1772 anfielen, als dann tatsächlich einige Steine erneuert bzw. ersetzt wurden:

»Bey Besichtigung des Stadtwalds im Sept. 1770 von Hl. OberAmtmann und denen in der Anlage bemelten Persohnen, wurde in Sibersbach 3 Sri Haber verfüttert, welche Leonhardt Schmidtgallen gegeben, wovor ihm bezahlt worden... 1 fl. 30 xr.

Bey dem vorgenommenen Steinsatz im Stadt-Wald im Junio 1772 wurde kraft anliegender Zettels denen sämtl. Untergängern von Sulzbach... 2 mal Wein, Brod und gebraten Fleisch Mittags dahin gebracht, wovor dem Ochsenwirth Dahm bezahlt 6 fl. 42 xr.

Vermög anliegendem Unkosten-Zettel mußte bey vorgenommenem Steinsatz im Stadtwald denen damit bemüht gewesenenen Urkunds Persohnen bezahlen 12 fl. 26 xr.

Dem Förster Dihmen in Sulzbach wurde ebenfalls vor Anwohnung (d.h. für die Anwesenheit – Verf.) 2 Tag bey dem Steinsatz im Stadtwald laut angeschlossenen Taglohn-Zettel bezahlt 2 fl.

Als der der Löblichen Stadt Marbach zuständige Wald, Hamberg genannt, in der Sibersbacher Markung liegend, im Junio 1772 an jenigen... Orthen, woselbst Haupt und Läuferstein abgegangen dißfalls suppliert (d. h. ergänzt – Verf.) worden; So hat der Steinhauer Georg Friedrich Götz folgendes dabey gearbeitet und an Verdienst deswegen zu erfordern: Nehmlich 2 Neue HauptStein mit Löblicher Stadt Wappen jeden 4 1/2 Sch. hoch und 1 Schuh dik. sauber verfertigt, á 1 fl. 24 xr. – 2 fl. 48 xr. (vgl. Abb. 16, Hauptstein von 1772)
Sodann mit Litterirung dero alter und neuer Stein verbracht 3 Tag á 28 xr. – 1 fl. 24 xr.«

1 Gulden und 24 Kreuzer bekam der Steinhauer Götz aus Sulzbach also dafür, daß er im Juni 1772 drei Tage lang von Grenzstein zu Grenzstein marschierte und – vermutlich sitzend oder liegend – die Buchstaben A bis Z und AA bis ZZ einmeißelte. Daß er dies gut konnte – davon kann man sich an den noch erhaltenen Steinen überzeugen (vgl. Abb. 17, 34)!

10. Der Wald im Jahr 1771

Wie die Waldungen zum Zeitpunkt des Kaufs 1680 ausgesehen haben, wissen wir nur aus dem Bericht des Vogts von Beilstein (siehe Abschnitt 4), demzufolge der Wald aus »wohlständigem Buchenholz« bestanden haben soll. Aus einem Bericht vom 19. August 1771 an das Oberamt, der als Manuskript bei den Marbacher Akten liegt (10), erfährt man erstmals genaueres über den Zustand des Waldes:

Ausgangspunkt muß eine dem Herzog – zu jener Zeit Herzog Carl Eugen – zugegangene Klage über den Zustand des Waldes gewesen sein, denn der Betreff lautet »wegen der gegen Sie (d. h. die Stadt Marbach – Verf.) gemachten ungegründeten Anzeige in beschuldigter schlechter Administration eines der Stadt dazig zustehenden Walds über der Lauter mit der weiters gnädigst erforderten Erläuterung«. Aus den langatmigen Einleitungen ist an wichtigem nur zu entnehmen, »daß diser Wald, welcher in 2 Stücken bestehet, zusammen 210 Morgen ausmachet.« Dann wird Bezug genommen auf die Begehung vom Jahr 1770, wo man nicht nur die Grenze begangen, sondern den Wald auch »überhaupt nach seiner ganzen Beschaffenheit auf das genaueste in Augenschein genommen und besüchtiget« habe. Dabei habe man festgestellt, daß der Wald »in einem solchen Zustand sich befinde, daß ein ziemliches Stück daran würkl. haubar, das übrige aber aus einem jung schönen Anflug (d. h. Selbstverjüngung ohne Pflanzung von Jungbäumen – Verf.) bestehe, und theils mit Buchen und theils mit Bürken vollständig bewachsen seye.« Einige schlecht bewachsene Stellen rührten vor allem daher, »daß solche Plätze entweder der Sonnen oder dem Nordwind zimlich exponiert und der Boden sehr rau und steinig, mithin der Saamen selten Wurzel faßen könne.« Man habe 1770 beschlossen, »daß nun alle Jahr in circa 100 Meß davon (das entspricht etwa 400 Raummeter) zum Besten Gemeiner Stadt erhauen und anhero geflößt werden solle, wobei man in ungefehr 40 Jahren bey dem Wald wider von vornen anfaben... könnte«. Die Aufsicht über den Wald habe man gegen Entgelt dem Forstknecht Diehm von Sulzbach anvertraut. »Wobey zugleich weg[en] der sich vorgefundenen leeren Blatten (d. h. gehölzfreie Stellen – Verf.) eine Prob gemacht werden wird, solche mit Forchen zu besaamen, ob etwa dise Gat-



Abb. 17: Läuferstein »D« im Birkenbachtal. Der Stein wurde 1709 gesetzt, der Kennbuchstabe 1772 eingeschlagen.

tung von Holz in diesem Boden vorzüglich anderer Gattung Holzes fortkommen möchte«. Abschließend verwarft sich die Stadt nochmals gegen die »*ohnerfindlichen und bodenlosen Beschuldigungen*« und bittet das Oberamt, beim Herzog für die Belange der Stadt einzutreten.

Der nachfolgende Vorgang gibt ebenfalls Aufschluß über die Bewirtschaftung des Waldes und wird zeigen, ob an den Anschuldigungen nicht ordnungsgemäßer Waldbewirtschaftung, die vermutlich vom Gräflichen Forstamt Löwenstein erhoben worden sein dürften, etwas dran gewesen sein könnte.

11. Der Streit um das Weiderecht im Hambergwald 1780 bis 1793

Aus einem 21 Seiten langen Schriftstück des gräflichen Forstamtes zu Löwenstein über Begebenheiten am 13. Mai und am 29. Juli 1780 (19)¹⁷, auf das nachfolgend mehrfach Bezug zu nehmen sein wird, erfährt man von Streitigkeiten über die Waldweide, die zwar vom Forstamt schon nach wenigen Wochen beendet wurden, sich aber als juristisches Possenspiel drei Jahre lang hinzogen und selbst 1793 beim Verkauf des Waldes noch nicht vollständig abgeschlossen waren. Die erste langatmige Niederschrift über eine Besprechung am 13. Mai 1780, bei der Anwalt Leonhard Schmidgall und Bürgermeister Schlipf von Siebersbach beim Gräflichen Rat und Forstmeister Rapp über die Stadt Marbach Klage führten, informiert über den Anlaß und die Hintergründe des Streits:

Die »*Communvorsteher von Siebersbach*« haben beim »*Hochgräflichen Forstamt zu Löwenstein klagbar vorgebracht*«, daß Flozverwalter Renz von Marbach »*heuer bei Verhängung der jungen Schläge... einen District Viehweide von ohngefähr 6–7 Morgen eingehängt habe*«. Die Siebersbacher protestierten dagegen mit dem Hinweis, daß ihnen in dem Marbacher Hambergwald »*neben vielen anderen Recht und Gerechtigkeiten auch die Weid-, Trieb- und Trabgerechtigkeit lagerbuchmäßig zustehe*«. Der Wald sei »*seit unfürdenklichen Jahren ein guter Egert gewesen und von ihnen schlechterdings zur Viehweide benutzt worden*«. Dazuhin werde ihnen durch die Sperrung des Viehtriebs zu den »*um den quästionirten District herum gelegenen sogenannten Häuseräckern großer Schaden und Nachteil zugefügt*«.

Was war geschehen? Für den Hambergwald, den Transport des gehauenen Holzes zur Lauter und das Flößen war zu dieser Zeit Handelsmann und Floßverwalter Wilhelm Friedrich Renz aus Marbach zuständig¹⁹. Dieser hatte im Frühjahr 1780 ein bestimmtes Stück des Hambergwaldes mit Strohbüscheln kennzeichnen (»*einhängen*«, so der damalige Fachausdruck) und damit das Eintreiben von Weidevieh untersagen lassen. Der Brauch, Wanderschäfern mit aufgesteckten Strohwischen zu zeigen, daß man das Herbstgras selbst holen werde und er auf dem betreffenden Grundstück nichts zu suchen habe, ist bekanntlich auch heute noch in weiten Landesteilen üblich. Großvieh wurde noch im 19. Jahrhundert zur Weide in den Wald getrieben; dies war Brauch seit altersher und meist auch rechtens. Dadurch wurde der Jungwuchs im Wald natürlich stark beschädigt, ja, sein Hochkommen bei starker Beweidung sogar ganz verhindert. Es entstanden so die Hardte – die Namen Hart, Hardtwald usw. weisen immer auf frühere Waldweide hin –, Wälder, die oft mehr einer Viehweide als einem Wald im heutigen Sinn glichen. An manchen Stellen der Alb, jedoch zusehends immer seltener

werdend, kann man sich noch ein Bild von Hardtwäldern mit ihren mangels Konkurrenz meist prächtig gewachsenen, einzelstehenden Weidbuchen und -eichen machen.

Erst mit Beginn einer geregelten Forstwirtschaft wurde der Waldverwüstung durch Viehweide Einhalt geboten und diese zugunsten eines ungestörten Jungwoldaufwuchses eingeschränkt. Mit der Einführung der Stallfütterung, verbesserter Düngemethoden usw. ging die Zeit der Waldweide schließlich um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts endgültig zu Ende. In vielen Gemeindearchiven zeigen jedoch Akten über Weidestreitigkeiten zwischen Ortschaften, Grundbesitzern und Herrschaft, daß diese Form der Viehwirtschaft laufend zu Auseinandersetzungen Anlaß gab, wobei oft auch die Rechtslage nicht ganz eindeutig war. So war es offenbar auch im Fall des Hambergwaldes bei Siebersbach, wie der weitere Verlauf der Streitigkeiten zeigen wird.

Der Marbacher Floßverwalter hatte also, wie man aus dem genannten Protokoll vom 13. Mai 1780 herauslesen kann, den Steilhang des Siebersbachtals (= Birkenbachtal = »Kleintal«) unterhalb der Häuseräcker für die Viehbeweidung sperren lassen, wobei man, wie nachfolgend deutlich werden wird, offenbar darüber streiten konnte, ob es sich überhaupt um einen Wald oder nicht vielmehr um eine weitgehend gehölzfreie Viehweide gehandelt hat. Die Siebersbacher hatten jedenfalls gegen die Sperrung protestiert und das gräfliche Forstamt um Hilfe gebeten.

Seitenlang wird in der Folge ausführlichst erklärt, »daß man von Forstamts wegen nicht ermangelt« habe, den Siebersbachern »vordersamst zu bedeuten«, sie möchten sich doch mit der Stadt einigen, daß dies ohne Ergebnis geblieben sei, daß man schließlich zu einer gemeinsamen Besichtigung auf den 13. Mai eingeladen habe und daß die Stadt Marbach am Abend zuvor Nachricht gegeben habe, »daß der dasige Floßverwalter Renz heute nicht zu der Beaugenscheinigung abkommen könne.« (19) Es dürfte wohl so gewesen sein, daß nicht dringendere Geschäfte den Herrn Floßverwalter gehindert haben, sondern daß man es schlichtweg nicht für ratsam oder nötig gehalten hat, zu erscheinen. Der Entwurf des Absageschreibens ist noch vorhanden (11); ein Detail ist dabei interessant: Ursprünglich hatte es geheißen: »Und wir nun das vorgehabte Geschäft ohne dessen (d. h. des Floßverwalters Renz – Verf.) Beiseyn nicht vornehmen zu lassen wilens sind,..« Diese Selbstsicherheit verratende Formulierung – vermutlich von Floßverwalter Renz selbst geschrieben – wurde gestrichen und ersetzt durch »Und nun das vorgehabte Geschäft ohne dessen Beiseyn nicht vorgenommen werden kann.« Allerdings wurde angefügt, »daß bis auf unsere weitere Verfügung der Stadtwald einbehängt bleiben«, das Weideverbot also bestehen bleiben solle.

Die anderen Geladenen – neben Forstmeister Rapp der Jäger Gottlieb Obermeyer vom Stocksberger Jagdhaus, der Sulzbacher Refierjäger Peter Beck¹⁹ und die schon erwähnten Herren Schmidgall und Schlipf aus Siebersbach – waren vollzählig erschienen. Wegen »der allzuspäten Abkündigung der Marbacher Vorsteher... nahm man von Forstamts wegen keinen Anstand, sich... wirklich in rem praesentem zu verfügen.« Aus dem Besichtigungsergebnis erhellt sich, daß der steile Hang des Siebersbachtals unterhalb der Häuseräcker und oberhalb der Talwiesen ein Egert – also von der Allgemeinheit zur Viehweide benutztes Ödland²⁰ – und nur an einer Stelle nahe des Zusammenflusses von Krebs- und Siebersbach mit »buchenem Stangholz« bewachsen gewesen sei. Seit Menschengen-

denken sei dieses Stück Land »ganz ungestört... zur Viehweide benutzt worden, ... auch ist auf demselben weder ein einziger alter noch neuer Stump, noch weniger aber außer etlich alten Eichen sonst einiges Holz befindlich.« Demnach muß es sich also bei dem heutigen dichtbewachsenen Waldhang damals um eine ziemlich kahle Stelle mit einzelnen Eichen gehandelt haben. Schaden durch den Entzug der Beweidungsmöglichkeit machten die Siebersbacher aus dreierlei Gründen geltend: Zum einen wegen des Wegfalls einer guten Viehweide, zum anderen, weil sie nicht mehr auf direktem Weg zu ihren sogenannten Häuseräckern und mit ihrem Vieh nicht mehr in ihre eigenen Wälder jenseits des Marbacher Stadtwaldes gelangen konnten. Drittens aber befürchtete man, daß der schmale Streifen der Häuseräcker in halber Hanghöhe, »wenn auch unterhalb desselben ein Wald aufkommen sollte, von dessen Schatten ganz bedeckt und unnützlich gemacht werden würde.« Für die Siebersbacher muß das Vorgehen des Marbacher Floßverwalters schwerwiegende Nachteile mit sich gebracht haben, denn es heißt, daß »sie sonst fast gänzlich zu Grund gehen müßten.«

Was auf diese Besichtigung am 13. Mai hin geschah, ist nur aus dem bereits zitierten Protokoll zu erschließen. Man habe zuerst die Weideverbots – Strohwische sogleich entfernen wollen, dann aber doch anders entschieden, da niemand von Marbach erschienen und »so folglich dieselbe nicht um ihre Gegeneinwendung abgehört und vernommen werden« konnten. Seitenlang verrät das Protokoll im folgenden Unsicherheit; offenbar hatte der Forstmeister nur eine eingeschränkte Weisungsbefugnis gegenüber der Stadt Marbach, die ja nicht zur Grafschaft Löwenstein gehörte. Andererseits hatte der Forstmeister die Interessen gerecht abzuwägen und schließlich auch eine Entscheidung zu treffen. Immerhin erlaubte er den Siebersbachern, ihr Vieh weiterhin dort weiden zu lassen, bis der Streit endgültig geklärt sei. Damit war für die Siebersbacher Bauern der Fall erledigt und man hört in der Folge keine weiteren Klagen von ihnen. Der »juristische Fall« dagegen begann nun erst richtig!

Wahrscheinlich fürchtete Forstmeister Rapp politische Verwicklungen zwischen seiner Herrschaft und dem Herzogtum Württemberg, denn es erschien ihm angezeigt, am 5. Juli 1780 seiner vorgesetzten Behörde, der Hochgräflichen Regierung in Wertheim, Bericht zu erstatten. Von dort erhielt er bereits am 14. Juli eine klare und kompromißlose Weisung: Das Forstamt solle die Strohbehänge sofort wegnehmen; außerdem sei der Stadt für die Störungen und Eingriffe in die Rechte anderer die Strafe von »3 kleinen Freveln« aufzuerlegen. Diese Strafe sei »bey demnächstiger Renitenz« – also für den Fall, daß sich die Stadt widersetze und nicht bezahle – von gehauenem Holz wegzunehmen (12). Dem Bürgermeisteramt Marbach wurde diese Entscheidung als Kopie des Löwensteinischen Forstmeisters offenbar ohne Beischreiben zugestellt.

In Marbach scheinen auf diese Weisung hin hektische Aktivitäten unternommen worden zu sein, wie in der Aktenfolge eine ganze Anzahl kaum entzifferbarer Schmierzettel, Notizen und Briefentwürfe zeigt. In einem Schreiben an die Hochgräfliche Regierung in Wertheim (13), mit dem man sich zu rechtfertigen versucht und auf seit langem ausgeübte Bräuche beruft, heißt es: »So wenig wir nun disOrts begreifen können, worinnen den die Aigenmächtigkeit und das sträfliche Vergehen disseitigen Flozverwalters bestanden, so haben wir uns angelegen seyn lassen, um von der Strafwürdigkeit des Flozverwalters überzeugt zu werden, eine Abschrift von dem Protocoll von deßem Strafansatz gegen die Gebühr zu ver-

langen, und eben in diser Absicht darum zu etliche malen widerholter zu requiriren.« Die seitenlange Begründung für die Beschränkung des Viehtriebes enthält zwei Kernpunkte. Zum einen habe der beauftragte Forstknecht Beck »jungen Anflug« – also selbstaufgegangene junge Bäumchen – schützen wollen, wie er das des öfteren getan habe, zum anderen stehe den Siebersbacher Bauern das Recht auf Viehweide dort überhaupt nicht zu.

Auch an Forstmeister Rapp setzt man am 18. Juli 1780 ein Rechtfertigungsschreiben auf (14), das diesem allerdings, wiewohl man ihn mit »Monsieur Rapp, Conseiller et Maitre des forets de Monsg. tel Comte de Loewenstein« anredet, offensichtlich wenig imponierte. In kühlem Ton wirft er der Stadt in seinem Ant-

Abb. 18: Schwungvolle Unterschrift von Forstmeister Rapp. (Stadtarchiv Marbach, A 256, 15, geringfügig vergrößert)

wortschreiben vom 22. Juli 1780 (15) vor, sie habe sich »Eigenmächtigkeiten und andere Excesse zu Schulden kommen lassen« und fordert dazu auf, Floßverwalter Renz und noch einen Deputierten am Samstagvormittag des 29. Juli, 9 Uhr, nach Siebersbach zu entsenden, wo sie der »Forstamtlichen Beaugenscheinung ihres Waldes mitanwohnen sollen.« Die höfliche Schlußformel dürfte Standard gewesen sein: »Ich deprecire die hierdurch causirende Bemühung und habe die Ehre, mit der größten Hochachtung allezeit zu beharren, als Euer Wohlgebohrn, gehorsamer Diener, Rat und Forstmeister zu Löwenstein, Rapp.« (vgl. Abb. 18)

Man zog es bei der Stadt nun nicht etwa vor, klein beizugeben, sondern protestierte nochmals. Für ein Schreiben vom 26. Juli 1780 (16) liegen mehrere Entwürfe vor. Ein Zitat: »Gleichwie haben wir uns vorderist nicht genug über die von Seiten des löblichen Forst-Amtes Löwenstein ganz neuerlich aufzustellen gesonnene Principia in einer sich über diesen Wald anmasenden illimitierten Macht und Gewalt befremden können.« In den seitenlangen Rechtfertigungen findet sich der (vermeintliche) Beweis für die Behauptung, die Siebersbacher hätten noch nie das Recht zum Beweiden des stadt eigenen Waldes besessen; zitiert wird nämlich aus dem Vertrag mit dem Grafen Ludwig Moritz aus dem Jahr 1709: »... daß der

Wald Gemeiner Stadt völlig für eigenthümlich verbleibe und niemanden einigen Zutritt, es seye der Wayd oder Holzes halber, zu gestatten, damit nach eigenem Gefallen ohn männliches Hinderung zu disponieren...« Dies sei schließlich »von dem Domino territoriali Gemeiner Stadt eingeräumt und von solcher auch bishero beseßen und exerciert worden...«. In bestimmtem Ton fordert der Marbacher Magistrat Beweise für die Rechtmäßigkeit der Entscheidung des Forstmeisters und läßt durchblicken, daß man vorher nicht gesonnen sei, an der drei Tage später stattfindenden Waldbegehung teilzunehmen.

Es nimmt nicht wunder, daß Forstmeister Rapp schon einen Tag darauf – die Amtspost muß damals sehr schnell und zuverlässig befördert worden sein – »auf das mir sub hodierno... zugekommene Schreiben« antwortet (17) und nochmals bestätigt, daß er gesonnen sei, an eben jenem kommenden Samstag sich mit der ganzen Sache nochmals auseinanderzusetzen und eine Entscheidung zu treffen. Wiederholt fordert er den Floßverwalter auf, zusammen mit einem weiteren Bevollmächtigten der Stadt zu erscheinen, ansonsten es sich diese »selbst zuzuschreiben hätten, wenn man disfalls eine weitere... Verfügung zu machen genötigt wäre, ohne sie um ihre Verantwortung gehört zu haben.«

Nun konnte man sich, wiewohl nach wie vor keine Rechtsgrundlagen genannt worden waren, nicht gut noch einmal vor einer Besichtigung drücken. So erschienen Floßverwalter Renz und ein Ratsmitglied namens Heil – versehen mit einer Vollmacht, deren Entwurf bei den Akten liegt (18) – tatsächlich an jenem 29. Juli 1780 in Siebersbach. Über den Verlauf der Verhandlung gibt das am selben Tag geschriebene, ausführliche Protokoll des Forstamts (19) erschöpfend Auskunft. Erhalten haben die Marbacher dieses Protokoll freilich erst Jahre später!

Zuerst scheinen die nun schon bekannten Argumente ausgetauscht worden zu sein, wobei Floßverwalter Renz darauf beharrte, die Verhängung des betreffenden Waldteils nur wegen des schönen jungen Anflugs angeordnet zu haben. »Hierauf verfügte man sich mit denselben auf den Platz, beaugenscheinigte denselben nochmals aufs genaueste, konnte aber aller Mühe ungeachtet nichts anderes als öde Weide, folglich nicht die geringste Anzeige von einem jungen Anflug gewahr werden, auch nicht einmal auf dem ganzen Platz einen Stumpen vorfinden, aus welchem vermutet werden können, daß jemals auf demselben einiges Holz gestanden seye.« Offenbar behaupteten die Marbacher Abgesandten weiterhin, im Frühjahr, als sie die Beweidung verwehrt hatten, sei »ein Anflug von jungen Büchlen und Eichlen« zu sehen gewesen, denn die Ortsansässigen haben »sogleich in faciem widersprochen und ihnen entgegen gehalten«, daß dem ganz und garnicht so gewesen sei. Man gab den Marbachern hierauf zu verstehen, daß sie sowohl rechtlich als auch wegen des fehlenden Jungwuchses zu einer Weidebeschränkung nicht befugt gewesen seien und sagte ihnen gleich auch noch, daß man sich im Wald trotz verschiedentlicher forstamtlicher Erinnerungen laufend unforstmäßig benommen habe und nunmehr allen Anlaß habe, »darüber wirklich Beschwerde zu führen«. Daraufhin gab man »dem Refierjäger Beck in continenti den Befehl, die um den öden Platz aufgemachte Strohbehänge wieder abzunehmen und zu cassieren, welches auch auf der Stelle im Beiseyn derer von Marbach wirklich geschehen ist.« Proteste von Floßverwalter Renz wies man zurück und machte ihm stattdessen die Rechnung für die schon oben erwähnten »3 kleinen Frevel« auf, welche mit insgesamt 9 Gulden und 45 Kreuzern veranschlagt wurden. Und weil man schon zusammen war, gab man der Stadt auch gleich auf,

»den öden Plaz in künftigem Spatzjahr untenher mit jungen Eichen auszusetzen, oder aber mit Eicheln auszustecken und sich dadurch Mühe geben, denselben auf einer der Gemeinde zu Siebersbach an ihrem Trieb- und Weidgangs-Recht unschädliche Weise, nutzbar und einträglich zu machen.« Um die Jungkulturen solle man einen Graben ziehen und sie so vor dem Abfressen durch weidendes Vieh schützen.

Diese samstägliche Besichtigung im Juli 1780 ging also für die Marbacher Abgeordneten ganz ungünstig aus und die beiden Herren Renz und Heil werden daheim das Ergebnis berichtet haben. Die Frage, ob die Siebersbacher nun im Marbacher Stadtwald zu Recht ihr Vieh weiden ließen oder nicht, war allerdings noch nicht geklärt! So verwundert einen auch nicht das nächste Schreiben der Stadt an den Forstmeister vom 4. November 1780 (20), in dem nochmals nachgefragt wurde, auf welcher Rechtsbasis denn die Entscheidung vom vergangenen Sommer ergangen sei (das Protokoll, aus dem hier schon etlichemale zitiert wurde, hatte man ja noch nicht in Händen!). Gleichzeitig wurde die Überlegung angekündigt, die strittige Viehweide zum Schutz des Jungwuchses wiederum sperren zu wollen.

Diesmal ließ sich Forstmeister Rapp zwei Wochen Zeit für seine Antwort (21, 17. November 1780). Freundlich aber bestimmt wiederholte er ganz kurz das Ergebnis der Besichtigung, mahnte die Bezahlung der Strafe an und führte dann weiter aus: »Es war mir daher bei diesen Umständen etwas ganz Neues und befremdliches, aus dero... Schreiben das Begehren zu vernehmen, daß diese Sache in Absicht des Viehtriebs wider restituirt und folglich derselbe denen von Siebersbach... wieder eingehängt werden möchte.« Mit Verwunderung habe er zur Kenntnis nehmen müssen, daß die Marbacher offensichtlich nicht wüßten, woran sie mit diesem Wald seien; sie sollten jedoch nicht glauben, daß das Forstamt die den Stadtwald betreffenden Regelungen ebenfalls nicht kenne und »sich daher durch die disfalsig unbegründete Einwendungen irre machen lassen werde.« Seine Entscheidung begründete der Forstmeister mit den Herzoglichen General Rescripten von 1739 und 1774 sowie mit der Forstordnung und vorhandenen Verträgen, die er allerdings auffallenderweise nicht zitierte. Er wundere sich, daß die Stadt Marbach ihre Akten nicht genau studiere; er sei seiner Sache gewiß und »nicht gewohnt, wider die vorhandene Landsordnung, Lagerbücher, Kauf- und Verkaufsbrieft zu handeln oder dargegen etwas zu begehren.« Im folgenden nannte er dann noch die älteren Urkunden, vor allem den das Hofgut betreffenden Lehensbrief der Äbtissin Anna von Liebenstein zu Oberstenfeld von 1450 sowie Verträge und andere Schriftstücke aus dem 16. Jahrhundert, worunter ihm aus unerfindlichen Gründen ein von dem Marbacher Untervogt Hanns Emhardt aufgenommenes Zeugenverhör besonders bemerkenswert erschien. Es folgt die Anmerkung, daß die Stadt den Wald zu denselben Rechten und Pflichten besitze »und nichts anderes darinnen zu suchen habe«, als wie vorher der Löwensteinsche Untertan Hanns Fuchs und seine Familie, die das Hofgut viele Jahre bewirtschaftet hätten. Es heiße in den Kaufbriefen »so wie es der vorige Innhaber besessen«, und daraus leite sich ab, daß der Verkäufer nichts anderes, als worüber er verfügen könne, verkaufen konnte. Forstmeister Rapp bietet einer Deputation von Marbach Akteneinsicht an, da seiner Kenntnis nach »seit der feindlichen Invasion de ao. 1693 alle disfalsig ältere Acta abhanden gekommen seyen.« Die an ihn abgesandten Beauftragten wolle er überzeugen, »daß ich eben so wenig ge-

wohnt seye, etwas zu arrogiren, wozu ich keine Befugsame habe, als ich gegen-
theils geschehen lassen werde, daß die Waldungen in meinem Forst gegen die
Ordnung und vorhandene Verträge behandelt oder darinnen ohnerlaubte und
schädliche Eigenmächtigkeiten ausgeübt werden.« In freundlichem Ton beschließt
er sein Schreiben mit der nochmaligen Erinnerung, die »holzleeren Blatten« –
also gehölzfreie Stellen – mit Eichen anzupflanzen und fügt an, daß er hinsicht-
lich der Pflege des »bisdahero eben gar nicht zum besten behandelten Waldes
selbst genaue Sorge tragen werde.«

Auch diese erneute Abfuhr entmutigte die Marbacher Ratsherren nicht. Eines-
teils scheinen sie wirklich gehofft zu haben, durch ständiges Wiederholen der ei-
genen Argumente das Forstamt zum Einlenken bewegen zu können, andererseits
waren tatsächlich entscheidende rechtliche Punkte nicht geklärt. Ob es überhaupt
noch um die Sache – nämlich die bessere Nutzbarmachung des zur Viehweide
herabgewirtschafteten Waldstückes – oder vielmehr darum ging, zu zeigen, wer
letztendlich Recht behält, ist in manchen Phasen des Streits nicht ganz einfach zu
klären. Ein halbes Jahr nach dem letzten Schriftenaustausch ist zu erfahren, daß
die Stadt den anempfohlenen Jungpflanzungen noch nicht nachgekommen war
und die Pflanzzeit vergehen lassen hatte. Am 23. April 1781 schrieb die Stadt er-
neut an den Forstmeister (22) und brachte die alten und nun schon oft gehörten
Argumente vor.

Nach wie vor wisse man nicht, wie der Forstmeister dazu komme, ihnen zu
verwehren, durch Ausschluß der Viehweide zu einer Waldverjüngung zu kom-
men. Mehrfach zitierte man den Kaufvertrag von 1709, in dem die uneinge-
schränkte Benutzbarkeit des Waldes zugebilligt worden war.

Auf diesen erneuten Vorstoß hin riß dem Forstmeister der Geduldsfaden. Un-
term Datum vom 26. April 1781 ging ein geharnischtes Schreiben (23) nach Mar-
bach. Auf den neuerlichen Protest hin meinte er: »Da ich aber in denselben kei-
nen einzigen Umstand finde, der diejenige Verfassung und Umstände, die ich
Ihnen dieses Waldes halber schon wiederholt... überschrieben habe, nur im minde-
sten abzuändern vermögend wäre, So habe ich nichts anderes übrig, als... Ihre
disfalls vermeyntliche Protestation sogleich auf der Stelle wider solemmnissime zu-
rückzugeben.« Außerdem ersuchte er »ergebenst..., daß Sie in Zukunft... mit
dergleichen ohngegründeten und der Sache gar nicht angemessenen Vorstellungen
und Protestationen ein vor allemal zu Hause bleiben und mich in anderen nötige-
ren Geschäften nicht weiter zu behindern.« (vgl. Abb. 19, s.S. 106) Noch einmal
bot er Akteneinsicht an und mahnte schließlich auch die nach wie vor nicht be-
zahlte Strafe an, da er sich sonst aufgrund der Weisung seiner Regierung genötigt
sehe, sich »selbst bezahlt zu machen«.

Fast nebenbei fügte er etwas ganz entscheidendes in sein Schreiben ein: Er be-
lehrte die Marbacher, daß sie »ganz irriger Meynung wären, wenn sie sich beglau-
bigen würden, daß sie die anno 1708 über das Hofgut excl. des Walds zu Siebers-
bach getroffene Kaufhandlung mit der hiesig Hochgräflich hohen LandesHerr-
schaft getroffen hätten. Dann des damaligen Herren Käufers Grafen Ludwig Mo-
rizen Hochgräfliche Excellenz waren niemals alleiniger Innhaber der Grafschaft
Löwenstein, sondern einzig Condominus.« Graf Ludwig Moritz habe also nicht
als Landesherr, sondern als Privatmann den Vertrag abgeschlossen. »So werden
denn Euer Hochedelgebohrn nunmehr auch Selbst einsehen, daß das ganze Ge-
bäude dero leztern Schreibens, und die darinnen zu machen gesuchten Folgerun-

So fahr ich nicht anders übrig, als Ried hochzuheben,
 lebend und demn übrigen Hiesigen Ansehens der Erblich Ried Marbach ihren
 dinstell Ansehens Protestation hienit pöschlich auf des Wille willer
 Solennissime zuvorkommen, und dieselbe pöschlich unter Einweisung auf meine
 verantwortliche bester Besondere ergraben zu lassen, daß Sie in Zukunft anstands
 mit dergleichen Ansehensgründen = und des Wille wird nicht ansehens (Verhaltungen
 und Protestationen ein oder allmahl zu Stande bleiben und mich zu andern Religionen
 Ganges nicht weiter beförderet = oder aber Pöschlich lassen müssen, den dem
 Hiesigen Ried Ansehens zu Marbach galagensichtlich einer andern Ansehens in der
 4^{ten} Hiesigen Stadt im Jahr Deputierten zu der Pöschlichen Ansehens allmahl
 abzuweihen, wie demselben seitdem die die gedachte Hiesigen Ansehens Ansehens
 den Documenta Ansehens und dergleichen den die gedachten Ansehens Ansehens
 sichänglich informirten = auch ihnen zur Gemine derselben zu können, daß die
 Hiesigen Ried Ansehens die des die gedachte Wille selbst nach dem die
 mich alsdann Besondere ganz istiger Meinung zuweihen sollen.

Abb. 19: Auszug aus dem Schreiben des Gräflich Löwensteinischen Forstmeisters
 Rapp an das Oberamt Marbach vom 26. April 1781. Auszugsweise zitiert
 im Text. (Stadtarchiv Marbach, A 256, 23, Verkleinerung um etwa 30%)

gen einzig auf einen hierdurch klärlich zu Tage gelegten Irrthum gegründet
 seyn.« Damit weist der Forstmeister, der sich zwischenzeitlich »Herzoglich-Wür-
 ttembergischer Rath, zug[leich] Hochgräflich Löwenstein-Wertheimischer Rath und
 Forstmeister zu Löwenstein« nennt (vgl. Abb. 20), die im Verkaufsbrief von 1709
 der Stadt garantierte freie und uneingeschränkte Verfügbarkeit als nichtig zurück,
 da der Graf dieses zu vergeben garnicht befugt gewesen sei. Eine tolle juristische
 Spitzfindigkeit! Man fragt sich, warum Forstmeister Rapp diesen Kernpunkt sei-
 ner Argumentation nicht viel früher, sondern erst auf den vierten Protest hin der
 Stadt mitgeteilt hat. Offensichtlich war es also doch so, daß die Rechtsgrundlagen
 des Streits nicht ganz so eindeutig zugunsten der Siebersbacher Bauern sprachen,
 wie man dies beim Lesen der seitherigen Aktenstücke hätte meinen können. Die
 oben genannte Argumentation ist doch ganz unzweifelhaft – wenn überhaupt
 richtig! – an den Haaren herbeigezogen. Warum der Forstmeister so eindeutig
 zugunsten der Siebersbacher Bauern sprach, ist klar: Siebersbach war ein Gräflich
 Löwensteinischer Ort und den Untertanen fühlte er sich mehr verpflichtet als der
 Württembergischen Stadt Marbach, der es ja nur um eine möglichst reiche Holz-
 ausbeute ging.

Auf die Gefahr hin, den Leser zu langweilen, ist von weiterem Schriftwechsel zu berichten: Seltsamerweise ist nun kein Streit um die Auslegung der Vertragsklauseln von 1709 entbrannt – entweder fehlt ein Teil des Schriftwechsels oder aber hat man die Schwäche der Argumente des Forstmeisters nicht durchschaut. Eine später auf dem o. g. Entwurf des Schreibens vom 23. April 1781 (22) angebrachte Randnotiz stellt allerdings fest, daß die umstrittene Klausel ja nur dann einen Sinn haben könne, wenn der Graf der Stadt tatsächlich ein über die seitheri-

Herr Simon.
Freuzoglich - Mühlamburgischer Rath, und
Großherzoglich Würtembergischer Wolfenbüttelischer
Rath und Hofrath zu Würzburg
Rapp

Abb. 20: Unterschrift von Forstmeister Rapp mit Angabe seiner Titel.
 (Stadtarchiv Marbach, A 256, 23, Vergrößerung um etwa 20%)

gen Befugnisse hinausgehendes Recht habe zubilligen wollen. Diese Randbemerkung spricht zwar dafür, daß man sich mit der Argumentation beschäftigt hat, doch beschritt man nun einen anderen Weg als den weiterer Protestschreiben. Man wollte etwas über die angeblichen Rechte der Siebersbacher Bauern erfahren, ohne die peinliche Akteneinsicht beim Forstamt Löwenstein wahrnehmen zu müssen. So beauftragte der Magistrat über den Stadt- und Amtsschreiber Gottlieb Friedrich Canz am 7. Mai 1781 Floßverwalter Renz, Erkundigungen einzuziehen (24): »Es ist von dem Löbl. Forstamt zu Löwenstein ein Schreiben an allhiesiges hochlöbl. Ober-Amt²¹ erlassen worden, daß man sich auf jeniges von dem allhiesigen Magistrat dahin erlassenes Schreiben keine Reflexion machen könne, indeme diessseitige Offerta ohngegründet seyen...«. Renz bestätigt, die Siebersbacher hätten schon immer ihr Vieh in den Wald getrieben, aber es habe nie Proteste gegeben, wenn der Waldinspektor zum Schutz von Jungwuchs die Beweidung zeitweise untersagt habe. Kurz angebunden schreibt er seine Antworten auf das Anfrageschreiben und man gewinnt den Eindruck, er habe dies recht lässig und etwas von oben herab getan. Die letzte Aufforderung von Stadtschreiber Canz, er möge sich seine Erkundigungen von den Informanten unterschriftlich bestätigen

lassen, beachtete er einfach nicht; ganz offensichtlich hat er seine Antworten ohne irgendwelches Nachfragen frei weg zu Papier gebracht. Etwas eigenwillig scheint der »*albiesige Floz-Verwalter Hl. Handelsmann Renz*« – wie er in anderem Zusammenhang titulierte wurde (11) – gewesen zu sein, hat man den Eindruck!

Vielleicht, weil diese Erklärung wenig Beweiskraft besaß, fertigte man am 21. August 1781 eine Abschrift der Anfrage und protokollierte in Anwesenheit der drei Bürgermeister Ludwig Friedrich Mez, Johann Georg Knaus und Jacob Friedrich Beuttelspacher sowie des Floßverwalters Wilhelm Friedrich Renz die Aussagen des nach Marbach gekommenen (zitierten?) Herrn Christoph Diem, welcher Verwalter in Sulzbach und bis 1774 über 30 Jahre lang als Waldinspektor und Forstknecht Vorgänger von Refierjäger Beck war. Diem bestätigte im wesentlichen die Aussagen von Floßverwalter Renz, wonach die Viehbeweidung im Hambergwald seit jeher ausgeübt worden sei, daß es eigentlich nie Komplikationen gegeben habe und daß die Siebersbacher den in Rede stehenden Waldteil mehr oder weniger als ihre Viehweide betrachtet hätten, was so sicher nicht statt-

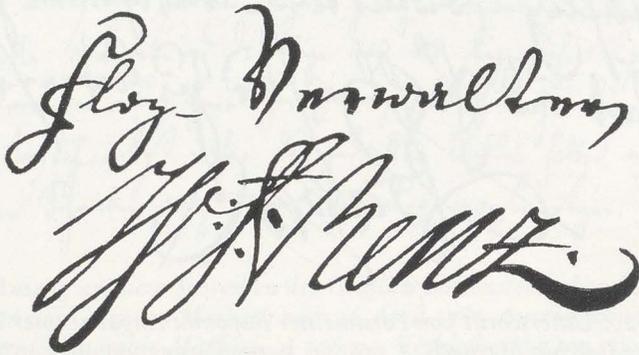


Abb. 21: Unterschrift des Marbacher Floßverwalters Wilhelm Friedrich Renz (Stadtarchiv Marbach, A 256, 25, Vergrößerung um etwa 20%).

haft sei. Auch mit dem Forstamt Löwenstein habe es wegen des üblichen »*Verhängens junger Schläge*« keine Probleme gegeben, zumindest habe sich das Forstamt nie in das Auszeichnen des Holzes – d. h. in das Kennzeichnen hiebbarer Bestände – und die Regelung des Viehtriebs eingemischt (25). Alle Beteiligten haben das Protokoll unterzeichnet; hier findet sich auch die schwungvolle Unterschrift von Floßverwalter Renz (vgl. Abb. 21).

Weiter geht es in der Marbacher Akte mit einem erneuten Schreiben der Stadt an Forstmeister Rapp vom 11. Dezember 1781 (26), in dem zum wiederholten Mal um die Ausfertigung von Protokollabschriften über die Begehung vom Frühjahr 1780 und vor allem über die Gründe für die Auferlegung der Strafe gebeten wird, da ansonsten keine Grundlage für eine Bezahlung gegeben sei. Doch Forstmeister Rapp ließ das Schreiben unbeantwortet und veranlaßte stattdessen im Frühjahr 1782, wie man aus dem nachfolgenden Marbacher Schreiben schließen kann, entsprechend der Weisung seiner Regierung vom Juli 1780 von dem Mar-

bacher Holz soviel zu verkaufen, bis die Strafe abgegolten war. Das empfand man bei der Stadt nun als einen unerhörten Vorgang: »*Da wir so eben mit äußerstem Befremden vernommen, daß dem Forstknecht zu Sulzbach aufgegeben worden, ...*« beginnt ein langes Schreiben der Stadt an den Forstmeister vom 10. März 1782 (27). Wiederum reihen sich die nun nicht mehr wiederholenswerten Rechtfertigungen seitenlang aneinander und man ließ sogar ein neues Argument einfließen, das allerdings ziemlich wenig beeindruckend gewesen sein dürfte: Floßverwalter Renz könne ja für die ganze Angelegenheit garnichts, denn den betreffenden Waldteil habe schließlich nicht er, sondern der dem Gräflichen Forstamt unterstehende Forstknecht und Waldinspektor als Viehweide abgesperrt – eben jener Refierförster Beck, der, wie schon berichtet, die Strohwinde auch wieder abnehmen und einsammeln mußte. Vorfälle, bei denen irgend ein untergeordneter Angestellter oder Beamter seine Kompetenzen angeblich überschritten hat und auf den dann alle Schuld geladen wird, soll es ja auch heute hin und wieder noch geben...

Ob nun die im Schriftwechsel des Aktenbundes folgende, im Frühjahr 1782 vorgenommene neue Grenzbeschreibung einschließlich in Auftrag gegebener Karten (28 ff., siehe Abschnitt 12) mit der Weidestreitigkeit in irgendeinem Zusammenhang steht, läßt sich nicht feststellen. Man vernimmt nichts Neues mehr – die Stadt und das Forstamt scheinen keine weitere Lust zum Austausch von Argumenten gehabt zu haben. Am 4. Dezember 1782 lädt Forstmeister Rapp zu einer neuerlichen Waldbesichtigung ein, da die Stadt im Frühjahr Holz habe schlagen, dieses aber zum Schaden des Waldes den ganzen Sommer über im Wald habe liegen lassen. Die Einladung fiel knapp und kühl aus: »*Wie ich nun bis nächstkünftigen Freytag den 13.^{ten} hujus einen Forst-Rugtag alhier abzuhalten und dabei auch jene Ungebühr beizulegen und zu bestrafen gedenke, so wolle Euer Hochedelgebohrn hiemit von Amts wegen gn[ädigst] ersuchen, daß dieselbe so gü-tig seyn möchten, dem gegenwärtigen Waldmeister N: N: zu Marbach gnädigst auferlegen zu lassen, daß er sich ged[achten] Freytag morgens 9 Uhr vor dem Forstamt alhier einfinden und sich sofort das weitere gewärtigen solle.*« (34) Floßverwalter war zu dieser Zeit bereits G. W. Pressel. Wilhelm Friedrich Renz war zwischenzeitlich Bürgermeister geworden, doch mit der Angelegenheit noch so gut vertraut, daß auf sein Diktat hin am 11. Dezember ein umschweifiges Schreiben nach Löwenstein abgeht, in dem erläutert wird, daß es im Frühjahr zum Abtransport wegen der Witterungsbedingungen nicht gereicht habe und man später in den Gütern der Siebersbacher Bauern größere Schäden angerichtet hätte. Man wolle das Holz jedoch so schnell wie möglich abholen. »*Der über den Hambergwald gesezte Waldmeister N: N: zu Marbach ist meiner letzteren... Requisition ohngeachtet heute abermals nicht hier erschienen.*« So beginnt das Antwortschreiben des Forstmeisters vom 13. Dezember 1782 (36); er habe zwar das Schreiben der Stadt Marbach erhalten, »*worinnen dieselbe die unordentliche und schädliche Behandlung des Hambergwaldes mit allerlei Umständen zu excusiren und zu defendiren verlangen*« und habe »*die samtliche Umstände pro et contra ad Protocolum*« genommen, daraufhin sich aber genötigt gesehen, dem Waldmeister »*zur Warnung*« eine Strafe von »*2 kleinen Freveln*«, das entspricht 6 Gulden und 30 Kreuzer, anzudiktieren. Weiterem Schriftwechsel, mit dem nach seiner Erfahrung zu rechnen war, beugte er gleich vor: »*In weitere schriftliche Verhandlungen aber werde ich mich mit gedachten Herren Vorstehern in Zukunft um so weniger mehr*

einlassen können, als solches weder Ordinis noch Styli ist, auch es mir meine übrig viele amtliche Geschäfte nicht erlauben.« Über den unfreundlichen Ton kann auch die Schlußfloskel nicht hinwegtäuschen: »Es ist mir übrigens recht sehr leid, daß ich Euere Hochedelgebohrn mit diser unangenehmen Sache so oft beschwerlich fallen muß; ich bitte daher die denenselben verursachende Bemühung vielmal ab und beharre ürbigens mit der vollkommensten Hochachtung allezeit...«. Adressat war der Herr Oberamtmann in Marbach, über den der gesamte Schriftverkehr des Gräflichen Forstamts zum Bürgermeisteramt Marbach abließ.

Ein paar Tage später, am 28. Dezember 1782, erhielt die Stadt erneut Post vom Forstamt (37 und 38): Die Hochgräfliche Regierung in Wertheim wies die »unerfindliche Klage« der Stadt Marbach, die diese in einem Schreiben vom 11. Mai desselben Jahres zum Ausdruck gebracht hat²², kurz und bündig zurück und be-

Abb. 22: Unterschrift von Forstmeister Rapp (Stadtarchiv Marbach, A 256, 38, Vergrößerung um etwa 20%).

stimmte ohne nähere Begründung, daß die Stadt neben den Strafen auch die angefallenen Unkosten zu bezahlen habe. Es dürfte Forstmeister Rapp eine Genugtuung gewesen sein, im Begleitschreiben die Gesamtrechnung aufmachen zu können: 22 Gulden und 32 Kreuzer machte nun die Schuld der Stadt aus. Als Frist für die Bezahlung räumte er 14 Tage ein; man solle das Geld »ohnfehlbar zum Forstamt hirher gegen Quittung einsenden oder sich gewärtigen, daß man sich widrigen falls und nach abermals fruchtlosem Verstreich dises Termins um diesen Belauf an ihrem auf dem disseitigen Territorio befindlichen Claffterholz erholen werde.« Auf den harschen Ton folgt ein geradezu versöhnlicher Schluß: »Ich deprecire unter herzlicher Anwünschung eines nach allen Theilen gesegneten und vernügten Jahreswechsels, allezeit mit der größten Hochachtung, Euer Hochedelge-

bohrn, gehorsamer Diener, Rat und Forstmeister zu Löwenstein, Rapp«. (38, vgl. Abb. 22) Dieser Gruß dürfte allerdings auch hier wieder eher dem Herrn Oberamtman als den Vertretern der Stadt gegolten haben!

Man merkt, der Forstmeister hatte es im Frühjahr desselben Jahres bei seiner Drohung belassen und doch nicht gewagt, Holz aus dem Marbacher Wald zu verkaufen, um die Ausstände einzutreiben. Wahrscheinlich hätte dies doch zu Verwicklungen zwischen dem Herzogtum Württemberg und der Grafschaft Löwenstein geführt, was er doch nicht auf's Spiel setzen wollte.

Beim Bürgermeisteramt Marbach sah man dagegen allmählich ein, daß um die Bezahlung der Strafen kaum herumzukommen war. Aus einer Zusammenstellung des Forstamtes aus dem Jahr 1793 (!) geht hervor (44), daß Jäger Beck – also eben jener Forstknecht, auf den die Stadt einst alle Schuld geschoben hatte – am 28. Januar 1783 9 Gulden und am 21. Juli desselben Jahres nochmals 3 Gulden an die Forstkasse entrichtet hat. Die Schreibgebühren wurden anderweitig verrechnet, so daß noch 1 Gulden ausstand. Am 23. Oktober 1788 – also 5 Jahre später – konnte das Forstamt von eingegangenem Dauernberger »*Laubgeld*« – vermutlich Geld für das Entnehmen von Laub als Einstreu für's Vieh – noch 12 Kreuzer einbehalten und mit der Forderung verrechnen, so daß eine Restschuld von 48 Kreuzern²³ verblieb, wie der Nachfolger von Forstmeister Rapp, Forstmeister F. G. Hörner, feststellte (51): »*Ich finde lediglich keinen Anstand, einen Hochlöblichen Stadtmagistrat in dene beeden Anschlüssen (d. h. mit den beiden Anlagen; siehe unten – Verf.) über diejenige Strafansätze Extractus Protocolli (durch Protokollauszüge) mitzuthellen, welche mein Herr AmtsAntecessor (d. h. Amtsvorgänger – Verf.) zu zwei verschiedenen malen einigen dortseitigen Herren Stadtvorstehern andictirt hat.*« Nun endlich – 13 Jahre nach Beginn der Streitigkeiten und 10 Jahre nach Bezahlung des größten Teils der Strafen – erhielt Marbach die mehrfach angeforderten Protokollabschriften, aus denen bereits mehrfach zitiert wurde (19)²⁴! Auch einen Auszug aus dem Forstamts-Abrechnungsbuch legte Forstmeister Hörner bei, aus dem hervorgeht, daß die Kasse die Strafen einschließlich Gebühren »*bis auf 48 kr, welche jetzt noch in Ausstand laufen, eincassiert hat.*« Auch bat er bei dieser Gelegenheit um Bezahlung der ebenfalls noch ausstehenden Fischwasser-Entschädigungen (eine ganz andere Angelegenheit, die zwar nichts mit dem Hambergwald, wohl aber mit dem Flößen zu tun hatte), da er bereits die Anweisung habe, das Flößen auf dem Fischbach nördlich von Sulzbach zu untersagen, solange die Strafen und Entschädigungen nicht endlich bezahlt würden.

So war also 13 Jahre nach Beginn der Streitigkeiten über die Viehweide im Hambergwald der Fall im Jahr 1793 immer noch nicht vollständig abgeschlossen. Zwar konnte die Stadt nun aufgrund der unter dem neuen Forstmeister erhaltenen Protokollabschriften nachlesen, was bei der Waldbesichtigung im Mai 1780 besprochen worden war, eine Begründung für das Strafmaß hatte sie allerdings immer noch nicht. Dafür dürfte sich auch kaum noch jemand interessiert haben, denn zu dieser Zeit dachte man längst daran, den weitgehend kahlgeschlagenen Wald bei Siebersbach zu verkaufen. Ganz geklärt konnte die Rechtslage nie werden und so hatte der ganze Streit – wie das des öfteren so ist – keinen Sieger. Von der Restschuld von 48 Kreuzern ist in der Folge nichts mehr zu vernehmen – diese dürfte die Stadt Marbach dem Gräflichen Hause Löwenstein wohl bis auf den heutigen Tag schuldig sein...

12. Die genaue Vermessung des Waldes 1782
und die Grenzbeschreibung von 1788

Am 13. April 1782 schloß Floßverwalter Renz mit dem Sulzbacher Feldmesser Wilhelm Gottlieb Scheerer einen Accord-Vertrag über die genaue Vermessung des Waldes. Scheerer sollte

1. den Wald »nach seinen aus- oder eingehenden Winkeln accurat aufnehmen oder ins Meß bringen«,
2. »einen sauber illuminirten Grundriß, worinnen die Unterschiedenheit des Gehölzes angezeigt, nichtweniger die dadurch ziehend[en] berechnete Wege, Klingen, umliegende Wiesen... deutlich erklärt seyen, darüber verfertigen«,
3. eine Berechnung der Fläche vornehmen und
3. »eine deutliche Grenz- oder Steinbeschreibung über alle Distanzen, von Stein zu Stein haltender Länge und derer an die Steine gezeichneter Num[mern] und Wappen« anfertigen.

Für dieses Werk wurde eine Pauschale von 36 Gulden vereinbart, wobei der Feldmesser für eventuell benötigte Hilfskräfte »zum Vorstecken« (d.h. Kennzeichnung der Steine zur Ermöglichung der Messung) selbst aufkommen mußte. Wieder ist die schwungvolle Unterschrift des Floßverwalters unter der noch vorhandenen Abschrift des Vertrags (28) zu sehen (vgl. Abb. 23).

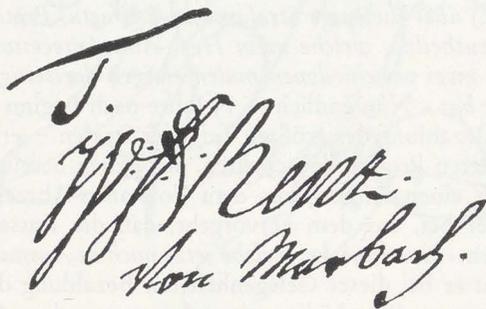


Abb. 23: Beglaubigungsvermerk (»T« = testatus) von Floßverwalter Renz unter einem Schriftstück vom 13. April 1782 (Stadtarchiv Marbach, A 256, 28).

Ob es einen konkreten Anlaß für die Vermessung gab, ist nicht bekannt. Aus einem Schreiben an die Herzogliche Landrechnungs-Deputation vom 22. April 1782 (29), mit dem um einen Zuschuß zu den Kosten gebeten wurde, geht lediglich hervor, daß man eine genaue Grundlage brauche für den Fall, daß mit Nachbarn etwas zu regeln sei und überhaupt, um eine »neue schnelle Über- und Einsicht der Lage und deren Beschaffenheit zu erlangen«. Das erwähnte Amt kam auch tatsächlich für die Vermessungskosten auf und verfügte dies auf einer Abschrift des Vertrags (28, Kopie).

Trotz genauer Suche im Marbacher Stadtarchiv und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart konnte die von Feldmesser Scheerer gefertigte, am 1. Juli 1782 dem Bürgermeisteramt vorgelegte und danach duplizierte und auf Leinen aufgezogene

Karte nicht gefunden werden (Auftrag siehe 32). Nicht einmal ein Hinweis auf ihre spätere Verwendung ist bekannt. Dafür aber hat sich die »Grenz- und Stein-Beschreibung des in dem Siebersbacher Teritorio liegenden, der Löbl. Stadt Marbach zugehörigen Waldes, der Hamberg genannt« erhalten – ein Dokument, das sehenswert ist (31)! Auf 16 engbeschriebenen Seiten sind die Grenzen im Detail festgehalten – jeder Stein mit genauem Maß und mit Beschreibung seines Aussehens.

*Dieser Stein steht am Oberen
Ende des Lagers und ist zum Finden als am Besten
Wald mit einem wilden Steine und der Aufschrift*
STATT MARBACH WALD, *und zum Finden als*
an der linken Seite des Hauptsteins, mit einem Aufschrift, der
folgenden Aufschrift und der Aufschrift, LUDWIG MO-
RIZ, GRAF ZU LÖWENSTEIN, *an der*
rechten Seite als an der Dauernberger Grenze mit der
Jahreszahl 1709. bezeichnet,

Abb. 24: Auszug aus der »Grenz- und Stein-Beschreibung« vom Juni 1782; Beschreibung des Hauptsteins Nr. 9. (Abschrift siehe Text; Stadtarchiv Marbach, A 256, 31, Verkleinerung um etwa 10%)

Weil aus diesem Dokument einiges mehr als aus den früheren Grenzbeschreibungen hervorgeht, lohnt es sich, einiges zu zitieren. Zum erstenmal erfährt man etwas über die ungefähre Lage: »Dieser Wald ligt, wann man von Siebersbach nach Klein-Höchberg gehet oder fährt, und über das sogenannte Krebsbächlein hinüber kommt, zur linken Hand, und wird durch die Siebersbacher Wiesen, im Großen Thal genannt, ... in 2 Districte abgetheilet; der Haupt-District wird der Hamberg genannt, und der Kleinere District das Dauernberger Wändlen, weilens es an der Dauernberger Grenze ligt.«

Der Anfang der Grenzbeschreibung wurde wiederum am Hauptstein Nr. 1 gemacht, dessen Lage 1709 »oben am Rein, alda bey einer Buchen« (3) beschrieben wurde: 1782 kennzeichnete man den Standort folgendermaßen: »Solcher steht mitten im Siebersbacher Viehtrieb, oder am Großhöchberger Fahrweeg ohnweit des Krebsbächleins am Rain...«. Wo diese Stelle ist, wird später in Abschnitt 16 zu erläutern sein.

Die Läufersteine sind sämtlich mit den Kennbuchstaben A–Z und darauffol-

gend mit AA–ZZ gekennzeichnet; daß es gerade zweimal das Alphabet gereicht hat, dürfte reiner Zufall sein.

Ein markanter Läuferstein war jener mit dem Buchstaben E. Über diesen heißt es: *»So ein Eckstein ist und zur rechten Hand des unteren Weeges in die Häuser-Äcker steht, bei welchem die zur rechten gelegene Viehwaid zurück bleibet, dagegen die Siebersbacher sogenannte Häuser-Äcker anfahren.«* Auch dieser Stein wird in Abschnitt 16 erwähnt werden.

Die Hauptsteine wurden in dem Dokument besonders beschrieben: die Schriftzüge sind in Großbuchstaben gemalt (vgl. Abb. 24). Während Hauptstein Nr. 1 offenbar nur einen Wilden Mann, sonst aber kein Wappen und keine Jahreszahl zeigte (zur Erinnerung – dieser Stein war 1747 ziemlich beschädigt vorgefunden worden), wird Hauptstein Nr. 2 mit zwei Wappen, den beiden Schriftzügen *»STATT MARBACH WALD«* und *»LUDWIG MORIZ GRAF ZU LOEWENSTEIN«* sowie der Jahreszahl 1709 geschildert. Hauptstein Nr. 3 dagegen – wie schon erwähnt, gab man 1770 den Auftrag, den 1747 gesetzten *»Interimsstein«* durch einen neuen Stein zu ersetzen – sah offenbar anders aus: *»... so ein großer gehauener Eckstein zur Lincken mit einem Wilden Mann, und an der Rückseite mit der Jahreszahl 1772, zur rechten aber ohnbezeichnet ist, ...«*. Dieser Stein war also zwei Jahre nach der Grenzbegehung 1770 neu gesetzt worden. Hauptstein Nr. 4 unweit des Hauptsteines Nr. 3 und ebenfalls in der Nähe der Häuseräcker hatte der Beschreibung zufolge dasselbe Aussehen wie Hauptstein Nr. 2 und gehörte damit zu den im Jahr 1709 gesetzten Steinen.

Nach einer ganzen Anzahl von Läufersteinen (H bis Q) folgte Hauptstein Nr. 5, welcher wieder dem Hauptstein Nr. 2 ähnlich war und *»am Knuck (d. h. an der Kante – Verf.) der Klingen, welche die Siebersbacher und Kleinhöcherberger Marckungen von einander scheidet, stehet, ...allwo die bishero nebengelegenen Siebersbacher Häuser-Äcker aufhören.«* Die Grenze des Marbacher Stadtwaldes zog danach in der dortigen Klinge den Berg hoch auf die Höhe, wo der Hauptstein Nr. 5 1/2 am Großhöcherberger Fahrweg stand. Dieser wird wiederum als dem Hauptstein Nr. 2 ähnlich bezeichnet, nur daß statt des Löwensteiner Wappens eine *»Pflug-Schaar«* genannt wird. Daß der Stein nicht 1709, wie es die Jahreszahl vermuten läßt, sondern erst 1747 gesetzt wurde, erwähnt der Feldmesser nicht – woher hätte er das auch wissen sollen. Die Klinge des *»Linsenbächlens«* hinunter wird die Grenze weiter beschrieben bis zum Hauptstein Nr. 6 oberhalb des Krebsbaches. Dieser wie auch der nicht weit entfernte Hauptstein Nr. 7 waren wieder mit dem Wilden Mann und dem aufrechtstehenden Löwen gekennzeichnet; ebenso der Hauptstein Nr. 8, der wieder direkt am Krebsbach gestanden sein soll, *»alhier bleibet des Hans Jerg Spohrs Holzwiesen zurück und fahen dagegen jenseit des Krebsbächlens die Dauernberger Wiesen an«*. Dem Krebsbach entlang abwärts verlief die Grenze bis zum Hauptstein Nr. 12 (also von Nr. 8 zur Nr. 12 – die Nummern 9 bis 11 stehen woanders!), wo die *»Große Thal-Wiesen«* angingen. Über die Läufersteine FF bis LL schloß sich die Grenze wieder bis zum Hauptstein Nr. 1.

Der zweite Walddistrikt, das *»Dauernberger Wändlen«*, war nach der Beschreibung von 1782 mit den Hauptsteinen Nr. 9, Nr. 10 und Nr. 11 und den Läufersteinen Y bis Z und AA bis EE sowie NN bis ZZ bezeichnet. Der Hauptstein Nr. 9 *»steht am Obern Knuck (d. h. an der Hangkante) des Bergs und ist zur Linken als am Stadtwald mit einem Wilden Mann und der Aufschrift*

»STATT MARBACH WALD, und zur Rechten an der Siebersbacher Viehwaid, mit einem aufrecht stehenden Löwen und der Aufschrift, LUDWIG MORIZ, GRAF ZU LOEWENSTEIN, an der Rückseite aber als an der Dauernberger Grenze mit der Jahrzahl 1709 bezeichnet, ...« (vgl. Abb. 24). Unten am Berg stand der Hauptstein Nr. 10, der wie die Nr. 9 ausgesehen haben soll. Nach einer Anzahl von Läufern wird Hauptstein Nr. 11 beschrieben an einer von Dauernberg herabziehenden Klinge, wo weiter oberhalb an den Ecken des sogenannten Kohlweisleins etliche Läufersteine genannt sind. Eine weitere Reihe Läufersteine schloß dann die Grenze wieder bis zum Hauptstein Nr. 9.

Welchen Verlauf die Grenze im einzelnen nahm, wird weiter unten geschildert werden, festzuhalten bleibt hier, daß es zwei getrennte Waldteile waren und daß bei dieser Grenzbeschreibung von einem Hauptstein Nr. 13, wie er 1709 und 1770 beschrieben wurde, nicht die Rede ist. Die Zusammenhänge werden später klar werden!

Warum bereits sechs Jahre später im Jahr 1788 wieder eine umfassende Grenzbeschreibung gefertigt wurde, läßt sich nicht klären. Da in der Einleitung zu dem langen Protokoll (Entwurf 42, Ausfertigung 43), die Rede davon ist, die Grenze sei zum letztenmal 1770 genau besichtigt worden, muß man annehmen, daß entweder die Vermessung samt ihrer genauen Beschreibung (und Karte) zu jener Zeit nicht greifbar war oder aber, daß Grenzbegehungen mit Abordnungen der Nachbarmarkungen vorgeschrieben waren, die eine Vermessung nicht ersetzen konnten. Am 22. Mai 1788 wurde also die Grenze begangen; von Marbach waren anwesend die Bürgermeister Ludwig Friedrich Metz und Wilhelm Friedrich Renz – der den Wald ja genau gekannt haben muß – sowie Herr Georg Conrad Hartmann als Ratsmitglied, Herr Johann Jacob Magenau als Floßverwalter und Johann Friedrich Günzler als Stadt- und Amtsschreiber. »Sodann derer Herren Raths-Verwandten Georg Balthas Wagner, Job. Frid. Graß, Job. Georg Kauffmann, Wilhelm Frider. Pressel und Thomas Hausser, welche sich freiwillig eingefunden haben.« 10 Mann stark war also die Abordnung von Marbach! Warum sie alle den Wald sehen wollten, wird in dem Protokoll nicht genannt und erst aus späteren Schreiben klar ersichtlich: Man wollte sehen, ob sich der Waldbesitz noch lohnt oder ob man sich nicht davon trennen sollte! Von Sulzbach kam der Herr Stabs-Amtmann Horner mit dem Herrn Amtsschreiber Johann Conrad Schaezlein und den Untergängern Löwenwirt Kienzlen, Amtsbürgermeister Pfluderer und dem Schultheißen vom Eschelhof David Mauer. Noch einige Personen hatten sich eingefunden, so daß an jenem Maitag 1788 ungefähr 20 Männer an der Begehung teilnahmen. Der Feldmesser Wilhelm Friedrich Scheerer von Sulzbach, der 1782 die Vermessung vorgenommen hatte, steht übrigens auch auf der Liste.

Das Protokoll der Grenzbegehung – der Entwurf (42) ist mit vielen Bleistift-randbemerkungen versehen, die in die Ausfertigung (43) dann eingearbeitet worden sind – ist wenig aufschlußreich, denn es hält sich im wesentlichen an die alten Grenzbeschreibungen von 1709 und 1770 und hatte das Vermessungsdokument von 1782 offenbar nicht als Vorlage. So beginnt die Beschreibung auch wieder mit »...oben am Rhein bey einer Buchen...«. Es sollen nur einige wesentliche Punkte genannt werden: Hauptstein Nr. 1 fand man neu gesetzt, was bei der Steinsatzung 1772 geschehen sei. Hauptstein Nr. 2 sei 1770 umgelegen und frisch gesetzt worden, bei der jetzigen Besichtigung sei nichts auszusetzen gewesen. Hauptstein Nr. 3 machte wiederum Kummer: »Bey gegenwärtiger Untersuchung

fand man solchen umgelegen, wurde aber in continenti wieder aufgerichtet und frisch verzeugt.« Bei Hauptstein Nr.6 ist dessen genauer Standort angegeben: »Diser Stein stehet schon gedachtermaßen auf der Höhe am Wald-Trauf und zwar 1 Ruthe 1 Schu von dem unten vorbeystießenden KrebsBächlein entfernt.« An den Hauptsteinen Nr.7 bis Nr.12 wurde nichts besonders festgestellt, demnach scheint alles in Ordnung gewesen zu sein. Der Hauptstein Nr.13 findet in dieser Beschreibung zwar eine Erwähnung, jedoch völlig ohne Zusammenhang – man versteht eigentlich nicht, wieso er überhaupt genannt wird. Daraufhin fand auch diese Grenzbegehung – die letzte – ihr Ende.

13. Verkaufsabsichten 1791

Wieso 1788 bei der Begehung des Hambergwaldes 10 Marbacher Bürger teilnahmen, wird klar, wenn man die folgende Notiz von Oberamtmann Wächter vom 17. November 1791 (45) liest: »Es haben bei dem lezt abgehaltenen Durchgang unter der Bürgerschaft mehrere Bürger samt den Gemeinde-Deputierten auf den Verkauf des Stadtwaldes angetragen, weil solcher zu weit entfernt seie, um der Bürgerschaft einen Nutzen zu erfahren, durch den Verkauf aber nicht nur von den aus dem Capital ziehenden Zinsen der Stadtschaden verringert, sondern auch nach und nach die StadtSchulden getilgt werden könnten. Der Gegenstand dieser Bitte ist zu wichtig, als daß man nicht alle Aufmerksamkeit auf solche richten sollte, ...«. Um eine Grundlage für die Diskussion um den Verkauf zu haben, regt er an, eine Bilanz der Einnahmen und Ausgaben für die Jahre 1750 und 1791 anzufertigen. »Wohllöbl. Stadtschreiberei wolle übrigens dieses Geschäft so unter die Hand nehmen, daß ich in der Mitte der künftigen Woche das Resultat hievon den Communvorstehern vorlegen kann.«

Die angefertigte Bilanz (46) gibt Aufschluß über Gewinn und Verlust über vier Jahrzehnte und enthält folgende Angaben:

- Jahrgang
- verkauftes Brennholz
- »verkauft abständig Holz und Äkerich«
- Besoldungen
- »Allerhand Taggelter und Zörungen«
- »Holzhauer, Aufbeuger und Furlon«
- »Akziß vom verkaufften Holz«
- Verlust
- Profit

Eine Zusammenfassung der Bilanz ist in der nachfolgenden Tabelle wiedergegeben. Es fällt auf, daß in manchen Jahren viel, in anderen wenig und über längere Zeit hinweg auch gar kein Holz geschlagen, geflößt oder verkauft wurde. Die Gründe hierfür wären näher zu untersuchen – eine flüchtige Durchsicht der Jahresberichte des Floßamtes deutet darauf hin, daß die Floßverwalter genau ausgerechnet hatten, ob von Bauern aufgekauft Holz oder aber eigenes Holz aus dem Hambergwald billiger nach Marbach zu flößen war.

Die in der Spalte »Besoldungen und Tagegelder« (im Original zwei getrennte Spalten!) gemachten Angaben lohnen ebenfalls eine nähere Durchsicht: Die hohen Ausgaben in den Jahren 1770/71, 1782/83 und 1788/89 sind mit den in diesen

Jahren durchgeführten Wald- und Grenzbegehungen in Verbindung zu bringen; 1771/72 wurden die im Jahr zuvor festgestellten Mißstände durch das Setzen neuer Grenzsteine usw. beseitigt. Die Waldinspektoren Diem bzw. später Beck bekamen bis 1766 jährlich 4 Gulden, von da an 6 Gulden für ihre Bemühungen.

»40jährige Bilanz über den effectiven Profit, welchen Gemeiner hiesigen Stadt aus dem unfern Murrhard besizenden 210 Mrg. 9 Rt im Meß haltenden Wald gezogen hat.

Untersucht aus den Flozholzverwaltungsrechnungen pro 1750/90«

Auszug aus (46), Angaben in Gulden (teilweise gerundet, kleinere Posten z. T. zusammengefaßt oder vernachlässigt).

Jahrgang	Brennholzerlös	Nebeneinnahmen	Besoldungen Tagegelder	Holzthauer »Aufbeuger« Fuhrlohn	Verlust	Gewinn »Profit«
1750/51	418,12	16,22	17,08	34,00		381,44
1751/52	306,50	0,20	13,22	43,50		247,46
1752/53			5,36	141,08	146,44	
1753/54	482,37	79,37	16,22	279,21		282,54
1754/55	540,10	8,00	8,30	275,48		260,01
1755/56	27,00		17,30			9,30
1756/57	1491,45	38,15	15,15	752,08		751,34
1757/58	1019,55	10,15	15,51	493,33		513,02
1758/59	649,07	23,21	15,15	310,55		341,30
1759/60			4,00		4,00	
1760/61		3,00	4,00		1,00	
1761/62			4,00		4,00	
1762/63			4,00		4,00	
1763/64		2,00	4,00		2,00	
1764/65		13,28	4,00			9,28
1765/66		2,00	4,00		2,00	
1766/67	340,30	52,51	4,00	115,30		271,57
1767/68			6,00		6,00	
1768/69			6,00		6,00	
1769/70		11,40	13,21		1,41	
1770/71		2,45	124,56	35,00	157,11	
1771/72	441,00	24,00	66,40	122,12		274,02
1772/73		2,12	11,30		9,18	
1773/74	288,45	21,22	13,28	102,07		193,09
1774/75	531,40	27,00	13,44	193,25		348,51
1775/76		1,54	6,00		4,06	
1776/77		4,00	23,06	68,30	87,36	
1777/78	948,30	47,19	11,36	246,09		733,33
1778/79		85,00	16,54	7,30	19,24	
1779/80	1162,52	48,24	23,08	268,24		914,12

Jahrgang	Brennholz- erlös	Nebenein- nahmen	Besoldungen Tagegelder	Holzhauer »Aufbeuger« Fuhrlohn	Verlust	Gewinn »Profit«
1780/81			24,02	1,42	25,44	
1781/82		4,00	9,09		5,09	
1782/83	633,00	108,00	77,05	152,58		508,18
1783/84			6,00		6,00	
1784/85			7,00		7,00	
1785/86			8,15		8,15	
1786/87			7,00		7,00	
1787/88			10,30		10,30	
1788/89			150,35		150,35	
1789/90	1007,47	33,58	14,59	262,52		760,26

Die Bilanz hat folgendes zum Gesamtergebnis:

<i>»Binnen diesem Zeitraum von 40 Jaren belaufen sich die Einnahmen,</i>	10960 fl 46 kr
<i>hingegen Auslagen,</i>	4834 fl
<i>bleibt effectiver Ertrag</i>	6126 fl 46 kr
<i>und im Durchschnitt auf ein einzelnes Jar,</i>	153 fl 10 kr«.

Wiewohl der Holzeinschlag, wie die Bilanz zeigt, sehr unregelmäßig betrieben wurde, konnte demnach doch ein ganz ansehnlicher Durchschnittsgewinn erzielt werden. Wie der Ertrag des Waldes in die anlässlich des Waldverkaufs aufgestellten Berechnungen einfloß, wird in Abschnitt 15 zu sehen sein.

Aus einem Entwurf einer Rede von Oberamtmann Wächter vom 27. November 1791 (48) gehen weitere Gedanken für einen Verkauf des Waldes hervor: Demnach gab es Überlegungen, zur Verringerung der städtischen Schulden und der die Bürger stark belastenden Umlagen (»*Stadtschaden*«) nicht nur den Stadtwald, sondern auch die »*Wörthe*« (Neckarinseln), die städtische Mühle und das »*Hirthenhaus*« (Schafhaus) zu verkaufen. Die Umlagen, die der Stadt von der herzoglichen Steuerkasse auferlegt wurden, seien von den Bürgern nicht mehr zu tragen; zudem würden die Schuldenlast der Stadt und die Tilgungsaufwendungen immer mehr zunehmen. Da es nicht ratsam sei, alle öffentlichen Güter auf einmal zu verkaufen, wolle er dazu raten, vorerst nur die Immobilie abzustoßen, die den Bürgern am wenigsten Nutzen bringe. »*Wenn unser Stadtwald so gelegen wäre, daß der Bürger eine Holzgab daraus erhalten, der arme Bürger sich mit Grasen, Lauben oder Holzlesen einen Nutzen erwerben könnte, so wäre ich der erste, der den Verkauf für schädlich ansehen würde.*« Da man beim Verkauf etwa 15 000 Gulden Erlösen könne, stehe bei einer guten Anlage des Geldes (umgerechnet auf die 40jährige Bilanz) ein jährlicher Zinserlös von 750 Gulden einem Holzerlös von durchschnittlich 153 Gulden gegenüber. »*Welcher Privatus würde sich besinnen, das erstere gegen letzteres zu wählen.*« Tilge man mit 350 Gulden pro Jahr die Stadtschulden und rechne 400 Gulden auf die von den Bürgern zu bezahlende Stadtmulage an, so habe die Öffentlichkeit seiner Meinung nach den größten Nutzen. »*Die Nachkommenschaft würde uns Dank wissen, ihr eine gut eingerichtete Oeconomie übergeben zu haben.*«

Schon bevor die wirtschaftliche Bilanz vorgenommen wurde, hatte die Stadt ein Gutachten über den Zustand des Waldes bei Oberförster Pfizenmayer aus Kirchberg in Auftrag gegeben. Dieses Gutachten vom 8. April 1791 (47) gibt interessante Aufschlüsse über das Aussehen des Waldes und die wirtschaftlichen Zukunftsaussichten:

»Auf das von Löbl. Stadt Marbach an mich erlassenes gütiges Ansinnen von dero Stadt-Wald, unfern Siebersbach, einen Augenschein einzunehmen und ein Gutachten darüber zu stellen, wie solcher forst-wirtschaftl. zu Benutzen seyn möchte, vor das an mich gesetzte besonderes Zutrauen, statte den schuldigsten höflichsten Dank ab, und mache mir ein Vergnügen, wann ich imstande bin, Ihnen etwas dienliches zu erweisen. Zu diesem Ende habe ich mich auf quast. Plaz verfügt, und in Beysein derer beeden Herren, Herrn Bürgermeister Wörner, und Hl. Floz Verwalter Magenau, einen Augenschein einzunehmen und den ganzen Wald durchgangen und sowohl den Boden, und das noch vorhandene Holtz betrachtet.«

Zuerst beschreibt der Oberförster die Bodenverhältnisse: *»So habe ich gefunden, daß 1/3 tel gut und zum Holtzwuchs sehr tauglicher Boden befindet, sodann 1/3 tel mittelmäßig, und 1/3 tel sehr schlecht, und zwar aus dieser Ursach, daß hin und wieder sich Blatten befinden, welche lauter Stein, von 2–3 Schu dik, worauf fast gar kein Holtz steht, auch etl. Blatten, die ganz von Holtz entblößt, und von Einhüthen des Viehes verderbt worden. Auch findet sich ein Plaz wenigstens von 12 Morgen, worauf fast gar kein Holtz stehet, und von nichts als Heyden und Stein überzogen, ...«* Sofern der Zustand des Bewuchses auf den schlechten Bodenverhältnissen belassen werde, *»so hat man Tag-Lebens nichts oder sehr wenig zu hoffen.«*

Zum Wald wird folgendes festgestellt: Am Dauernberger Kopf, dem separat liegenden Waldteil, stehe schön angewachsener Wald, welcher aber noch mindestens 36 Jahre brauche, bis er hiebreif sei. Oberhalb der Häuseräcker befinde sich ein 30 Morgen großes Waldstück, das abgeholzt und zum Flößen verwendet werden könne, alles andere sei nicht vor 10–15 und 20–30 Jahren zu nutzen. Der ganze Wald sei niemals forstwirtschaftlich genutzt worden, *»indem hier ein Stück, und dort wieder ein Stück, und so fort, und nicht nach der Ordnung nacheinander die Schläge fortgeführt worden, so viele Weege gemacht, die dem Wald schädlich.«* Der ganze Wald sei mißhandelt worden, urteilte Pfizenmeyer; keine *»Baumraitel«* – heute sagt man Überhälter dazu – seien stengelassen worden, um sich aussamen zu können. Alles Buchenholz sei abgetrieben worden und das Vieh habe dafür gesorgt, daß kein Buchenjungwuchs zu sehen sei. Nur wenige Birken, die keinen Ertrag versprechen, seien angewachsen. Keinerlei Aussichten auf einen wirtschaftlichen Ertrag auf absehbare Zeit konnte Oberförster Pfizenmayer in seinem Gutachten machen, und man muß annehmen, daß der Wald bis auf 30 Morgen geschlagen und abtransportiert worden war, ohne daß irgendwelche Maßnahmen zur Wiederaufforstung vorgenommen worden sind. Ob seit dem Waldkauf 1680 in Teilen schon zum zweitenmal Holz geschlagen wurde, erfährt man aus dem Gutachten nicht, doch ist dies anzunehmen, da in den 110 Jahren zumindest stellenweise sicher wieder hiebreifes Holz nachgewachsen sein wird. 1791 dürfte bis auf die 30 Morgen nutzbaren Holzes der Wald einen trostlosen

Eindruck hinterlassen haben: Großflächige Kahlschläge, nur stellenweise mit Jungwuchs, durch weidendes Großvieh stark beeinträchtigt und auf lange Sicht nicht nutzbar.

Für die zukünftige Bewirtschaftung schlug Pfizenmayer vor, daß man, angefangen bei den entlegensten Waldteilen, systematisch in Richtung der am besten zugänglichen Gebiete den gesamten Baumbestand – gleichgültig, in welchem Alter – schlagen solle, um ganz neue Bestände gründen zu können. Tue man dies nicht, müsse man immer wieder Holz aus hiebreifen Beständen durch Jungwälder transportieren, wobei starke Schäden unausweichlich seien. Für die jüngeren Kahlschläge empfiehlt er: *»So müssen solche mit Buchelen und anderem Holtz-Saamen eingesähet werden, um dadurch der Natur zu Hülfe zu kommen, den vorhandenen Haydenbuckel aber durch Leuthe im Taglohn ausrupfen, und mit Holtz-Saamen einzusähen, ansonst in alle Ewigkeit kein Holtz mehr wachsen kan, welches aber einigen Costen verursachen würde. ... Was hingegen die Öde-Plätze angelangt, wo nichts als Bürken darauf stehen, wieder abzuholtzen, und zu junge Schläge richten, auch gleichfalls mit Buchelen einzusähen, als dann würde es wieder Buch-Wald werden.«*

Der Kirchberger Oberförster konnte den Marbachern angesichts des heruntergewirtschafteten Waldes keine Hoffnung auf einen absehbaren wirtschaftlichen Nutzen machen. Klar stellte er fest, daß große Anstrengungen unternommen werden müßten, daß der ganze Wald umgewandelt und neu aufgebaut werden müsse, daß die schädliche Viehbeweidung aufhören müsse und daß diese Maßnahmen schließlich viel Zeit erfordern würden (vgl. Abb. 25). *»Und dieses wäre die ganze wahre Beschaffenheit des Walds, sollte über ein oder andere weitere Erläuterung anverlangt werden, so erwarte dero Befehle, worauf ich jedem Waldverständigen Satisfac[t]ion zu geben mich anerbiete.«*

15. Der Verkauf des Waldes 1794

Auf die Empfehlung von Oberamtmann Wächter hin (siehe Abschnitt 13) scheint sich der Stadtmagistrat seinem Ratschlag angeschlossen haben. Ein mehrere Seiten langer Briefentwurf an die Herzogliche Land-Rechnungs-Deputation vom 17. Dezember 1791 (49) führt nochmals alle Gründe an, die für einen Verkauf des Stadtwaldes sprechen; ein vorwurfsvoller Unterton über die hohen Abgaben ist nicht zu überhören. Der Grund des Schreibens ist folgender: *»Gleichwie aber denen Communen in keinem Fall erlaubt ist, ohnbewegliche Güter ohne Herzogl. Gnädigste Erlaubnis zu veräußern, so haben wir die abgehende gnädigste Conexsion, hiemit in Unterthänigkeit nachsuchen und in profundestem Respect beharren sollen...«*.

Monatelang scheint keine Antwort des Herzoglichen Amtes eingegangen zu sein, da am 2. Juli 1792 und am 25. Februar 1793 überaus höfliche Mahnschreiben (50, Vorder- und Rückseite) abgesandt wurden. Die Genehmigung zum Verkauf liegt nicht bei den Marbacher Akten, muß aber am 11. Februar 1794 erteilt worden sein, denn am 1. März 1794 wurde der Wald mit Bezug auf den Herzoglichen Erlaß vom o. g. Datum zum Verkauf ausgeschrieben (53): An die umliegenden Oberämter gingen Schreiben, in denen der Wald angeboten und zu einem Versteigerungstermin am 14. April eingeladen wurde. An die *»Elbische Zeitung«* und

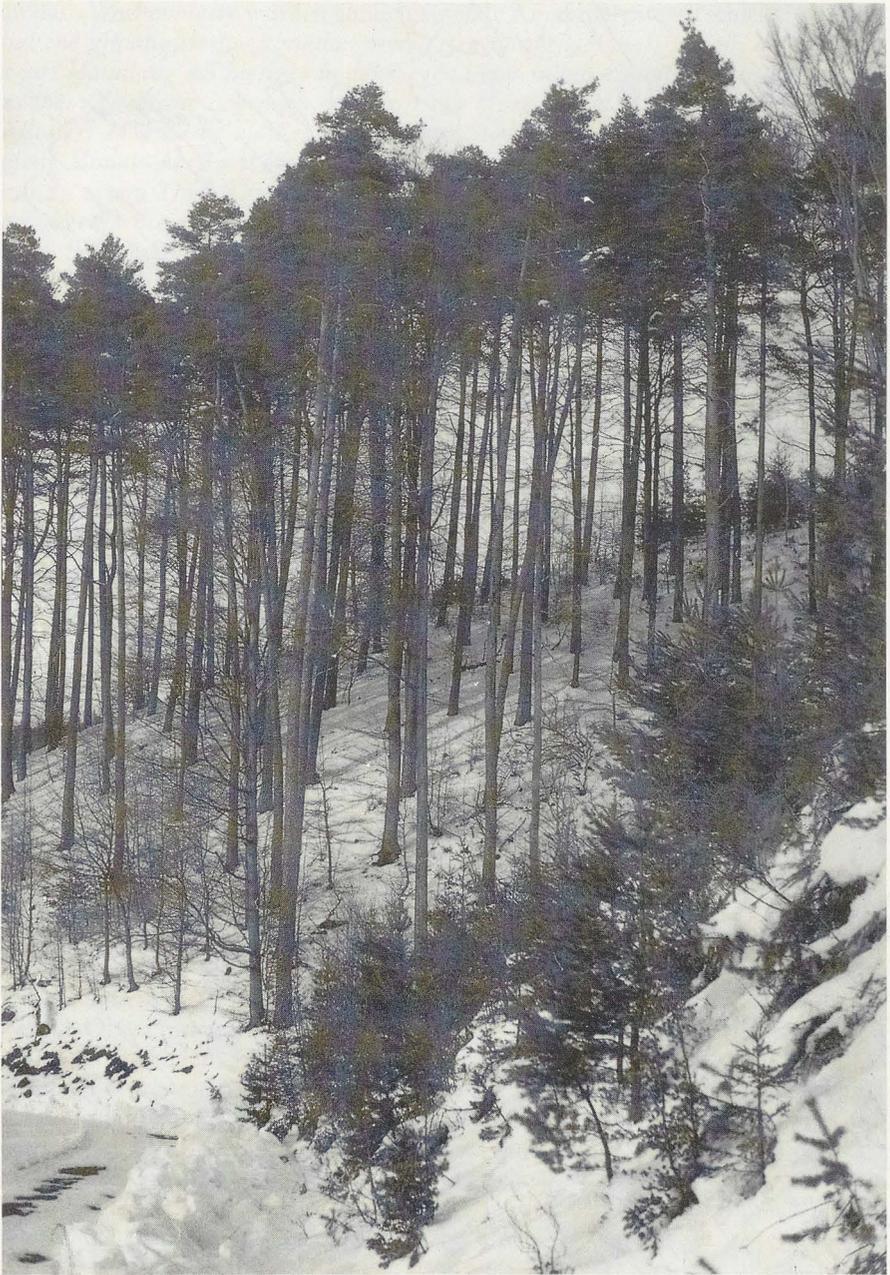


Abb. 25: Nur noch etwa 1 ha groß ist der Rest des Hochwaldes oberhalb des »Hambergweges«; eingekreist von Jungkulturen findet sich hier ein nach der Waldverwüstungszeit um 1840 begründeter Bestand aus Buche, Kiefer, Hainbuche und Lärche. Aufnahme Februar 1988 während Kahlliebarbeiten.

Marbach.

H. Anwalt Georg Leonhard Schmidgall, von
Siebersbach, verbindlich ist bereit, Gemein
rechtlicher, von den - jhr zu besondern Wald
des Simsbacher Loos und Gumburg - Wald ge-
samt so wie er der Stadt zugehörig, dem
Lehnt von

10,000. fl. zehntausend Gulden.

und zwar entweder bar oder aber mit der
Zahlung von bar und die andere Hälfte
mit verzinslichen Zinsen à 5% p. a. jährlich
1000. fl. zu geben, so wie es die Stadt Mar-
bach aus Zinszahlungen erhalten wird jedes
Jahr. es ist die erforderliche Anzahl
wohl gehalten auf jeden Fall über bleibt es.

wegen der Stadt Marbach mit seinem gesammten
Anwalt Georg Leonhard, den 13. März 1794.

T. Geringen

Michael Friedr. Misch

Leopold Fried. Griesler

Christian Ludwig Reiser

Johannob. Hoff

T. Georg Leonhard
Schmidgall.

Abb. 26: Angebot des Anwalts Georg Leonhard Schmidgall von Siebersbach an die Stadt Marbach über 10000 Gulden für den Erwerb des Stadtwaldes vom 13. März 1794. (Stadtarchiv Marbach, A 256, 54, Verkleinerung um etwa 25%)

an das »*Wochenblatt*« wurden ähnlichlautende Anzeigentexte verschickt: »*Auf erhaltene g[nädig]ste Legitimation vom 11ten vorigen Monats haben wir zur Verkaufs Handlung des hiesigen in der Gegend von Sultzbach auf gräflich Löwensteinischem Territorio liegenden, ungefehr 210 Morg[en] im Meß haltenden und dem Kl[oster] Murrhardt als Lehen gehörigen Stadtwald Montag den 14ten künft[ig]g[en] Monats April anberaumt. Die Liebhaber entweder zum ganzen oder auch nur zu einem Theil davon mögen denselben in Augenschein nehmen, sich sodann an obged[achtem] Tag vormittags auf hiesigem Rathaus einfinden, die annehml[iche] Bedingnisse anhören und der weiteren Verhandlung anwohnen. 1. März 1794. Oberamtmann, Bürgermeister und Gericht.*«

Am 13. März 1794 erschien der Anwalt von Siebersbach, Georg Leonhard Schmidgall, in Marbach und unterbreitete ein Angebot, das in Anwesenheit von Zeugen protokolliert wurde (54, siehe Abb. 26). Zehntausend Gulden, entweder in bar, oder aber die Hälfte bar und den Rest in Jahresraten von 1000 Gulden mit 5 Prozent Zins, wollte die Gemeinde Siebersbach für den Wald bezahlen. Schmidgall erklärte dieses Angebot für verbindlich und behielt sich vor, während der Versteigerung einen Aufschlag zu bieten.

Letztes Schreiben des Marbacher Aktenbundes (55) ist das Protokoll der öffentlichen Versteigerung vom 14. April 1794, die offensichtlich rund 20 Kaufinteressenten anlockte, wie die Unterschriften am Schluß des Protokolls beweisen. Nachdem die Verkaufsbedingungen verlesen worden waren (im wesentlichen handelte es sich um Zahlungsbedingungen und die Frage der Übernahme von Gerichtskosten usw.), wurde nach altem Brauch ein Lichtlein angezündet: »*So wurde ... das Lichtlein angezündet, welches aber, ohne daß ein Streich geschehen, verloschen ist.*« Hierauf offerierte Rosenwirt Krautter aus Marbach 50 Gulden Aufschlag, worauf Anwalt Schmidgall für die Gemeinde Siebersbach dieses Angebot um weitere 50 Gulden überbot, »*wobey das Lichtlen verloschen ist.*« So ging der Marbacher Stadtwald an diesem Tag für 10 100 Gulden an die Gemeinde Siebersbach über und der Kaufvertrag konnte unterzeichnet werden.

16. Eine Wanderung in den ehemaligen Marbacher Stadtwald bei Siebersbach

»*Wenigstens 5 Stund*« lag der Siebersbacher Wald von Marbach entfernt, bemerkte Oberamtmann Wächter in seinen Überlegungen zum Verkauf des Waldes (49) – Gehstunden wohlgemerkt, denn wie wäre man sonst damals dort hingekommen, wenn nicht zu Fuß oder aber zu Pferd! Die heutige Straßenverbindung über Rielingshausen, Großaspach, Oppenweiler und Sulzbach dürfte schon damals benutzt worden sein; vielleicht gab es aber auch einige Abkürzungswege, die heute nicht mehr bestehen. Bei den schlechten Wegverhältnissen, wie sie bis zur Chausseierung der Hauptstraßen im 19. Jahrhundert allgemein üblich waren, war es sicher kein Vergnügen, von Marbach nach Siebersbach zu reiten oder zu gehen – heute wäre dies schon wegen des starken Verkehrs, vor allem auf der Bundesstraße 14, nahezu unmöglich. Eine knappe halbe Stunde benötigt man heute mit dem Auto, um ins Lautertal und nach dem idyllisch in einem Seitental gelegenen Weiler Siebersbach zu gelangen (vgl. Übersichtskarte, Abb. 27).

Vom Ort führt ein befestigter, anfangs asphaltierter Weg [A] bachaufwärts zum früheren Stadtwald (vgl. Luftbild Abb. 28 und Skizze Abb. 29; hier finden

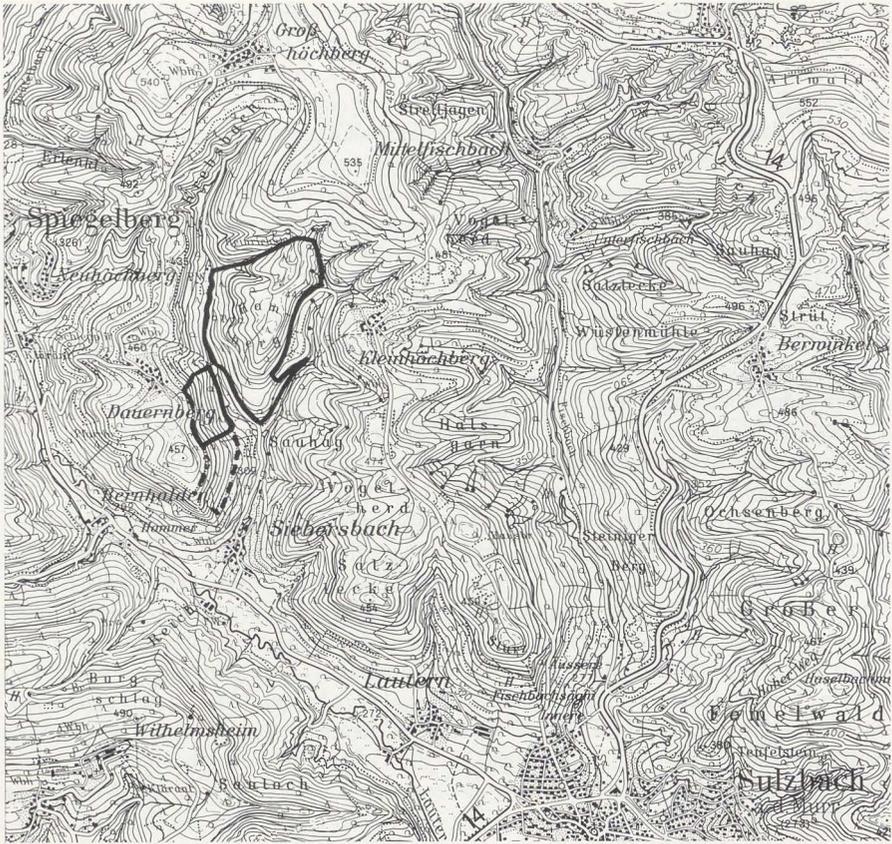
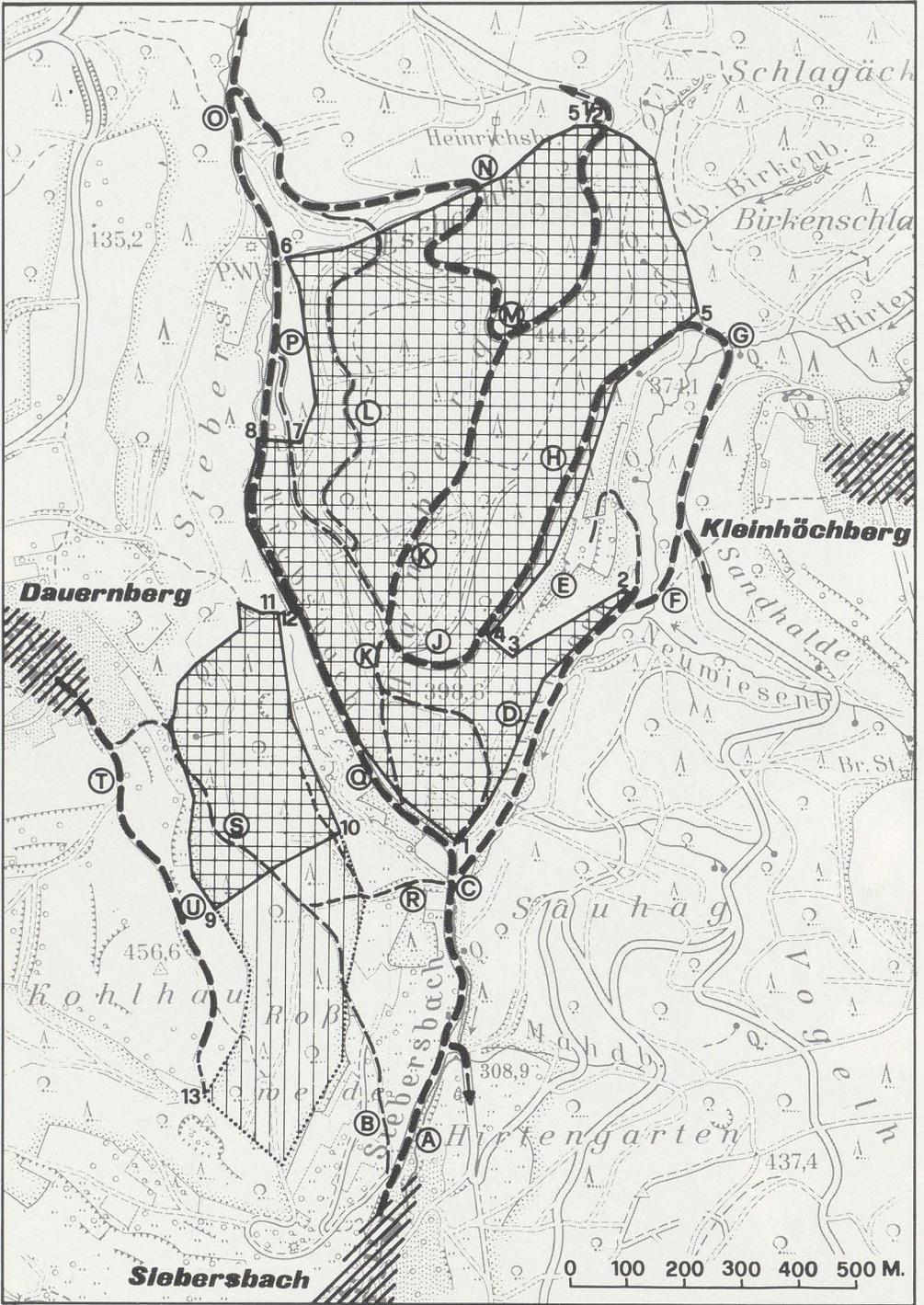


Abb. 27. Übersichtskarte des Lautertales zwischen Spiegelberg und Sulzbach/Murr mit Siebersbach und dem ehemaligen Marbacher Stadtwald. – Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:50 000, Blatt L 6922 Sulzbach/M.; hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Vervielfältigung genehmigt unter Az. 5.11/448; thematisch ergänzt durch den Verf.

Abb. 28: Der ehemalige Marbacher Stadtwald und Umgebung im Luftbild vom 23. April 1987. Am unteren Bildrand der Ortsrand von Siebersbach, links Dauernberg, rechts Kleinhöchberg; in Bildmitte der Hamberg im Dreieck zwischen Krebs- und Birkenbachtal. Im Vergleich mit Abb. 29 können einzelne Punkte identifiziert werden. (Luftbild freigegeben durch das Regierungspräsidium Stuttgart Nr. 122/342) ▷





sich auch die Kennbuchstaben entsprechend des vorgeschlagenen Spazierweges). Es ist einer jener Wege, für die sich Graf Ludwig Moritz vertraglich verpflichtet hatte, sie »*allezeit in solchen Stand bringen zu lassen, damit man sich selbiger mit Commodität, ohne zu führen habende Beschwerde bedienen*« konnte (4). Das war zu jener Zeit nur durch Einlegen von Holzstangen (»Bruckholzweg«) möglich. Auch der alte steile Weg, den man etwa 50 Meter vom Ortsrand (Sägewerk) entfernt linkerhand durch die Obstwiesen herunterziehen sieht [B] (vgl. Abb. 30), gehörte sicher dazu, denn über ihn wurde damals der größte Teil des Holzes aus dem zweiten Distrikt des Marbacher Stadtwaldes, dem »*Dauernberger Wändlen*« (31), zur »*Einwurfstelle an der Lauter*« (3) abtransportiert.

Dem Bach entlang aufwärts vorbei an einigen Maschinenschuppen gelangt der Spaziergänger an eine Wegteilung [C]. Hier fließen der von links herkommende Krebsbach, in den alten Urkunden »*Syberspächlen*« genannt, und das »*Häuserthälinsbächlen*«, heute als Birkenbach oder Siebersbach bezeichnet, zusammen. Man steht vor dem früheren Marbacher Stadtwald »*Hamberg*« (vgl. Abb. 31 und 32); es ist die Örtlichkeit, wo man 1709 »*oben am Rein, alda bey einer Buchen...*« (3) den Hauptstein Nr. 1 gesetzt hat. Der Stein stand wenige Schritte rechts der markanten Waldecke – »*mitten im Siebersbacher Viehtrieb, oder am Großhöchberger Fahrweg...*« (31). Die Suche nach dem Grenzstein, dessen Standort auf den Meter genau eingemessen werden kann, blieb bislang leider vergeblich. Wir wollen dem an der Waldecke nach rechts abzweigenden steilen Waldweg, auf dem sich früher die Gespanne und Karren durch den Marbacher Wald in Richtung Großhöchberg hinaufquälten, nicht folgen, sondern von der oben genannten Wegteilung zuerst dem rechten Weg das Birkenbachtal aufwärts folgen. Einige Fichtenaufforstungen und Christbaumkulturen verdecken linkerhand stellenweise den alten Waldsaum, dem die Grenze talaufwärts folgte. Man kann es sich heute kaum vorstellen, daß dieser ganze Waldhang einst bis auf einige wenige Eichen kahl und öd gewesen sein soll – es ist nämlich jener Abhang [D], der Gegenstand des jahrelangen Streites um die Viehweide (vgl. Kapitel 11) war! Hier fanden 1780 die Ortstermine statt, hier brachte Refierjäger Beck die Strohwinde an und nahm sie später auf Geheiß des Oberförsters Rapp wieder ab, hierher wurde Floßverwalter Renz zitiert, um hören zu müssen, daß sein Versuch, wieder Wald aufkommen zu lassen, wegen der Einsprüche der Siebersba-

Abb. 29: Übersichtsskizze des ehemaligen Marbacher Waldbesitzes bei Siebersbach:

Kreuzschraffur: Ehemalige Walddistrikte »*Hamberg*« und »*Dauernberger Wändlen*«

Senkrechte Schraffur: 1709 an Graf Ludwig Moritz zurückgegebenes Waldstück

Ziffern 1–23: Hauptsteine

Kennbuchstaben A–U: Standortkennzeichnungen zu Abschnitt 16, siehe Text.

Dick gestrichelte Linien: Vorschlag für einen Spaziergang in den ehemaligen Marbacher Stadtwald (Wegqualität unterschiedlich!)

Dünn gestrichelte Linien: einige weitere Wege

Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:10000, Blatt 6922 Wüstenrot-Südost; hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Vervielfältigung

◁ genehmigt unter AZ. 5.11/488, thematisch ergänzt durch den Verf.



Abb. 30: Durch die Obstwiesen des Gewannes Roßweid wenig nördlich von Siebersbach führender ehemaliger Holzabfuhrweg aus dem zweiten Waldistrikt »Dauernberger Wändlen«.

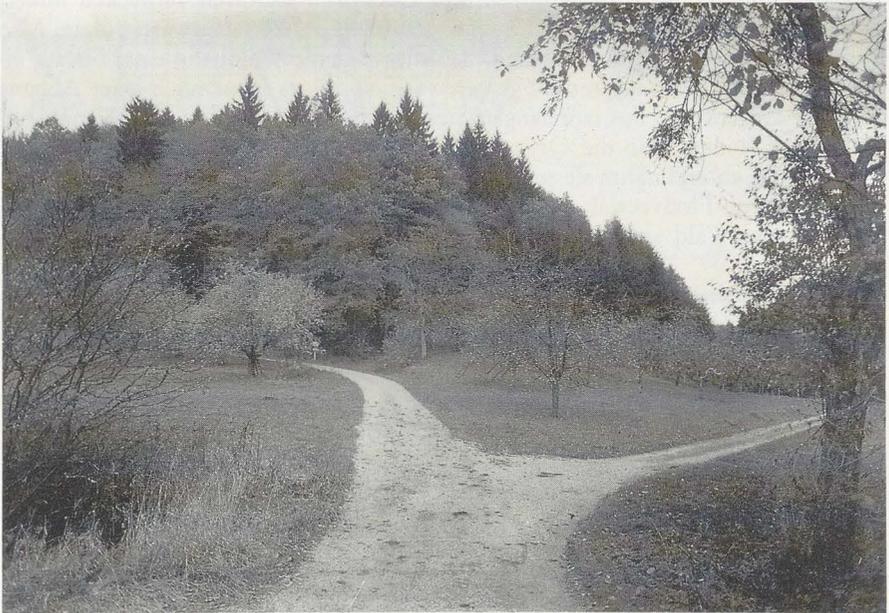


Abb. 31: Blick auf den Hambergwald vom Zusammenfluß des Krebs- und Birkenbaches aus: nahe der Waldspitze stand einst der Hauptstein Nr. 1.

cher Bauern abschlägig beschieden wurde. Rund 500 Meter zieht sich der Hang hin, der Weg tritt nun ganz in den Hochwald ein und steigt bergan. Ein kleiner bemooster Grenzstein mit dem Buchstaben D unten an der Steigung links des Weges (vgl. Abb. 17) zeigt, daß hier der Weg zugleich Besitzgrenze war. Steinhauer Götz aus Sulzbach hat diesen Buchstaben im Juni 1772 in den seit Mai 1709 hier stehenden Stein gehauen (vgl. Kapitel 9).

Nach weiteren 150 Metern steht in der Linksbiegung des Weges linkerhand im Graben ein weiterer Grenzstein mit dem Buchstaben E. Nur wenige Meter entfernt links oberhalb der bewachsenen Böschung muß der ebenfalls nicht mehr auffindbare Hauptstein Nr. 2 gestanden sein; von hier aus verlief die Grenze im spitzen Winkel rückwärts einer Hangkante entlang durch derzeit dichten, kaum durchdringbaren Jungwald. Man verbleibt deshalb besser auf dem Hauptweg, der Zufahrt zu den »Häuseräckern« [E], einer idyllisch gelegenen Lichtung mit einem mächtigen, uralten Birnbaum in der Mitte, wo der Weg endet. Ob der Name auf ein früheres Gehöft hinweist, ist nicht in Erfahrung zu bringen. Das auf einer Hangverflachung liegende Gewann ist heute zum Teil aufgeforstet, zum Teil als Christbaumkultur und nur noch zum kleinen Teil als Wiese und Acker genutzt; es gehört seit jeher Siebersbacher Bauern, der Wald oberhalb dagegen war ehemals Marbacher Stadtwald. Um dessen Grenze auf Wegen wieder zu erreichen, biegt man nahe dem genannten Grenzstein E vom Hauptweg zum Bach hin ab [F], quert diesen auf hier mäßig gutem Weg, worauf es steil bergauf zu einem guten Waldweg geht, der nach 350 Metern in einer Kehre [G] über mehrere scharf-ingeschnittene Klingen (in einer davon ein kleines Häuschen einer Wasserfassung) führt. Wenige Schritte oberhalb des Weges bei der zweiten Klinge (oberhalb einer kleinen, jüngeren Fichtengruppe) stand einst der Hauptstein Nr. 5²⁵, an dessen Stelle heute ein Granitstein zu finden ist. Die Grenze, welche entlang dem Waldrand unterhalb dem nun folgenden Wegstück verlief, erreichte hier die Klinge und folgte dieser steil bergauf. Wir werden später von oben in diese Schlucht hinuntersehen können.

Wer dem Weg »Sturzweg« oder »Osthangweg« [H] oberhalb der »Häuseräcker« folgt, sieht rechts vor sich am Steilhang wieder ehemaligen Marbacher Wald (heute Privatwald) liegen. Die älteren Buchenbestände stammen zum Teil noch aus der Zeit, in der nach dem Eigentumsübergang von Marbach an Siebersbach (1794) neue Waldbestände begründet wurden. Nach etwa 700 Metern erreicht man kurz vor der auffallenden Rechtskurve die Stelle, wo die Grenze vom Hauptstein Nr. 2 den Hang heraufkam – der an dieser Örtlichkeit beschriebene Hauptstein Nr. 4 fehlt freilich ebenso wie Hauptstein Nr. 3, dessen Standort etwas hangabwärts ebenfalls genau bekannt ist.

Das Waldbild an diesem Bergvorsprung [J] ist auffallend. Ein Hochwald aus Buchen, Hainbuchen, schlanken Kiefern, Fichten und Lärchen, wie man ihn selten sieht. Dieser Wald dürfte aus einer Ansaat stammen, die nach der »Marbacher Zeit« und auch nach der »Siebersbacher Zeit«, als der Wald um 1840 in Staatseigentum überging, auf den heruntergewirtschafteten und überweideten Flächen ausgebracht worden ist²⁶. Die Erstausgabe der Flurkarten von 1831 verzeichnet übrigens unterhalb des Weges an diesem Bergsporn einige Felder – nach dem Marbacher Waldverkauf haben die Siebersbacher Bauern hier in etwas flacherer Hanglage einige Jahre lang Ackerbau betrieben, offensichtlich aber mit wenig Erfolg, wie der rund 140 Jahre alte, also um 1850 begründete Wald zeigt.

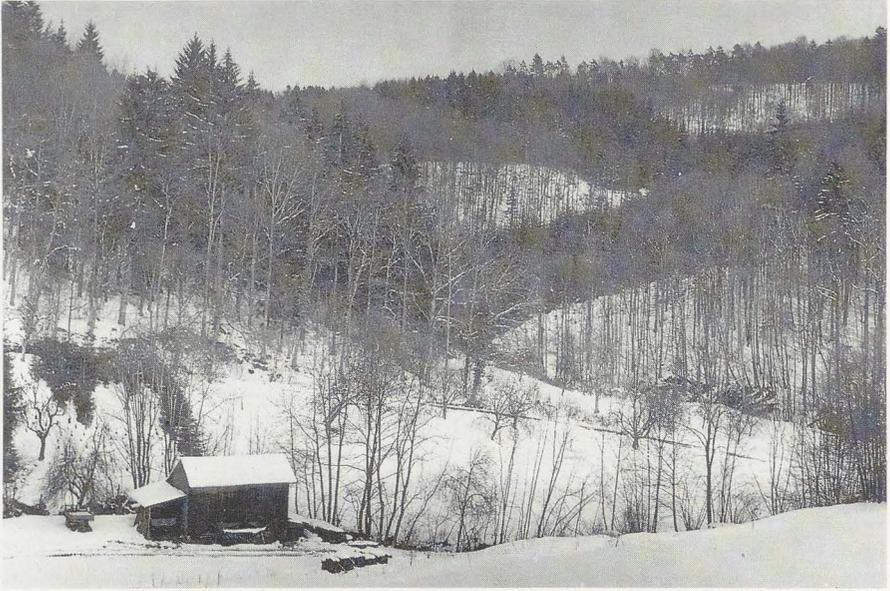


Abb. 32: Blick vom Waldrand des »Dauernberger Wändlelns« über den Krebsbach auf die Waldspitze des Hambergs sowie das Birkenbachtal mit Seitenklängen und Waldhängen unterhalb von Kleinhöchberg.

Knapp 100 Meter nach der Kurve quert der alte Großhöchberger Weg²⁷ [K], dessen einen Ast wir schon unten zu Beginn der Grenzbegehung bei der Waldecke eine kurze Strecke den Steilhang hinaufziehen sahen, den heutigen Waldweg. Es ist kaum zu glauben, daß hier bei diesen Steigungen und diesen Wegverhältnissen Fahrverkehr möglich gewesen sein soll; für Zugvieh und Menschen muß dies mit unsäglichen Strapazen verbunden gewesen sein. Wir sollten diesem Querweg jetzt bergauf folgen; der neue Weg geradeaus führt hinab ins Krebsbachtal oder aber über eine Abzweigung (»Hambergweg«, [L])²⁸ zum »Eschachweg«, welcher ebenfalls – allerdings in weiten Bögen – auf die Höhe führt. Steil den früheren Verbindungs-Fahrweg Großhöchberg – Siebersbach bergauf, stehen inmitten des früheren Marbacher Hambergwaldes rechterhand herrliche alte Buchenbestände, linkerhand weite junge Fichten-, Douglasien- und Kiefernwaldungen, die vor etlichen Jahren die Nachfolge derjenigen Wälder antraten, die auf die Waldverwüstungszeit hin gegründet wurden. Dem Weg geradeaus folgend, trifft man oben auf der Höhe auf einen befestigten Waldweg und bald darauf bei einem Tümpel [M] auf den hier vom Krebsbachtal heraufkommenden »Eschachweg«. 300 Meter von dieser Stelle auf der Verebenung geradeaus weiter schwenkt der Waldweg nach rechts aus; links im Wald fällt eine Wildfütterung auf. Der Hauptstein Nr. 5 1/2, den man heute in der Parkanlage der Marbacher Schillerhöhe sehen kann, stand – wenige Schritte vom Weg entfernt – bis 1973 hier im Buchen-/Eichenhochwald. Es ist dies der höchste Punkt des früheren Marbacher Stadtwaldes. Der Standort des Hauptsteins Nr. 5, oben geschildert am Übergang

der Grenze in die Klinge des obersten Birkenbaches, liegt nun tief unter dem eigenen Standort rechts. Bis 1975 fand sich an dieser Stelle auch eine Tafel mit dem Waldabteilungsname »Wilder Mann« – schade, daß es diesen Namen seit der Neueinteilung der Waldabteilungen nicht mehr gibt!

Die Grenze des Stadtwaldes querte an dieser Stelle den schmalen Höhenrücken und verlief links weiter hinunter in die steile Eschachklinge. Der schöne Waldweg führt weiter nach Großhöchberg; um wieder an die Grenze des Stadtwaldes zu gelangen, sollte man zurück und den »Eschachweg« abwärts gehen. Wiederum fallen die großflächigen jungen Kiefernwaldungen auf, welche die Bestände aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts abgelöst haben. An den Wegböschungen fallen Birken und Heidekraut auf – beides wird erwähnt in dem Waldgutachten von 1791 (vgl. Kapitel 14). Der in großen Bögen abwärts führende Weg quert die Eschachklinge [N] und erreicht schließlich den »Krebsbachweg« nahe dem Bächlein [O]. Links umbiegend und dem Bach abwärts folgend, erreicht man nach etwa 300 Metern – ungefähr bei der als letzte inmitten jüngerer Fichtenaufforstungen übriggebliebenen Talwiese und der dortigen Wasserfassung – die Einmündung der Eschachklinge in den Krebsbach und damit zugleich die Grenze des früheren Stadtwaldes bei Hauptstein Nr. 6, welcher ebenfalls nicht mehr existiert. Bachabwärts gehend muß man sich nunmehr rechts wie links des Weges Wiesen vorstellen [P]; die Waldgrenze verlief etwa 40 Meter links des Weges am Hang. Auch der Grenzstein Nr. 7, welcher inmitten des heutigen Fichtenwaldes etwa hundert Meter oberhalb der Abzweigung des »Hamburgweges« stand (vgl. Abb. 33), ist nicht mehr da²⁹. Hundert Meter weiter bachabwärts befindet sich links des Weges ein kleiner bemooster (wenig auffallender) Brunnentrog an der Grenze der Waldabteilungen »Müllerswald« und »Biehlmaierswald« – ungefähr hier endeten die Wiesen und die Grenze stieß senkrecht herunter auf den Bach; der Hauptstein Nr. 8 an dieser Stelle dürfte bei den Wegbauarbeiten abhanden gekommen sein. Auf dem weiteren Weg abwärts lohnt es sich, die bachseitige Böschung genau abzusehen: Am Rand des Hochwaldes, wo der Weg den Bach verläßt und etwas ansteigt, steht am Böschungsfuß der auffallende Hauptstein Nr. 12 – ein mächtiger Stein mit dem Bildnis des Wilden Mannes (vgl. Abb. 16) und der darunter (im Erdreich) befindlichen Jahreszahl 1772. Hoffentlich bleibt dieser schöne Stein an Ort und Stelle erhalten! Dem Tal abwärts folgend liegt nun linkerhand der Hamburgwald und auf der anderen Talseite der zweite und wesentlich kleinere ehemalige Marbacher Besitz »Dauernberger Wändlen«. In den hängigen Wiesen unterhalb des Weges [Q] entdeckt der aufmerksame Spaziergänger zwei alte bemooste Grenzsteine mit den Buchstaben »FF« und GG«³⁰ und im Waldsaum die weiteren Läufersteine »II« und »LL«³¹. Bald darauf erreicht man wieder die Ausgangsstelle der Wanderung beim früheren Hauptstein Nr. 1.

Der zweite Walddistrikt ist kaum auf einem Spazierweg zu erschließen – man muß schon schlechte Wege in Kauf nehmen und sogar weglos in den steilen Hängen umhersteigen, um der Grenze folgen zu können. Einige leicht erreichbare Punkte der Grenzen sollen geschildert werden:

Vom Zusammenlauf des Krebsbaches und des Birkenbaches zieht ein alter Weg [R], stellenweise in den Wiesenhang eingetieft, in westliche Richtung hinauf an den Waldrand. Etwa 100 Meter nördlich (rechterhand) der Stelle, wo der Weg in den Wald eintritt, stand der Hauptstein Nr. 10³² im Waldsaum; dort war die Örtlichkeit »*bey der umgehauenen Aichen*« (2). Bachabwärts gesehen bis zur Orts-



Abb. 33: Hauptstein Nr. 7 (Löwensteinische Seite) am ursprünglichen Standort im Wald oberhalb des »Hamburgweges« (Aufnahme 1973); der »Wilde Mann« ist ziemlich abgewittert und die Schrift nur noch im schräg einfallenden Licht des Blitzgerätes zu erahnen.



Abb. 34: Läuferstein »AA«.

lage Siebersbach gehörte der Wald bis 1709 zu Marbach, danach fiel er zusammen mit dem Siebersbacher Hof an Graf Ludwig Moritz zurück; bachaufwärts lag die andere Hälfte dieses Waldteils, die zusammen mit dem Hambergwald bis 1794 Marbach gehörte. Mehrere Läufersteine kann man in diesem Waldhang noch finden, unter anderem nahe eines Bacheinrisses oberhalb des ehemaligen Hauptsteines Nr. 10 den Läufer mit der deutlich zu erkennenden Signatur »AA« (vgl. Abb. 34).

Man kann nun diesen kaum mehr begangenen Weg aufwärts gehen, den in halber Hanghöhe verlaufenden Schleifweg queren und auf Fußwegen [S] hinauf nach Dauernberg gelangen. Ein schöner Weg, aber anstrengend. Leichter ist es, mit dem PKW nach Dauernberg zu fahren und dort über den herrlichen Feldweg [T] in südliche Richtung zu gehen. Der ehemalige Marbacher Wald lag von diesem Weg aus gesehen linkerhand, etwa 100 Meter nach den letzten Häusern kommt der Fußweg von Siebersbach herauf. Von hier aus bietet sich – vor allem, wenn wie zur Zeit ein Kahlschlag die Sicht freigibt – ein schöner Blick hinüber auf den Hambergwald und auf den Weiler Kleinhöchberg.

Rund 500 Meter außerhalb des Orts (geradeaus, den Hauptweg nicht verlassend) fällt inmitten der Feldflur ein mächtiger Obstbaum (mit einem Hochsitz) [U] auf; wer mag, kann hier an den Waldrand hinabsteigen und wird dort unterhalb der ersten Waldbäume den Hauptstein Nr. 9 entdecken. Von Witterungseinflüssen stark gezeichnet ist dieser Stein: Der Marbacher Wilde Mann ist vollständig abgeblättert, auf der anderen Seite der Löwe nicht viel weniger. Die Buchstaben der Umschrift »LUDWIG MORIZ GRAF ZU LEWENSTEIN WERTHEIM« sind nur mit großer Mühe zu erkennen.



Abb. 35: Hauptstein Nr. 13 am »Dauernberger Kopf« (Aufnahme 1987).



Abb. 36: Hauptstein Nr. 13, Detailaufnahme des Löwensteiner Wappens.

Der oben genannte Feldweg führt geradeaus weiter, die Befestigung endet und schließlich hört der Weg ganz auf. Im Gestrüpp entlang des Waldrandes verbergen sich Läufersteine, hier allerdings – wie in der Grenzbeschreibung von 1770 (vgl. Abschnitt 9) beschrieben – ohne Kennbuchstaben. Es lohnt sich dennoch, geradeaus über die Wiesen weiterzugehen bis zur Waldecke. Hoch über Siebersbach und dem Lautertal – der Steilhang fällt stellenweise senkrecht ab, daher der Waldteilname »Sturz« – steht hier im Waldsaum der mächtige Hauptstein Nr. 13 (vgl. Abb. 35 und 36). Mit dem Marbacher Wald hatte er nur indirekt zu tun – 1709, als die Grenze versteint wurde, fiel dieses Waldstück, dessen Ecke der Stein anzeigt, an das gräfliche Haus zurück. Er wird daher auch nicht in allen alten Grenzbeschreibungen erwähnt.

An diesem markanten Punkt wollen wir die Führung in den ehemaligen Marbacher Stadtwald beenden. Manchen alten Fuß- und Holzschleifweg gibt es noch zu erforschen und manchen alten Läuferstein zu entdecken, aber dem interessierten Leser soll ja nicht alle Freude des Selbstentdeckens genommen werden!

Anhang

Syberspach

Steinsatzung und zugleich vorgenommene Beschreibung

Zwischen

*Deme des Tit. Herrn, Herrn Ludwig Moritzen, Grafen zu Löwenstein,
Wertheim, ..., Hochgräfl. Excellenz von Gemeiner Statt Marpach
in Anno 1708*

kaufweise überlassenen Guth einer-

Sodann

*deme ex parte besagter Statt
reservirten eigenthümlichen Wald zu Syberspach anderseits.*

Indeme vermög denen sub dati 6. July ao. 1708 zwischen Hochbesagt Ihrer Hochgräfl. Excellenz und denen Deputatis der Statt Marpach aufgerichteten Kauf- und resp. Revers Briefen an dieselbe ermelte Statt Ihr bishero ingehabtes Hofguth an Gärten, Wisen und Äckern, in einem gewissen verglichenen Kaufschilling käufl.weise überlassen, den darbey sich befundenen Wald aber noch ferner für eigenthümlich reservirt, und daher zu evitirung aller Strittigkeiten, so über kurtz oder lang etwa entstehen dörften, Guth und Wald ordentlich durch Markcksteine voneinander zu separiren, beedtheilig beliebt:

Als ist dises Werck Freytags und Samstags den 10. und 11. May anno 1709 beywesend anseiten Hochgräfl. Herrschaft, Herrn Gabriel Herrmanns, Kellereyverwaltters, und Andrea Theophili Ilgen, Stattschreibers zu Löwenstein, und denen von wegen Marpach Johann Jacob Beuttels, Stattschreibers und Joh. Melchior Wintters, Flotzverwaltters daselbst, angegriffen und vollendet; hingegen von denen beeidigten Untergängern zu Sultzbach, Hans Jacob Mausern und Hans Ja-

cob Seegern, die Steinsatzung vorgenommen und solche folgendergestalten beschrieben worden.

CapitalSt. Läuferstein

Num.

- 1 Und zwar wurde der anfang gemacht hinten, wo das Syberspächlen und Häuerthälinsbächlen zusammen fließen, oben am Rein, alda bey einer Buchen der HauptStein Num. 1 stehet, von da gehets am Rein des Häuserthälins hinaus
- 1 14 Ruthen 12 Schuhe lang bis zu dem Ersten Läufer, welcher und übrige Läufer, nicht numerirt wurden.
- 2 Fort am Rein hinum bis zu dem anderen Läufer bey einem großen Stein 27 Ruthenlang.
- 3 Von da hinaus 24 Ruthen 9 Schuhe bis zu dem dritten Läufer.
- 4 Weiter fort 23 Ruthen 2 Schuhe bis zu dem vierten Läufer.
- 5 Von da den Holtzweeg hinaus 30 Ruthenlang bis zu dem Fünften Läufer, welcher an dem Holtzweeg im Hinausgehen von Syberspach, rechter Hand stehet.
- 2 Von diesem gehets den Holtz- oder Fuhrweeg hinüber 2 Ruthen lang auf einem HauptStein mit Num. 2 bezeichnet.
- 6 Hernach an den Häuser äckern hinum 14 Ruthenlang bis zu dem Sechsten Läufer.
- 7 So fort 20 Ruthenlang bis zu dem Sibenden Läufer.
- 3 Weiter fort 20 Ruthenlang bis wieder zu einem HauptStein Num. 3
- 4 Von disem den Rein hinauf 9 Ruthenlang zu einem HauptStein mit Num. 4 bezeichnet.
- 8 Von da den Wald oben hinaus 31 Ruthenlang zu dem Achten Läufer.
- 9 Von disem geht es fort, 30 Ruthenlang zu dem Neunten Läufer.
- 10 Von dar weiter 13 Ruthen lang auf den Zehenden Läufer.
- 11 Von disem 20 Ruthenlang auf den Eilften Läufer.
- 12 Ferner fort 15 Ruthenlang auf den Zwölften Läufer.
- 13 Von disem 15 Ruthen 12 Schuhe zu dem Dreyzehenden Läufer.
- 14 So fort 12 Ruthenlang bis auf den Vierzehenden Läufer.
- 5 Von solchem 7 Ruthen 4 Schuhe zu einem HauptStein mit Num. 5 bezeichnet, alwo sich das Häuserthälin unten am Bächlein, und mithin das Herrschaftlich Löwensteinische Guth bis orts endet, der Wald aber füraus noch der Statt Marpach verbleibet.
- 6 Worauf mit der Steinsatzung weiter fortgefahren worden, hinten alwo das Krebs- und Syberspächlin unterhalb eines GräntzSteins, welcher Dauernberg, Höchberg und den Marpacher Wald voneinander scheidet, zugleich auch allorten des Syberspächlins Wisen ihren Anfang nehmen, mit 3 Hirschhörnern und einem Schaarboden ztr. der Jahrzahl 1605 bewappnet, zusammen fließet, woselbsten von disem GräntzStein 2 Ruthen 8 Schuhe hereinwärts auf einer Höhe, ein HauptStein mit Nro. 6 bezeichnet, man gesetzt.
- 15 Von da gehets gerade unten am StattWald herab 20 Ruthen zu dem Fünfzehenden Läufer.
- 16 Weiter fort 16 Ruthenlang zu dem Sechzehenden Läufer.

17 Von da den Rein gerad hinauf 4 Ruthen 8 Schuhe lang zu dem Sibenzehenden Läufer.

Nota dieser 17 Läufer ist bey der am 19. gbr. 1710 vorgenommenen regularen Begehung der Läufer Steine gänzlich weg gethan worden, als daß es vom 16. biß 18ten Läufer dennoch mehr nicht als 23 Ruthen seyn.

T. de Ahna Cammerath.

18 So ferner 23 Ruthenlang auf den Achtzehenden Läufer.

7 Von disem 16 Ruthenlang auf einen HauptStein mit Num. 7 bezeichnet.

8 Von dannen den Berg gerad herab 15 Ruthenlang wider zu einem HauptStein Num. 8, so bey dem Syberspächlen stehet, und sich diser orthen die schaidung der hinteren Syberspächlins Wisen endet, fürab aber bleibt der Wald der Statt Marpach nächst dem Bächlin hinunter.

9 Nach disem wurde ferner der anfang an einem anderen orth gemacht, und zwar oben am Dauernberger Kopf, woselbsten ein HauptStein mit Num. 9 signirt, gesetzt worden, so ein GrantzStein zwischen Hochgräfl. Herrschaft Löwenstein, der Statt Marpach und der Gemeind Dauernberg ist.

Not. Weiln Niemand von Dauernberg anwesend war, wurde zwar der Stein dahin geführt, aber nicht gesetzt.

Ist den 5. Juny 1709 wie hienach zu sehen, würcklich gesetzt worden.

19 Von da gebets den Berg hinab 13 Ruthen — Schubelang auf den 19. Läufer.

20 Weiter jenseits des Brücklins und Klinglins gegen den StattWald, herab 20 Ruthenlang zu dem 20. Läufer.

21 Ferner herab 11 Ruthenlang zu dem 21. Läufer.

10 Dann vollends herunter 12 Ruthenlang auf einen HauptStein mit Num. 10 signirt.

22 Von deme am Wald hinaus 13 Ruthenlang zu einem Läufer, so der Zwey und Zwanzigste ist.

23 Von da füraus 15 Ruthenlang zu dem Drey und Zwanzigsten Läufer.

24 Ferner fort 19 Ruthenlang zu dem Vier und Zwanzigsten Läufer.

25 Item weiter fort 23 Ruthenlang zu dem Fünf und Zwanzigsten Läufer.

11 Weiter hinterwarts 12 Ruthen 8 Schuhelang zu einem Capital Stein, mit Num. 11 bezeichnet, am Klinglen vom Kohlwislen herab gehend, stehend. Diser Numerus ist inwendig hinaufwarts nicht marquirt, hat aber gleichwol außenher den Wilden Mann, aufwarts, oben hingegen beym Kohlwislen, und noch besser hinauf am Dauernbeger Kopf, findet sich weiter kein Stein.

12 Dem Klinglen nach hinab an das Syberspächlen und noch etwas hinauf 9 Ruthen 12 Schuhe lang auf einen anderen HauptStein mit Num. 12 signirt.

26 Von da gebets am Rein herfür 16 Ruthenlang auf den Sechs und Zwanzigsten Läufer.

27 Ferner 18 Ruthenlang auf den Siben und Zwanzigsten Läufer.

28 Weiter 20 Ruthen zu dem Acht und Zwanzigsten Läufer.

29 Von da 14 Ruthenlang herfür zu dem Neun und Zwanzigsten Läufer.

30 Fürbaß 19 Ruthenlang zu dem Dreyßigsten Läufer.

31 Sodann letztlich 12 Ruthenlang auf den Ein und Dreyßigsten Läufer, welcher noch weiset 14 Ruthen 8 Schuhe hinüber zu dem HauptStein Num. 1. Wobey zu wissen, daß alle HauptStein Hochgräfl. Seiten mit einem auf 4 Steinhaufen aufrecht stehenden Löwen und der ausgeschribenen Um-

schrift, Ludwig Moritz, Graf zu Löwenstein & Wertheim, auf der andern und Marpacher Seiten aber mit einem Wilden Mann, und der auch ausgehaldenen Umschrift Statt Marpach Wald, und auf der dritten Seiten mit der Jahrzahl 1709 bewappnet und resp. bezeichnet sind.

Womit dann diese Steinsatzung sich dermalen geendigt.

*Den 5. Juny 1709 wurde mit solcher Steinsatzung anwesend des
32 Stattschreibers zu Marpach, Beuttels, und Herrn Stattschreibers
33 Ilgen zu Löwenstein, ferner fortgefahren, und das Kohlwislen
34 oberhalb des Syberspächlins mit 4 Läufern an den 4 Ecken durch
35 die vorgemelte Sultzbachische Untergänger versteint, welche
Stein dann besagtes Wislen, wo Gnädiger Herrschaft Löwenstein
gehörig, und die Marpachische Waldungen auseinander scheiden.
36 So hat man auch anwesend des Hochfürstl. Württemberg. Vogts
zu Backnang, Herrn Günther Albrecht Rentzen, deßen Reichen-
berger Untergänger, als Schultheißer zu Steinbach, Hans Ul-
mers, auch der Dauernberger Gemeind, desgleichen Stattschrei-
ber Beuttels zu Marpach, dem Herrn Stattschreibern zu Löwen-
stein, Ilgen, und eingangs gemelter Sultzbachischen Untergänger,
den hie vornen sub Num. 9 bemerkten HauptStein würcklich
gesetzt, und solchen auf der dritten Seiten gegen Dauernberg mit
einem Schaarboden bezeichnet, von diesem ginge man am Rein
herfür 20 Ruthen weit zu dem 36. Läufer.
37 Weiter fort 20 Ruthenlang, alwo man den 37. Läufer und weiter
herfür*

38 20 Ruthenlang den 38. Läufer gesetzt.

*13 Dann wurde auch 21 Ruthen 10 Schuhe weit ferner hierfür auf
den Knuck oder Kopf ein HauptStein mit Num. 13, der Jahrzahl
1709 und Löwensteinischerseits mit einem Löwen, wie vornen
mehrgedacht, jenseits aber mit einem Schaarboden, auch auf der
dritten Seiten mit einem Schaarboden bezeichnet, gesetzt, dieser
Stein scheidet die Hochgräfl. Herrschaft Löwenstein, Dauernberg
und den Syberspacher Gemeind Wald auseinander, woselbsten
dann sich diese Gemeinschaftliche Steinsatzung geendet.*

*Belangen das Lohwislen, hat man solches, weiln dasselbe gleich-
sam mit dem Waser umgeben, und unterschieden wird, zu ver-
steinen für ohnnötig gehalten.*

*Daß nun diese Steinsatzung sich also und anders nicht mit beeder-
seitigen Interessenten belieben, ergeben wird mit vornen Hoch-
gedacht Ihrer Hochgräfl. Excellenz angebohrnen Hochgräfl. In-
sigel bekräftiget;*

*Actum den 6. Juny anno 1709 Ludwig Moritz Graf zu Löwen-
stein Wertheim*

Abschrift nach der im Stadtarchiv Marbach liegenden Originalurkunde
(A 356,3).

Das Hauptstaatsarchiv Stuttgart, besitzt eine nahezu identische Abschrift
(A 373, Bü. 1) mit folgendem Schlußvermerk:

*mit dem Original einstimmig zu seyn, attestirt den 22. Jan: 1753 Stadt
und Amtsschreiber zu Marbach. C. F. Hartmann*

Anmerkungen und Literaturhinweise

- 1 Eugen Munz hat 1968 zusammenfassend über das Flößereiwesen auf der Murr und der Lauter berichtet; die Arbeit ist als Manuskript Nr. 68 im Stadtarchiv Marbach verwahrt. Außerdem gibt es ein aus einer Artikelserie der Marbacher Zeitung (1930/31) zusammengestelltes Büchlein von J. Herrmann (Murr): »Die Brennholzflößerei auf der Murr (Verlag A. Remppis, Marbach; 1933), das die Flößerei zwar ausführlich und anschaulich schildert, jedoch leider keine Einzelquellenangabe enthält. Marbacher Akten scheinen dabei nicht eingesehen worden zu sein (siehe Hinweis S. 102). Das Thema würde sich übrigens durchaus für eine neue gründliche Bearbeitung empfehlen!
- 2 Ludwig Ernst, geb. 21. 3. 1627, gest. 19. 9. 1681; Friedrich Eberhard, geb. 12. 8. 1629, gest. 23. 3. 1683; Gustav Axel, geb. 2. 12. 1632, gest. 26. 3. 1683; Albrecht, geb. 20. 8. 1647, gest. 18. 3. 1688. Der Vater, Friedrich Ludwig Graf von Löwenstein-Wertheim-Virneburg (geb. 2. 3. 1598, gest. 11. 6. 1657) hat aus drei Ehen insgesamt 16 Kinder, darunter die oben genannten Brüder aus der ersten, Albrecht aus der dritten Ehe. 1680 verwalteten die vier Brüder die Grafschaft als Condominat. – Der 1709 bei der Versteinerung des Waldes des öfteren genannte Graf Ludwig Moritz (geb. 22. 4. 1678, gest. 28. 5. 1741) war ein Sohn von Graf Albrecht. – Diese Angaben wurden dankenswerterweise vom Stadtarchiv Löwenstein zur Verfügung gestellt.
- 3 Dieser Abschnitt stammt aus der Feder von Herrn Eugen Munz und wurde der Marbacher Zeitung (Anfang Februar 1970) entnommen (geändert wurden nur ganz offensichtliche Satzfehler und die Kursivschreibung bei Zitaten). Die Quellen, die Herrn Munz zur Verfügung standen (nach dessen Angabe *Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Rentkammer 1, A 248* und *A 582*, Büschelnummern nicht genannt) sind trotz intensiver Suche bei den Flößereianglegenheiten nicht zu finden, weshalb auf eine eingehendere Bearbeitung anhand der Originalakten leider verzichtet werden mußte.
- 4 Graf Ludwig Moritz (geb. 22. 4. 1678) war zu diesem Zeitpunkt gerade zwei Jahre alt und kommt als Vertragspartner kaum in Betracht. Die Urkunde (vgl. Abschnitt 3) nennt den Onkel, Graf Friedrich Eberhardt, als Unterzeichnenden. Der Widerspruch kann mangels Unterlagen (siehe Anmerkung 1) nicht geklärt werden.
- 5 Daß es sich zum Zeitpunkt des Kaufs 1680 um »wohlständiges Buchenholz« gehandelt habe, ist im Hinblick auf die spätere Bewirtschaftung und den Zustand des Waldes zum Zeitpunkt des Verkaufs 1793 interessant. Auf das heutige Waldbild wird in Abschnitt 16 eingegangen werden. Buchenwälder waren übrigens für das Flößen wichtig, da Eichenholz für Brennholzzwecke zu schade war und zum anderen wegen des Gewichts nicht flößbar war. Auch Buchenholz mußte vor dem Flößen ein Jahr im Wald oder an der Einwurfstelle trocknen.
- 6 Aus dem Sinnzusammenhang ist zu schließen, daß das Schreiben an die Grafen von Löwenstein und nicht an den Vogt von Beilstein gerichtet gewesen sein dürfte.
- 7 Die Grafschaft Löwenstein war seit 1510 württembergisches Mannlehen.
- 8 Vermutlich handelt es sich um einen Schreibfehler – es dürfte heißen haben: »... *Possession uns gnädig*...«.
- 9 Das Hofgut ohne den Wald wurde 14 Tage nach Erstellen des Vertragsentwurfs am 19. Juli 1708 an Graf Ludwig Moritz verkauft; hierüber findet sich allerdings keinerlei Vertrag. Dieser wurde offenbar erst nach der Grenzsteinsetzung gefertigt, ist also eine Art »Auflassungsurkunde« im heutigen Sinne. Daß beide am 6. Juli, der Entwurf 1708, der entgeltliche Vertrag 1709, geschrieben wurden, dürfte Zufall sein.
- 10 Eine Abschrift von dieser Abschrift fertigte am 27. Juli 1780 der Marbacher Stadt- und Amtschreiber Gottlieb Friederich Canz; auch diese befindet sich bei den Marbacher Akten.
- 11 Ein »Schaarboden« ist eine Pflugschar; mit diesem pfeilförmigen Symbol - zu sehen am Stein auf der Marbacher Schillerhöhe auf dessen Südseite – wurden nicht nur bei Siebersbach, sondern gemeinhin Bauernwälder gekennzeichnet.
- 12 Der Bericht über die Grenzbegehung liegt in einem Entwurf und drei nahezu gleichlautenden Fertigungen vor: Der Entwurf ist jeweils auf die rechte Blathälfte geschrieben und orientiert sich an der Grenzbeschreibung von 1709 und den 1747 vorgenommenen Erneuerungen. Jeweils auf der linken Seite sind Notizen angebracht, welche zuerst mit Bleistift verfaßt und dann mit Tinte überschrieben wurden. Ganz offensichtlich wurde der vorbereitete Entwurf

- in den Wald mitgenommen und die festgestellten Mängel samt den vorgenommenen Ausbesserungen an Ort und Stelle notiert. Die drei Fertigungen wurden am zweiten Tag der Begehung geschrieben, denn die im Entwurf zu findenden Randnotizen sind ausformuliert und in den Text eingebaut. Zwei Fertigungen sind von einem Großteil der Beteiligten unterzeichnet, eine weitere Fertigung wurde offenbar nicht benötigt und daher weder unterzeichnet noch korrigiert. – Es fällt auf und verrät die Handschrift verschiedener Schreiber, daß nicht nur Namen unterschiedlich geschrieben wurden (Metz – Mez; Kienzlen – Künzlen; etc.), sondern auch andere Worte, und zwar durchgehend (z. B. nöthig – nötig).
- 13 Die Jahreszahl ist unvollständig angegeben, Floßverwalter Benniker hat sie beim Schreiben des Rechnungsbuches offensichtlich nicht parat gehabt. Sicher meinte er die Begehung von 1747.
 - 14 »Forstknecht Dihm« muß eine mit vielen Aufgaben betraute, jedoch auch selbständig handelnde, höhergestellte Persönlichkeit gewesen sein. Anders als sein Titel »Forstknecht« vermuten läßt, war er gleichzeitig Forstaufseher, Holzhändler und (ab 1760) Flößereiberechtigter und -pächter. Er scheint um 1770 den Holzhandel in der Sulzbacher Gegend organisiert zu haben. Welche Aufgaben Christoph Daniel Dihm im Marbacher Wald und welches (Dienst-)Verhältnis er (als Württemberger) zum gräflichen Forstamt Löwenstein hatte, erhellt sich nicht aus den eingesehenen Unterlagen.
 - 15 »fl.« bedeutet Florin bzw. Gulden, »xr« ist die Abkürzung für Kreuzer.
 - 16 Die Entfernung von Stein zu Stein wurde mit Stäben (»Ruthen«) bestimmter Länge gemessen.
 - 17 Wie gegen Ende des Abschnitts zu erläutern sein wird, wurden die Protokollabschriften trotz mehrfacher Bitte der Stadt jahrelang vorenthalten. Erst Forstmeister Hörner legte seinem Schreiben vom 15. Mai 1793 (51) das Gewünschte bei (19).
 - 18 Schon der Vater Wilhelm Friedrich Rentz war Floßverwalter – vgl. Grenzbegehung 1747 (6); Jahre später hatte das Amt Johann Christoph Benniker inne (8), bevor es dann auf den Sohn des erstgenannten, Handelsmann Wilhelm Friedrich Rentz, überging.
 - 19 Johann Peter Beck hatte eine Doppelfunktion, die ihm sicher manchmal Kummer bereitete: Er war einerseits vom Gräflichen Forstamt beauftragter »Forstknecht« und »Refierjäger« – also wohl vergleichbar einem heutigen Revierförster –, andererseits war er auch von der Stadt Marbach bestellter und entlohnter »Waldinspektor«, also vermutlich Aufsichtsperson der Holzhauer usw. Becks Vorgänger war Christoph Daniel Diem (auch Dihm geschrieben), von dem schon die Rede war (vgl. Abschnitt 9) und später noch sein wird. Diem schied 1774, vermutlich altershalber, aus.
 - 20 Unter einem Egert verstand man zu jener Zeit allgemein Ödland; ein Jahrhundert früher wurde mit dem Begriff lediglich längere Zeit als Wiese oder Weide brachliegendes Ackerland bezeichnet.
 - 21 Dieses Schreiben des Forstmeisters ist wie alle anderen entsprechend dem »Dienstweg« an das Oberamt Marbach gerichtet. Von dort sind die Schreiben jedoch ohne Vermerke oder Randerlasse und offenbar ohne Zeitverzug an das Bürgermeisteramt weitergeleitet worden.
 - 22 Das Bezugsschreiben der Stadt an die Hochgräfliche Regierung vom Mai desselben Jahres liegt nicht – wie andere – als Entwurf bei den Marbacher Akten und ist daher dem Inhalt nach nicht bekannt.
 - 23 1 Gulden = 60 Kreuzer.
 - 24 Diese Protokollabschrift ist in dem Marbacher Aktenbund dem Datum nach chronologisch eingeordnet, gehört aber eigentlich als Anlage zu Vorgang (51)!
 - 25 Der Hauptstein Nr. 5 steht – recht gut erhalten – seit 1973 im Garten des Staatl. Forstamtes Löwenstein.
 - 26 Freundliche Mitteilung von Herrn Forstdirektor Kühnle, Staatl. Forstamt Löwenstein.
 - 27 Abwärts teilt sich der ehemalige Großhöchberger Weg nach 100 Metern (vgl. Abb. 22). Der Hauptweg geht geradeaus den Hang hinab auf den »Krebsbachweg«, wo er nahe der oben genannten Waldecke ausmündet, der andere führt nach einem etwas flacheren Verlauf im Bereich der genannten früheren Feldlage im Bogen ebenfalls steil bergab und trifft an der geschilderten Stelle des Hauptsteins Nr. 1 auf den Talweg.
 - 28 Der Weg ist auf den Wegschildern fälschlicherweise mit »Hombergweg« bezeichnet.
 - 29 Der Hauptstein Nr. 7 – er ist dem Verf. noch vom ursprünglichen Standort her bekannt, war

jedoch schon damals stark angewittert – steht seit einigen Jahren im Maschinenstützpunkt Stollenhof des Staatl. Forstamtes Löwenstein.

- 30 Die Läufersteine »FF« und »GG« stehen nicht am ursprünglichen Standort; Stein »FF« muß früher etwa 250 Meter talaufwärts gestanden sein; »GG« wurde etwa 50 Meter versetzt.
- 31 Läufer »KK« ist durch einen neuen Stein ohne Buchstaben ersetzt.
- 32 Der Hauptstein Nr. 10, ein herrlicher Stein und nahezu unverwittert, steht seit 1973 in der Revierförsterstelle Jux des Staatl. Forstamtes Löwenstein (vgl. Abb. 10 und 11).

Der Enzweihinger Schulmeister Gottlieb Mittelberger – ein schwäbischer Amerikareisender im 18. Jahrhundert*

Von Manfred Scheck

Zu den Raritäten im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart zählt ein Büchlein von gerade 120 Seiten, gedruckt bei Gottlieb Friedrich Jenisch zu Stuttgart im Jahr 1756. Der – im Stil der damaligen Zeit – sehr umfangreiche Titel lautet: »Gottlieb Mittelbergers Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750 und Rückreise nach Teutschland im Jahr 1754. Enthaltend nicht nur eine Beschreibung des Landes nach seinem gegenwärtigen Zustande, sondern auch eine ausführliche Nachricht von den unglückseligen und betrübten Umständen der meisten Teutschen, die in dieses Land gezogen sind, und dahin ziehen.« Nicht nur eine Landeskunde der englischen Kolonie Pennsylvanien möchte uns der Autor also bieten, auch über die Verhältnisse der deutschen Auswanderer, die in der Neuen Welt ihr Glück gesucht hatten, sollen die Leser aufgeklärt werden. Über seine Person und den eigentlichen Zweck der Reise gibt uns der Autor gleich im ersten Satz eine knappe Information: »Ich bin im Monat May 1750 von Enzweihingen, Vaihinger Amts, als meinem Geburts-Ort, nach Heylbronn abgereist, woselbst eine Orgel fertig stund, eingeschiffet und nach Pennsylvanien abgesendet zu werden.«¹ Mittelberger gehört also nicht in die Reihe derer, die aus wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Interessen Nordamerika besuchten,² – eine günstige Gelegenheit, die ihm eine kostenlose Überfahrt ermöglichte, ließ unseren ebenso unternehmungslustigen wie wagemutigen Enzweihinger Schulmeister die Reise unternehmen. Er gehört dadurch aber auch zu den wenigen, die im 18. Jahrhundert wieder nach Deutschland zurückkehrten und die aus eigener Anschauung über die Verhältnisse auf den Auswandererschiffen und die Zustände in den Kolonien berichten konnten. Wenn Mittelberger auch vorausschickt, er habe zunächst gar nicht daran gedacht, »daß ich einmal sollte von Pennsylvanien etwas herausgeben«, so beteuert er jedoch gleichzeitig die Zuverlässigkeit des Mitgeteilten: »Was ich hier beschreibe, habe ich theils selbst erfahren, theils von glaubwürdigen und der Umstände kundigen Leuten vernommen«.³

Mittelbergers Bericht erfreut sich denn auch in den USA seit dem 19. Jahrhundert als wichtige Quelle der Kolonialgeschichte Pennsylvaniens wachsenden Interesses, das auch darin zum Ausdruck kam, daß er mehrfach ins Englische übersetzt wurde, zuletzt im Jahr 1960.⁴ In seiner Heimat jedoch geriet Mittelberger in Vergessenheit;⁵ erst die 1976 anlässlich der 200-Jahr-Feier der Unabhängigkeitserklärung der USA in Stuttgart gezeigte Ausstellung brachte seinen Namen wieder ins Bewußtsein, und bereits ein Jahr später entstand eine »Auswertung« von Mittelbergers Reisebericht als pädagogische Zulassungsarbeit.⁶ Das seitdem da und dort bekundete Interesse an der Person und am Werk Mittelbergers war Ansporn

* Vortrag vor dem Historischen Verein Ludwigsburg am 10. Nov. 1988.

für die Beschäftigung mit unserem Enzweihinger Landsmann. Wenden wir uns zunächst dem zu, was heute noch über sein Leben in Erfahrung zu bringen ist.

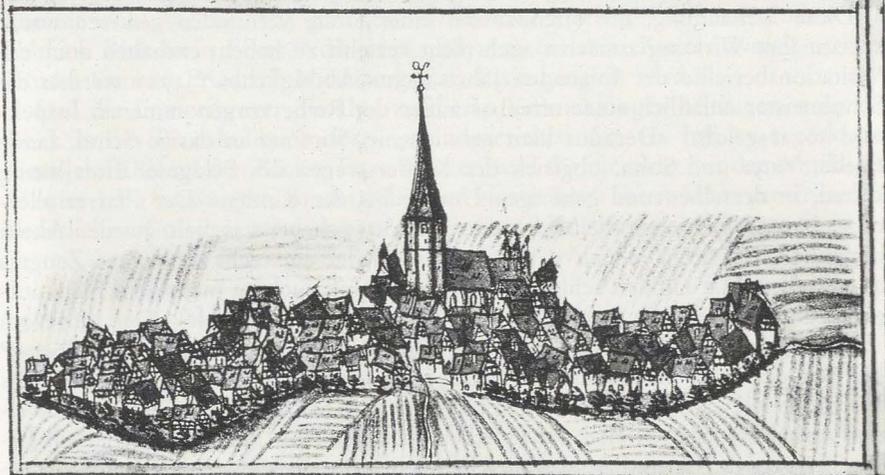
1. Zur Biographie bis 1750

Gottlieb Mittelberger wurde am 11. Februar 1715 in Eberdingen bei Vaihingen, geboren, wo sein Vater, Salomon Mittelberger, seit 1710 als Schulmeister amtierte.⁷ Bei der Taufe seines Ältesten konnte Salomon, der sich vom Schneider zum Lehrer emporgearbeitet hatte, mit den »Gerichts-Verwandten« Johannes Schmierer und Sebastian Hettler zwei Mitglieder der Dorfwehrbarkeit als Paten gewinnen.⁸ Leider zeigt schon dieser erste Blick in die Biographie, wie unzuverlässig Mittelberger in vielen Details ist, gibt er doch in seinem Bericht – wie oben erwähnt – Enzweihingen als seinen Geburtsort an. Auf die Schulmeisterstelle dieses nahegelegenen und wesentlich größeren Dorfes konnte sich Salomon Mittelberger zu Ende des Jahre 1719 verbessern, wobei ihm – wie üblich – auch der Mesner- und Organistendienst oblag. In Enzweihingen wuchs Gottlieb im Kreise von fünf Geschwistern auf, und dort trat er auch in die Fußstapfen seines Vaters.⁹ Da die Lehrer der geistlichen Schulaufsicht unterstanden, wurden sie alljährlich vom Dekan visitiert. Die im Landeskirchlichen Archiv und im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart vorhandenen Visitations-Protokolle ermöglichen es daher, den Lebensweg Mittelbergers über einige Jahre hinweg zu verfolgen. 1739 erfahren wir, daß Gottlieb als Provisor (Schulgehilfe) bei seinem Vater die Schulmeisterei erlernte; ihm wurde »ein gutes Zeugniß auch in Ansehung seines Lebens« ausgestellt.¹⁰ Zwei Jahre später, die beiden Mittelberger hatten in diesem Jahr sommers 108, winters aber 114 Kinder zu unterrichten,¹¹ wird dem Vater, wie in den vergangenen Jahrzehnten auch, attestiert, er fahre »fort in seiner Treu und Fleiß in ansehung seiner beiden Dienste«, was auch für den Sohn gelte, der »diß gute gezeügnuß hat, daß er ein feiner Mensch sei, der wohl informiere und Christlich lebe«.¹²

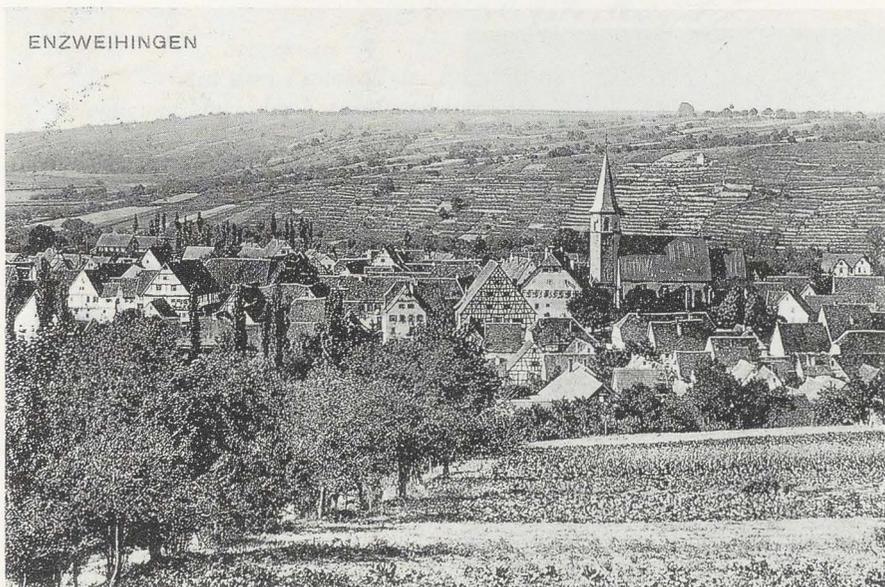
Am 17. April 1742 wurde der als treu und fleißig gelobte Gottlieb Mittelberger »examiniert und confirmiert«¹³ und versah von da an gemeinsam mit seinem Vater das Schulmeister- und Mesner-Amt. »Der Vatter«, so lesen wir im Visitationsbericht von 1743, »habe seinem Sohn den Dienst abgetretten, daß beide informieren und die besoldung theilen.«¹⁴ Drei Monate nach seinem Dienstexamen heiratete Mittelberger in Vaihingen die einige Jahre ältere Elisabetha Dorothea Theodor aus Pforzheim,¹⁵ und so schien alles auf ein geregeltes Leben in bürgerlicher Wohlstandigkeit hinzusteuern, werden doch bei der Geburt des Sohnes Philipp Gottlieb neben dem Vaihinger Dekan Johann Philipp Luz unter anderem noch eine Tochter des Vaihinger Untervogts Bojons und des Enzweihinger Pfarrers Rickers als Paten genannt.¹⁶ Von den vier Kindern, die dem Ehepaar in den Jahren 1743 bis 1748 geboren wurden, wuchs jedoch nur die 1744 geborene Tochter Eva Regina heran, der Sohn und zwei weitere Töchter starben früh.

Aber auch über dem Privatleben Mittelbergers scheint kein günstiger Stern gewaltet zu haben, und so erhielt der bislang so gradlinig verlaufene Lebensweg einen Knick, als sich ab 1744 dienstliche und private Schwierigkeiten häuften. Hatte der Dekan 1743 an den beiden Mittelbergers lediglich zu monieren gehabt, »daß sie im Züchtigen zu hart« seien, er habe sie »deßwegen zur Moderation an-

Entz Vayhingen .



Ansicht von Entzweihingen aus dem Kieserschen Forstlagerbuch (ca. 1680)



Ansicht von Entzweihingen (ca. 1913)

gewiesen«,¹⁷ so wurde ein Jahr später »an dem Sohn mehrer Fleiß und wachtsamkeit im informieren, Läuten der Morgen-Glocken, richtung der Uhr, alß auch eine sorgfältigere Enthaltung der über die Kinder ausstossender Schmähworten desideriert, worinnen derselbige eine merckliche besserung zu zeigen zugesagt.«¹⁸

Diese Ermahnung, die offenbar mit einer Strafe verbunden gewesen war,¹⁹ scheint ihre Wirkung zunächst auch nicht verfehlt zu haben; enthalten doch die Visitationsberichte der folgenden Jahre nichts Abträglichen.²⁰ 1747 werden die Schulmeister anlässlich einer offenbar außer der Reihe vorgenommenen Inspektion sogar gelobt: »Decanus kam verwichenen Sommer in dasige Schul, fande Beede, Vater und Sohn, obgleich der Kinder wegen des Feldgeschäftes wenig waren, in derselben und gehörigen Unterrichts der Kinder.« Der Pfarrer allerdings hatte etwas gegen die beiden einzuwenden gehabt; was, geht aus den Akten nicht hervor.²¹ 1749 jedoch wird Gottlieb wieder ein recht schlechtes Zeugnis ausgestellt: »Hat zimlich schlechte gaben und muß auch zu mehrerem Fleiß aufgemuntert werden; im Leben mit den seinigen ist er passable«. Der ihm vom Konsistorium gegebene Rat, er möge »wegen geringer gabe sich besser ... üben«²² half jedoch nichts mehr, denn im Bericht des Jahres 1750 wird bereits Gottliebs Nachfolger erwähnt. Ob die Bemerkung, der alte Salomon Mittelberger habe einen »gottlosen Sohn«, sich auf Gottlieb bezieht, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden.²³ Denkbar, ja wahrscheinlich ist es allerdings, hatte sich Gottlieb doch 1749 in eine äußerst delikate Lage gebracht, die den Enzweihingern sicherlich einigen Gesprächsstoff lieferte und im Konsistorium zu Stuttgart am 23. Januar 1750 verhandelt wurde: »Specialis zu Vaihingen ... berichtet, daß der jüngere Schulmeister zu Enzweyhingen Gottlieb Mittelberger mit des dasigen Pfarrers, Magister Rickers Tochter, die Ehe gebrochen habe.« Als Strafe wurde sofort verfügt, »den jung Mittelberger« als Schulmeister abzusetzen.²⁴



Das alte Schulhaus in Enzweihingen

Damit finden nicht nur die jahrelangen Reibereien zwischen dem 1743 in Enzweihingen aufgezogenen Pfarrer Johann David Rickers²⁵ und den Mittelbergers ihre Erklärung, auch die Schwankungen in Gottliebs Leistungen als Lehrer könnten in diesen Wirrungen ihre Ursache haben. Als Partnerin bei diesen Eskapaden kommt wohl nur die 1723 geborene zweitälteste Pfarrers-Tochter Caroline Wilhelmine Rickers in Frage,²⁶ die 1748 und 1749 bei zwei Kindern von Gottliebs Bruder Samson Friedrich Mittelberger als Patin genannt wird.²⁷

Daß die Enzweihinger das Ihre zu diesen Verwicklungen beitrugen, zeigt ein Blick in das Protokollbuch des Gemeindegerichts: Am 10. Juli 1749 verklagte Gottliebs Ehefrau den Bäcker Isaac Wacker, weil der ihr nicht nur den schuldigen Mesner-Laib verweigert, sondern darüber hinaus noch ihren Mann einen faulen, liederlichen Gesellen genannt hatte, der »das Geläut zu keiner rechten Zeith –

Isaac Wacker
und
Gottlieb Mittelbergers
Adversus *Ehefrau*
Verbal. injurien.

Die junge Patruis, d. h. die Frau, verweist das obige Geläut, und bringt Klagen über das Verhalten des Isaac Wacker, als ob er zu spät geläute, und die Schuld allein ihm mößverlaib fordern und absetzen wollen mit folgenden Expressionen abgefordert.

Aus dem Protokoll des Enzweihinger Ortsgerichts:
 Beleidigungsklage der Frau Mittelbergers gegen den Bäcker Isaac Wacker

vielmalen gar nicht versehe, auch mit der unter seiner Inspection stehenden Uhr immerhinige Unordnung führe.« Da die Mittelbergerin den Bäcker daraufhin als »Maulaufreisser, Schlingel, Schliffel etc., etc.« bezeichnet hatte, mußten beide wegen »eines kleinen Unrechts« 16 Kreuzer Strafe bezahlen; außerdem wurde noch der Schulmeister ermahnt, er solle »sowohl in seiner Mößnerery« als bei der »Inspection der Uhr« sich rühriger und fleißiger zeigen, sonst habe er eine »Ahnung« zu gewärtigen.²⁸

Während die Beamten des Oberrats am 9. März 1750 noch über Mittelbergers Bitte um Strafnachlaß berieten,²⁹ tat sich diesem mit dem Angebot, eine Orgel nach Pennsylvanien zu überführen, ein unerwarteter Ausweg aus den unhaltbar gewordenen persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen auf. Offensichtlich wollte er die Gelegenheit beim Schopfe packen und – anscheinend mit Zustimmung seiner Frau – einen vollständigen Schlußstrich unter sein bisheriges Leben ziehen, lag dem Oberrat doch am 22. Mai ein Gesuch vor, in dem Mittelberger sich »um Beschleunigung der Ehescheidung« bemühte, »damit er mit einem Scheid-Brief nach Pennsylvanien ziehen könne«.³⁰

Wer weiß, ob Mittelberger nicht in Nord-Amerika geblieben wäre, wenn die Stuttgarter Behörde seiner Bitte entsprochen hätte. So aber mochte ihm die Reise dazu dienen, Abstand von den Enzweihinger Verhältnissen zu gewinnen, während er gleichzeitig auf eine Beruhigung der Gemüter hoffen konnte. Außerdem lag bei seinem Aufbruch im Mai 1750, der eher einer Flucht glich, ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang vor ihm. Die Fahrt nach Heilbronn, wo er die Orgel übernehmen sollte, dürfte die bei weitem angenehmste Etappe gewesen sein.

2. Die Orgel

Wenn wir auch nicht wissen, wer Mittelberger als Transportbegleiter engagiert hat, so wissen wir wenigstens über die Orgel, die den Anlaß der Reise bildete, Bescheid. Sie war für die St. Michaels-Kirche in Philadelphia bestimmt und kann in mehrfacher Hinsicht als Symbol für einen Aufschwung des geistlichen und kirchlichen Lebens in Pennsylvanien betrachtet werden. Heraufgeführt hatte diesen Aufschwung der Pfarrer Heinrich Melchior Mühlenberg, den die Inschrift eines Denkmals in Philadelphia als »Patriarchen der Lutherischen Kirche in Amerika« feiert. 1711 in Einbeck geboren, war er nach dem Studium der Theologie als Lehrer nach Halle an die von August Hermann Francke gegründeten Stiftungen gekommen, die zu dieser Zeit vom Sohn des Gründers geleitet und von wo aus vielfältige Verbindungen nach Nord-Amerika und nach Indien unterhalten wurden.³¹ Das ihm von Gotthilf August Francke unterbreitete Angebot, als Seelsorger der Gemeinden in Philadelphia, Neu Hannover und Providence nach Pennsylvanien zu gehen, empfand Mühlenberg als göttliche Berufung; und so machte er sich im April 1742 auf den Weg nach Philadelphia, wo er nach einigen Zwischenaufenthalten am 25. November eintraf. Zu seinem bevorzugten Aufenthaltsort erwählte er sich die rund 40 Kilometer von Philadelphia entfernte Siedlung Providence (auch New Providence), das heutige Trappe, wo Mühlenberg 1787 auch starb und begraben liegt.

In Providence veranlaßte er umgehend den Bau einer Kirche, der ersten lutherischen Kirche in Nord-Amerika überhaupt. Das Gebäude dieser 1743 eingeweihten St. Augustiner-Kirche hat sich samt dem Grabmal Mühlenbergs erhalten. Verschwunden ist dagegen das erste Schulhaus, das Mühlenberg von der Augustiner-Kirchengemeinde noch im Dezember 1742 erbauen ließ, getreu der in Halle praktizierten engen Verbindung von Theologie und Pädagogik. Mit Halle blieb Mühlenberg bis zu seinem Tode in enger Verbindung; seine Berichte, die er nach dort sandte, aber auch seine Tagebücher und Briefe, stellen wichtige Zeugnisse für seine umfangreiche Tätigkeit dar, sind aber auch als Quellen für unser Thema wichtig, da Mühlenberg nicht nur den Bau der am 14. August 1748 eingeweihten St. Michaels-Kirche in Philadelphia, sondern auch die Anschaffung einer Orgel für diese Kirche betrieben hat.³² Den Kauf hat wohl in erster Linie eine Spende des Gemeindemitglieds Johann Heinrich Keppele ermöglicht, der später als Schatzmeister der St. Michaels-Kirchengemeinde amtierte.³³ Gebaut wurde das Instrument in der Werkstatt des Heilbronner Orgelbauers Johann Adam Schmahl,³⁴ wobei es sich um eine Orgel von sehr respektabler Größe handelte, erhielt sie doch nicht weniger als 20 Register.³⁵ Zum Vergleich: eine 1723/24 von Johann Friedrich Schmahl, dem Bruder Johann Adams, um 900 Gulden erbaute

Uyland in Consp. de City. May. Gemeint in Philadelphia.

German

Die neue
Versicherung Gottes
An
Philadelphia,

Stellte

Bev der den 18. May 1750.

in Heilbronn

An dem heiligen Pfingst - Montag in Beyseyn
verschiedener Music - Erfahrner,

Geschehener Probierung

Der =

Von Herrn Johann Adam Schmahl,

Kunsterfahrenen Regelmacher dahier,

Verfertigten =

Und unter Direction

Herrn Johann Georg Sandenbergerz

Wacher Philadelphia in Pensylvanien

Transportirenden

Orgel,

Welche in dasige St. Michaelis - Kirche bestimmet ist,

In einigen Versen

Von

M. Carl Ludwig Bilfinger,

Pfarrer zu Neccarbehlingen.

Heilbronn, gedruckt bey Johann Christian Leuchten, und Tochtermann,
Wilhelm Ludwig Allinger.

Titelseite des Kantaten-Textes von Carl Ludwig Bilfinger

Orgel für die Calwer Kirche galt mit ihren 23 Registern als großes Instrument.³⁶ Die aus Philadelphia bestellte Orgel dürfte angesichts des hier genannten Preises um die 1000 Gulden gekostet haben.

Bau und Verschiffung dieses Instruments scheint in Heilbronn mit großer Anteilnahme verfolgt worden zu sein, wurde doch am 18. Mai 1750, einem Pfingstmontag, ein Festgottesdienst abgehalten, bei dem die Orgel in Anwesenheit zahlreicher Musikkenner und des Erbauers öffentlich vorgestellt und verabschiedet wurde. Sogar eine von dem (Neckar-)Beihinger Pfarrer Carl Ludwig Bilfinger für diesen Anlaß verfaßte Kantate kam zur Aufführung – ein Komponist ist auf dem vierseitigen Textblatt leider nicht genannt. In einem Rezitativ geht Bilfinger näher auf die Orgel ein:

»Hier ist ein Orgel-Werck,
Das Gottes grosse Thaten,
Wie ihr es hört, gar herrlich preißt,
das durch Belebung unsern Geist
Entzückt,
Und ihn zu Gott hinrückt,
Wie wohl ist es gerathen!
Wie hier nun über Tausend Pfeiffen
Zum Lobe Gottes stehn bereit,
So laßt uns dann zu dieser Zeit
Diß Mittel auch ergreifen,
Daß nun von mehr als Tausend Zungen
Deß Höchsten Güte werd besungen.«³⁷

Die hier erwähnte Zahl der Pfeifen entspricht, wenn man pro Register 54 rechnet, genau den 20 Registern. Unklar bleibt dagegen, weshalb auf dem Programm ein Johann Georg Landenberger als Transportbegleiter der Orgel genannt wird. Sollte Mittelberger erst in letzter Minute für den – aus welchen Gründen auch immer – plötzlich verhinderten Landenberger engagiert worden sein?

3. Mittelbergers Reisebericht

Bevor wir uns Mittelbergers Schilderung seiner Reise anvertrauen, gilt es, einen Blick auf die Umstände zu werfen, unter denen der Bericht entstanden ist, können wir ihn doch nur so richtig einschätzen. Da Mittelberger nach eigenem Bekunden zunächst nicht an eine Niederschrift seiner Erlebnisse dachte und ihm wohl auch die Beziehungen gefehlt hätten, um seinen Bericht drucken zu lassen, dürfte es sich bei dem Büchlein um eine Auftragsarbeit gehandelt haben. Der Auftraggeber läßt sich aus der Widmung erschließen, betont doch Mittelberger, er übergebe »gegenwärtige geringe Schrift« seinem gnädigen Fürsten, dem Herzog Karl Eugen, »nunmehr in einer verbesserten Gestalt«, nachdem dieser die Arbeit »noch im Manuscript zum Theil anzuschauen gnädigst gewürdiget« habe.³⁸ Was den Herzog dazu gebracht haben könnte, Mittelbergers Arbeit anzuregen, kritisch durchzuschauen und drucken zu lassen, wird klar, wenn man die

Auswandererströme und Auswandererpolitik in dieser Zeit betrachtet.³⁹ Neben den Donaauraum, der ab 1683 viele Siedler aufnahm, traten ab 1685 Preußen und ab 1709 die englischen Kolonien in Nordamerika als Ziel der Auswanderer.⁴⁰ Vor allem Pennsylvanien entwickelte sich zum bevorzugten Siedlungsland; hier trafen zwischen 1749 und 1754 mehr als 30 000 Deutsche ein, die damit rund ein Drittel der Bevölkerung ausmachten.⁴¹ Allein aus Württemberg sollen zwischen 1749 und 1753 fast 25 000 Auswanderer nach Nordamerika gezogen sein.⁴² Diese Bevölkerungsverluste mußten den württembergischen Herzögen, die, nach dem Vorbild anderer absolutistischer Herrscher, ihr Land aus wirtschaftspolitischen Gründen »peuplieren« wollten,⁴³ ein Dorn im Auge sein. Verboten konnten sie die Auswanderung jedoch nicht, da im Tübinger Vertrag von 1514, dem »Grundgesetz« des Herzogtums, auch das Recht auf »freien Zug« enthalten war. So versuchten sie es immer wieder mit bürokratischen Hemmnissen und Warnungen vor den Gefahren der Reise. Der Erfolg dieser Generalreskripte aus den Jahren 1709, 1720 und 1750 war jedoch nicht allzu groß, nicht zuletzt deshalb, weil geschäftstüchtige Werber, die sogenannten »Neuländer«, in Wort und Schrift verlockende Bilder vom Leben in den amerikanischen Kolonien zu zeichnen wußten.⁴⁴

In dieser Lage mußte der Amerika-Heimkehrer Mittelberger für Karl Eugen besonderen Wert gewinnen, konnte er doch, als Augenzeuge besonders glaubwürdig, mit seinem Bericht die herzoglichen Bemühungen unterstützen.⁴⁵ Es kann daher nicht verwundern, daß schon auf dem Titelblatt von den »unglückseligen und betrübten« Lebensverhältnissen der Siedler die Rede ist; auch der ungenannte Herausgeber weist in seiner Vorrede darauf hin, »das wichtigste dieser Schrift möchte wohl die Erzählung der Schicksale seyn, die auf den größten Theil der unglücklichen Leute warten, die Teutschland verlassen, um in der neuen Welt ein ungewisses Glück zu suchen, an dessen statt aber wo nicht den Tod, doch gewiß eine beschwerliche Knechtschaft und Sklaverey finden«. Seiner Versicherung, man habe »in des Verfassers Arbeit nichts geändert«, wird man Glauben schenken dürfen, hatte doch schon vorher der Herzog dafür gesorgt, daß die Tendenz stimmte.

Damit diese nicht allzu aufdringlich in den Vordergrund trat, damit das Büchlein aber auch für einen größeren Leserkreis interessant wurde, wies der Herausgeber, der seinen Autor zunächst – wenig galant – als einen »Ungelehrten« vorgestellt hatte, auf dessen landeskundliche Ausführungen hin, die er mit einigen »Anmerkungen aus anderen angesehenen Schriftstellern« versehen habe.⁴⁶ Vor allem der Reisebericht des französischen Offiziers Diereville, »Relation du voyage du Port-Royal de l' Acadie, ou Nouvelle France«, 1708 erstmals erschienen und später unter dem Titel »Reise nach Akadien« auch ins Deutsche übersetzt, wurde vom Herausgeber für seine Erläuterungen herangezogen.⁴⁷

Es kann uns daher nicht verwundern, wenn Mittelbergers Bericht aus literaturwissenschaftlicher Sicht als »anspruchloses Büchlein mit pamphletartigem Charakter« bezeichnet wurde, das »einen klaren didaktischen Zweck« verfolge,⁴⁸ mit seinen »in willkürlich bunter Folge« gebotenen Erlebnissen, Informationen, Anekdoten und Ehrungen⁴⁹ »einige Verwandtschaft mit den abenteuerlich-kuriosen Reisebeschreibungen ungelehrter Autoren des 17. Jahrhunderts« zeige;⁵⁰ gleichwohl durch seine lebendige Darstellung auch heute noch lesenswert sei.⁵¹ Letzteres wollen wir beherzigen und uns mit Mittelberger auf die Reise begeben.

3.1 Die Reise nach Philadelphia

Bereits die erste Etappe von Heilbronn nach Rotterdam geriet langwierig und mühsam: Nicht weniger als sieben Wochen benötigte er, immer wieder durch insgesamt 36 Zollschranken aufgehalten, für die Fahrt auf Neckar und Rhein.⁵² In Rotterdam, wo er erneut einige Wochen verbringen mußte, erhielt Mittelberger Gelegenheit, die Praktiken »der holländischen Menschen-Händler und ihrer ausgesandten Menschen-Diebe«, den Neuländern, zu beobachten:⁵³ Da die Auswanderer alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten, waren sie den Ausbeutungspraktiken der Agenten und Schiffseigner schutzlos ausgeliefert. Wurde den auf ihre Einschiffung Wartenden das Geld durch überhöhte Preise für Lebensmittel und Unterkunft aus der Tasche gezogen, so erging es ihnen auf den Transport-



Zwischendeck eines Auswandererschiffes im 18. Jahrhundert

schiffen nicht besser; zusammengepfercht im Zwischendeck wurden die Auswanderer sich selbst überlassen, so daß »es fast immer an den einfachsten hygienischen Vorkehrungen wie an medizinischer Betreuung fehlte und meist an ausreichender Versorgung mit einigermaßen genießbarem Essen und Trinkwasser mangelte.«⁵⁴ In die Länge gezogen wurde diese Leidenszeit dadurch, daß die Schiffe von Holland aus nicht direkt nach Nordamerika auslaufen durften, sie mußten vielmehr zunächst den englischen Hafen Cowes⁵⁵ auf der Kanalinsel Wight anlaufen, wo »alles visitiert und der Zoll entrichtet«,⁵⁶ aber auch Proviant an Bord genommen wurde, was erneut neun Tage Aufenthalt bedeutete.

Die Schilderung der nun folgenden Atlantiküberquerung ist so anschaulich und realistisch, daß diese Passage zu den wertvollsten im ganzen Büchlein gezählt werden kann. Das Schiff, das sich, besonders während eines Sturms, in ein von pestilenzartigem Gestank angefülltes Lazarett verwandelte, wurde für viele Passa-

giere zur tödlichen Falle. Insbesondere Kinder und Schwangere hatten wenig Überlebenschancen. Allein 32 Kinder im Alter von ein bis sieben Jahren starben; einem Akt unglaublicher Rohheit fiel eine Frau zum Opfer, »welche gebären sollte und in diesen Umständen nicht gebären konnte«. Sie wurde, »weil sie weit hinten im Schiff war, und nicht hervor gebracht werden konnte«, kurzerhand »durch einen Laden im Schiff geschoben, und also ins Meer fallen lassen«. ⁵⁷

Mittelberger, der selbst einige Zeit lang krank war, kam jetzt zustatten, daß er als Lehrer und Mesner auch als Hilfsgeistlicher hatte amtieren müssen, so etwa bei Kinderbeerdigungen. Seine Landsleute suchte er in ihrer Not mit Singen, Beten und durch Zuspruch zu trösten; wenn es das Wetter zuließ, hielt er täglich an Deck eine Betstunde und sonntags einen Gottesdienst ab. Er amtierte bei den Trauerfeiern und spendete fünf Kindern die Nottaufe.

Endlich, am 10. Oktober 1750, lief das Schiff »Osgood« unter Kapitän William Wilkie im Hafen von Philadelphia ein, doch nur wenige der noch 480 Passagiere, darunter Mittelberger, durften das langersehnte Land betreten. ⁵⁹

3.2 Die »indentured servants«

Zwar wurden am Vormittag darauf »alle Manns-Personen von 15 Jahren an« zum Rathaus von Philadelphia gebracht, wo sie den Treueid auf die englische Krone leisteten; ⁶⁰ anschließend mußten sie jedoch auf das Schiff zurückkehren, wo ihnen eine entwürdigende Prozedur bevorstand. Da kaum einer der Passagiere die rund 200 Gulden, die Mittelberger als Mindest-Reisekosten eines Erwachsenen veranschlägt, ⁶¹ aufzubringen in der Lage war, konnte der Kapitän diese Passagiere an Interessenten aus dem Lande verkaufen, wobei oft die Familien auseinandergerissen wurden. Kranke, für die sich kein Käufer fand, mußten von ihren Familienangehörigen ausgelöst werden. In einem Zeitraum zwischen drei und zwölf Jahren mußten die Neuankömmlinge anschließend ihre Passage und die eventuell von den Werbern gewährten Vorschüsse abarbeiten, wobei sie den minderen Rechtsstatus des Kontraktnechtes (»indentured servant«) zuerkannt bekamen. Das Leben in der neuen Heimat begann daher etwa für jeden zweiten Einwanderer am unteren Ende der sozialen Stufenleiter. ⁶² Daß Mittelberger diese Praxis in den schwärzesten Farben ausmalt, ⁶³ kann uns nicht überraschen. Am Ende ihrer Kontraktzeit erhielten diese Einwanderer jedoch nicht nur ihre persönliche Freiheit, sie mußten auch noch mit Geld, Kleidung, etwas Land, Saatgut und Gerät ausgestattet werden, ⁶⁴ weshalb Mittelberger nicht ohne Sarkasmus abschließend bemerkt, »für Galgen- und Rad-mäßige Leute« sei Pennsylvanien allderdings »ein erwünschtes Land«. ⁶⁵

Er selbst konnte dem Treiben gelassen zusehen, schließlich wurde er ja erwartet und von den Empfängern der Orgel sofort ausgelöst. Für ihn stand außerdem eine Anstellung bereit, in der er seinem gewohnten Beruf nachgehen und seine Kenntnisse und Fertigkeit unter Beweis stellen konnte. In den reichlich drei Jahren, in denen er im Lande blieb, ging es ihm, wie er selbst sagt, gut, »weil ich gleich guten Unterhalt fand und mich wohl fortbringen konnte«. ⁶⁶ Während er seinen vielfältigen Tätigkeiten nachging, blieb ihm genügend Zeit, sich im Lande umzusehen und sich mit den Besonderheiten des Lebens vertraut zu machen.

Den Winter 1750/51 brachte Mittelberger wohl damit zu, die Orgel zusammenzubauen und zu stimmen. Ihre festliche Einweihung am 12. Mai 1751 rückte dann nicht nur die St. Michaels-Kirche, sondern auch das prächtige Instrument und den kunstfertigen Organisten in den Mittelpunkt eines lebhaften Interesses, sie fand auch weit über Philadelphia hinaus Beachtung: »Bey diesem grossen Freuden-Feste erschienen 15 lutherische Prediger nebst dem gesamten Kirchen-Rath von allen Evangelischen Kirchen. Die Menge der Zuhörer war unbeschreiblich groß, viele Leute kamen von ferne aus dem Lande, wohl, 10, 20, 30, 40 bis 50 Stundswegs, solches Orgelwerk zu sehen und zu hören. Man hat solcher Zuhörer, welche inn- und ausserhalb der Kirche standen, nemlich teutsch und englischer Nation, über etlich tausend geschätzt. Den zweiten Tag an diesem solem-



Die 1748 erbaute St. Michaels-Kirche in Philadelphia

nen Freuden-Fest wurde von denen gesammten vereinigten lutherischen Predigern und Kirchen-Rath eine Conferenz gehalten, wobey ich damals als Schulmeister und Organist nominiret worden.«⁶⁷

Den Festgottesdienst hatte man – wie Mühlenberg berichtet – ganz bewußt als Gegenstück zum Gottesdienst in Heilbronn gestaltet. Im gedruckten Programm hieß es: »Philadelphias Antwort-Gottesdienst auf die herzlichen Wünsche der evangelischen Brüder in Deutschland«.⁶⁸ Mühlenberg vermerkte das Ereignis auch in seinem Tagebuch; dort allerdings spricht er lediglich von acht lutherischen Pfarrern, die mit ihren Delegationen neben einer großen Volksmenge dem freudigen Ereignis beiwohnten.⁶⁹

Daß Mittelberger, was die Zahl der Besucher seines publikumswirksamen Auftritts betrifft, sicher übertreibt,⁷⁰ ist einigermaßen verständlich, bedenklicher ist, daß er den Eindruck erweckt, er habe die *erste* Orgel ins Land gebracht,⁷¹ was nicht stimmt. Vielmehr läßt sich bereits 1703 eine Orgel nachweisen, die in der schwedischen »Gloria-Dei«-Kirche von Wicacoa stand.⁷² In Philadelphia erwarb die Gemeinde der »Christ-Church« 1728 eine Orgel zum Preis von 200 Pfund; zwei Orgeln besaß 1743 die »Moravian Church«, und auch in der katholischen Kirche stand 1750 bereits eine Orgel.⁷³ Dadurch haben sich auch die Angaben Mittelbergers als falsch erwiesen, die er über die Zahl der Orgeln macht, die 1754 in Pennsylvanien angeblich vorhanden waren,⁷⁴ wobei er ausdrücklich darauf hinweist, fünf der sechs angeführten Orgeln seien erst ins Land gekommen, während er dort war.⁷⁵

Gleichwohl, für Mittelberger wurde das Einweihungs-Konzert zu einem vollen Erfolg: »Da ich nun in Pennsylvanien jemehr und mehr bekannt worden, und die Leute erfahren, daß ich gute und schöne Instrumenten mitgebracht, haben mich hernach manche englischen und teutschen Familien von 10, 20 bis 30 Stundwegs solche zu hören, auch die Orgel zu sehen, besucht.«⁷⁶ Leider erwähnt Mittelberger nur an dieser Stelle, daß er noch weitere Instrumente mit nach Pennsylvanien brachte, und so erfahren wir weder, welche Instrumente dies waren, noch auf wessen Anregung und Rechnung der Transport erfolgte. Möglicherweise hatten die Kirchenältesten darum gebeten, war doch neben dem vorherrschenden Choralgesang auch die Instrumentalmusik in den Kirchen Pennsylvaniens sehr früh gepflegt worden. Der Theologe Johannes Kelpius, der 1694 mit einer Gruppe religiöser Schwärmer aus Deutschland nach Wissahickon in Pennsylvanien gekommen war, hatte neben einigen mystischen Vorstellungen auch die ersten Musikinstrumente ins Land gebracht.⁷⁷ Diese waren noch im Gebrauch, als 1703 die Ordination des Pfarrers Justus Falckner in der »Gloria-Dei«-Kirche festlich begangen wurde und neben der bereits erwähnten Orgel noch Geigen, Oboen, Posauen und Pauken erklangen.⁷⁸

Da andererseits auch im privaten Bereich die Musikpflege schon sehr früh eingesetzt hatte,⁷⁹ konnte ein amerikanischer Historiker darauf hinweisen, daß in Philadelphia zwischen 1720 und 1724 das »Singen sowie das Spielen auf dem Spinnett oder dem Virginal ebenso üblich war wie der Unterricht in diesen Fertigkeiten.«⁸⁰ Mittelberger betont dagegen, die Musik sei »daselbst der Zeit noch ziemlich rar zu hören. In der Haupt-Stadt Philadelphia selbst wird weder in englischen noch teutschen Kirchen Music gemacht. Zu zeiten führen einige Engelländer in Privat-Häusern ein Concert auf einem Spinnett oder Clavicymbel auf.«⁸¹ Angesichts der Forschungsergebnisse scheint diese Aussage jedoch eher dem Bestreben Mittelbergers entsprungen zu sein, sich wichtig zu machen, als seiner Wahrheitsliebe. Ihm dürfte es jedenfalls nicht schwer gefallen sein, die mitgebrachten Instrumente an den Liebhaber zu bringen; und auch als Musiklehrer hat er sicher einigen Unterricht erteilt. Während wir hier jedoch auf Vermutungen angewiesen sind, ist uns im Hinblick auf die Orgel das Urteil eines gewissen Daniel Fischer überliefert, der, wie viele andere, die gar nicht zur deutschen Gemeinde gehörten, aus Neugierde die Kirche besuchte und in seinem Tagebuch sowohl das Instrument als auch die Organisten ausdrücklich lobt.⁸²

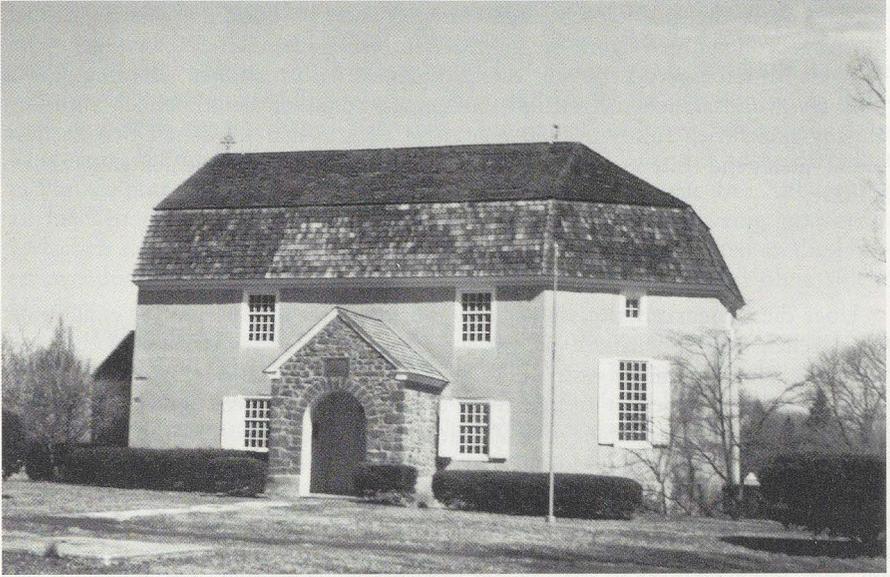
Aus einem Zeugnis, das Mittelberger im englischen Original und in der deutschen Übersetzung seinem Bericht voranstellte, erfahren wir, daß er »als Schul-

meister und Organist« an der deutschen St. Augustiner-Kirche in Providence an- gestellt war; außerdem hat er »bei dem Herrn Capitaine von Diemer in der Music und teutschen Sprache Hauß-Information gegeben«. ⁸³

Weit einträglicher dürfte allerdings Mittelbergers Tätigkeit gewesen sein, die er als Agent der Firma Schmahl entfaltete. Der gute Ruf der Orgel von St. Michael verbreitete sich rasch, und so konnte Mittelberger innerhalb von drei Jahren nicht weniger als sechs weitere Orgeln für die Firma Schmahl in die Neue Welt vermitteln. Die erste davon ging nach Providence, wo 1751 durch den Einbau einer Empore Platz für ein Instrument geschaffen wurde, das noch im selben Jahr aufgestellt werden konnte. Das alte Gehäuse dieser kleinen Orgel ist noch heute zu sehen, alles andere ist verschwunden. ⁸⁴ Wohin vier der restlichen fünf Orgeln gingen, dürfte aus Mittelbergers Bemerkung zu entnehmen sein, daß außer in Philadelphia und Providence noch Orgeln in Germantown, Neu-Hannover, Tulpenhocken (»Dulpenhacken«), und Lancaster vorhanden seien, »welche alle erst innerhalb der 4 Jahre ins Land gekommen, da ich darinnen gestanden bin«. ⁸⁵ Außerdem wird davon gesprochen, Mittelberger habe auch nach New York eine Orgel vermittelt. ⁸⁶ Wie dem auch sei, für die Firma Schmahl entwickelten sich die Geschäftsbeziehungen sehr erfolgreich. Ein Betrachter aus den USA sprach sogar davon, daß »zwischen 1750 und 1754 – soweit es die Orgeln betrifft – eine besondere Beziehung zwischen den amerikanischen Kolonien und Württemberg« hergestellt worden sei. ⁸⁷

4. Beschreibung des Landes Pennsylvanien

Nicht weniger als 80 oder 120 Seiten seines Reiseberichts widmet Mittelberger der Beschreibung Pennsylvaniens, und dieser Teil steht – wie immer wieder bemerkt wurde – in sehr starkem Kontrast zum Bericht von der Überfahrt. So grausam hier die Bedingungen gewesen waren, so vorteilhaft bot sich das Leben in den Kolonien denen dar, die, wie Mittelberger, in Freiheit dort leben konnten. ⁸⁸ Staunend – und nicht selten auch etwas naiv – berichtet Mittelberger über das, was ihm so alles aufgefallen ist, setzt Wichtiges neben Belangloses, ohne je eine Systematik anzustreben; immer jedoch dienen ihm die heimatlichen Verhältnisse als Bezugspunkt. Was ihn interessiert, wozu er, auch von seinem Beruf als Lehrer her, eine enge Beziehung hat, wird ausführlich geschildert, teilweise auch kommentiert, was ihm wesensmäßig fremd ist, bleibt unerwähnt. Hierher gehört vor allem das weite Gebiet der Politik, die sich dem württembergischen Untertan offensichtlich nicht erschlossen hat. Dies bleibt auch dann befremdlich, wenn man berücksichtigt, daß Mittelberger keinen Anlaß hatte, sich mit politischen Fragen zu befassen. ⁸⁹ Lediglich an einer Stelle erwähnt er im Zusammenhang mit dem von ihm geschilderten Reichtum Pennsylvaniens die Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich um die nordamerikanischen Kolonien, die dazu führten, daß der Siebenjährige Krieg (1756–1763) sich zum ersten »Weltkrieg« ausweitete: »Und wirklich da ich dieses schreibe, gehet das Gerücht, daß die Franzosen im Nov. 1755 in Pennsylvanien eingefallen, und Lancaster eingenommen hätten.« Diese Militäraktion sei den Franzosen durch Meinungsverschiedenheiten zwischen dem von der englischen Krone eingesetzten Gouverneur und dem von den Kolonisten gewählten Parlament erleichtert worden; unter dem



Die St. Augustiner-Kirche in Trappe (früher New Providence), Pennsylvania, aus dem Jahr 1743



Innenraum der St. Augustiner-Kirche

Einfluß der vielen pazifistisch eingestellten Quäker im Land hatten sich nämlich die Abgeordneten geweigert, die geforderten Militärausgaben zu bewilligen.⁹⁰ Inwieweit Mittelbergers Leser aus diesen knappen Informationen allerdings etwas über die grundsätzlichen Konflikte entnehmen konnten, die schließlich zum Unabhängigkeitskrieg führten, kann hier nicht entschieden werden. Doch auch so bleibt genügend Interessantes, das er seinen staunenden Landsleuten erzählen konnte.

4.1 Die Lebensweise

Über die Lebensverhältnisse der ersten Siedler erfuhr Mittelberger einiges aus Gesprächen mit Deutschen, »welche vor 75 Jahren mit denen ersten Leuten als Kinder hinein gekommen« waren. Sie wußten ihm über das beschwerliche Leben dieser ersten Einwanderer zu berichten, über deren Furcht vor den Indianern, der harten Feldarbeit, den Mangel an Zugtieren, Salz, Schießpulver und Seelsorgern sowie über die Bedrohung durch wilde Tiere.⁹¹ Das eigentliche Interesse Mittelbergers galt jedoch den Verhältnissen, die er selbst beobachten konnte.

Einen geradezu überwältigenden Eindruck muß auf ihn die große Freiheit gemacht haben, die diejenigen Bewohner Pennsylvaniens, die im Besitz der vollen bürgerlichen Rechte waren,⁹² in der Gestaltung ihres Lebens besaßen: »Die Pennsylvanische Freiheit reicht so weit, daß jedermann mit all seinem Vermögen in Handel und Wandel, Hauß und Güter, frey von allen Beschwerden und Anlagen ist.«⁹³ Als eine besonders glückliche Auswirkung dieser allgemeinen Freiheit betrachtet Mittelberger, daß das Zusammenleben vertrauensvoller und friedlicher ist als in Europa: »Die Wahrheit zu sagen, so höret oder siehet man selten einen Streit zwischen ihnen; es trauen die fremdesten Leute einander mehr, als in Europa die bekantten. Man ist auch viel aufrichtiger und liebereicher gegeneinander als in Teutschland, darum leben unsere Americaner viel ruhiger und friedsammer als die Europäer zusammen.«⁹⁴

Das städtische Leben in dem rasch expandierenden Philadelphia, dessen regelmäßige Anlage Mittelberger ebenso bewundert wie die ansehnlichen aus Stein gebauten Privathäuser und das prächtige »Court oder Stadt-Hauß«⁹⁵, vollzog sich noch ohne Hektik: abends sitzt »bey schönem Wetter jedermann« vor seinem Haus auf der überdachten Veranda »oder geht spazieren«. Behaglichkeit herrscht auch in den Wohnungen: Am französischen Kamin sitzend, trinkt man »sein gut englisch Bier« oder »rauchet eine Pfeife Tabac.«⁹⁶

Weniger idyllisch erscheint das Leben auf dem Lande, wo die Menschen, bedingt durch die Größe ihrer Besitzungen, recht isoliert leben. Auf den zwischen 50 und 400 Morgen großen Farmen,⁹⁷ von Mittelberger als »Plantagen« bezeichnet, wird neben Ackerbau und Viehzucht ein umfangreicher Obstbau betrieben, der auch zur Most- und Schnapsbereitung dient.⁹⁸ Zum großen Leidwesen der im Lande lebenden Württemberger und Rheinländer machte sich jedoch niemand die Mühe, die zahlreichen wilden Weinstöcke zu pflegen, so daß sie auf den teuren Importwein angewiesen waren.⁹⁹

Die Gastfreundschaft wurde in den dünn besiedelten Landstrichen groß geschrieben: Essen, Trinken und Obdach erhält der Reisende überall kostenlos, was Mittelberger zusammenfassend kommentiert: »In Pennsylvanien könnte man ein ganzes Jahr herum reisen, ohne einen Kreuzer zu verzehren.«¹⁰⁰

Auseinandersetzungen mit den Indianern mußten die Farmer zu dieser Zeit offensichtlich nicht mehr befürchten. Mittelberger beschreibt die Ureinwohner, die er zu Gesicht bekam, wohl Irokesen oder Delawaren, als friedliche Wilde, die »an den Grenzen unserer Europäer« in ihren Hütten leben, sich von Wild, Wurzeln und Mais ernähren und sich auch »öfters sehen« lassen, wobei sie dann Wildhäute, Biberfelle, kunstvoll geflochtene Körbe und Pelzwerk anbieten. Selbst in Philadelphia erscheinen sie im Spätjahr, um dem Gouverneur ihre Aufwartung zu machen. Die Lebensart der Weißen erscheint ihnen dabei wenig anziehend, verlachen sie doch die Europäer, »daß sie so viele Mühe und Kosten an die Häuser wenden«, schließlich könne man ja auch »leben und wohnen ohne solche Häuser«.

Für Mittelberger sind dagegen die Lebensgewohnheiten und die religiösen Vorstellungen der Indianer höchst absonderlich. Als er einmal die Gelegenheit erhält, vor einer »wildten Familie ... die Orgel zu spielen«, bemerkt er lediglich, daß »dieselbe sehr lustig worden, auch ihre Verwunderung und Freude mit Deuten und Kniebeugen bezeuget.« Selbst die bei der Kolonialverwaltung übliche Unsitte, die Indianer bei ihrem Aufenthalt in Philadelphia mit Alkohol zu versorgen, um die Betrunknen übervorteilen zu können, wird lediglich als Kuriosum erwähnt. Immerhin weiß er aber auch mitzuteilen, daß sich die Indianer gegen den fortgesetzten Landraub aussprachen: »...es seye auch nicht recht, daß die Europäer ihnen das Land wegnehmen. Derowegen müssen sie immer wegen ihrer Nahrung weiter zurück in die Wildnissen, und dem Gewild nachziehen.«¹⁰¹

4.2 Die Rechtsverhältnisse

Das englische Landrecht, das in Pennsylvanien galt,¹⁰² scheint Mittelberger ebenso beeindruckt wie verwirrt zu haben. Von Württemberg her an ein strenges Regiment der Obrigkeit gewöhnt, dürften ihm die drakonischen Strafen, die bei Eigentumsdelikten, beim Fluchen, beim Stören der Sonntagsruhe und gar beim Geldfälschen verhängt wurden,¹⁰³ mit Befriedigung erfüllt haben, während ihn andererseits die Großzügigkeit, mit der man die Privatverhältnisse dem einzelnen zur Regelung überließ, befremdete. Ob allerdings seine Entrüstung echt war, mit der er vermeldete, daß man hier nicht nur gegen den Willen der Eltern heiraten konnte, sondern daß »Hurerey ... nicht bestraft« wurde,¹⁰⁴ kann angesichts seines Vorlebens bezweifelt werden.

Die Unabhängigkeit, mit der die Richter in aller Öffentlichkeit ihre Urteile sprechen konnten, die Möglichkeit, gegen eine Kautions auf freien Fuß zu gelangen, sowie die Beiziehung von Geschworenen führt er ebenfalls als ungewohnte Neuigkeiten an.¹⁰⁵ Daß aber auch hier ein Richter sich durch weibliche List geschlagen geben mußte, gehört zu jenen Episoden, die seit Boccaccio die Leser erfreuen: Eine Magd, die, im Haus eines Richters, vom Knecht geschwängert worden war, zeigte dies ihrem Herrn an und bat ihn um Rat. Angeblich aus Mitleid mit der Magd, möglicherweise auch aus Sorge, das Kind versorgen zu müssen, riet der Richter seiner Magd, sie solle nicht den Knecht, der sowieso nichts habe, sondern einen anderen ehrbaren und vermögenden Mann als Vater angeben und dies vor einem Richter beschwören. Die Magd nahm diesen Rat gerne an, ging zu einem Richter, beschwor, daß ihr Dienstherr der Vater des Kindes sei, und der

geprellte Richter, ein Witwer, sah sich ob seines Rates vor die Wahl gestellt, seine Magd mit 200 Pfund abzufinden oder aber sie zu heiraten. »In diesen Umständen erwählte er lieber seine Magd zu behalten, als derselben 1200 Gulden zu geben, und wurde zugleich mit ihr copuliert.«¹⁰⁶

Daß Pennsylvanien allerdings solcher und ähnlicher Rechtsverhältnisse wegen »ein Sammel-Plaz aller entloffenen Taugenichts« gewesen ist,¹⁰⁷ scheint doch stark übertrieben zu sein. Für die Frauen jedoch muß das Leben manchen Vorzug enthalten haben, betont doch Mittelberger immer wieder, welche Vorrechte die Frauenzimmer hier hätten,¹⁰⁸ weshalb er »lieber drey Männer schlagen, als einer Frau nur eine einzige Ohrfeige geben« wolle, denn dann sei man seines Lebens nicht mehr sicher.¹⁰⁹ Mehr als die Rechtsverhältnisse hatte aber wohl der in den Kolonien herrschende Frauenmangel zu dieser Lage beigetragen.¹¹⁰ Für Mittelberger jedoch galt die Wahrheit eines Sprichworts, das er uns überliefert, als ausgemacht: Pennsylvanien »seye des Frauenzimmers Paradiesß, der Männer Fegfeuer, und der Pferde Hölle.«¹¹¹

4.3 Die wirtschaftlichen Verhältnisse

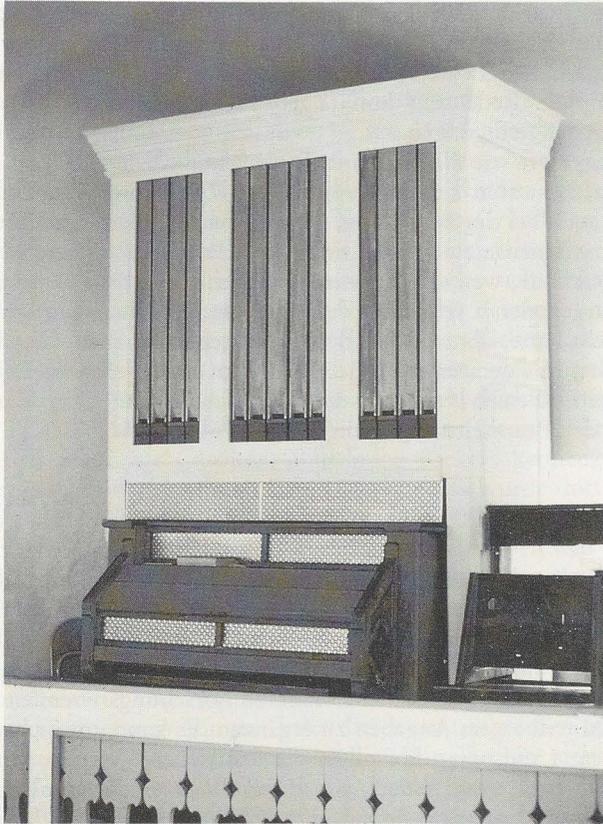
Die Fruchtbarkeit des Landes, die herrschende Gewerbefreiheit und Bodenschätze, die man in den Appalachen fand, brachten der Kolonie einen rasch wachsenden Wohlstand: Die Lebensmittel waren billig, der Speisezettel daher reichhaltig und abwechslungsreich, ja »man genießt in diesem Land auch in denen geringsten oder ärmsten Häusern kein Essen ohne Fleisch, und isset niemand das Brod ohne Butter oder Käß.«¹¹² Wie dies auf den ganz andere – ärmliche – Verhältnisse gewohnten Mittelberger gewirkt haben muß, läßt sich heute nur noch von denen erahnen, die die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg mitgemacht haben, wo ja bestenfalls einmal in der Woche Fleisch auf den Tisch kam. Mittelberger schwelgt denn auch geradezu in der Schilderung all der Waren, die auf dem Markt und der Köstlichkeiten, die bei den Mahlzeiten angeboten wurden. Im Gegensatz zu den inländischen Erzeugnissen waren alle importierten Waren erheblich teurer als in Deutschland – dafür sorgten die langen Transportwege und die Zölle der englischen Kolonialverwaltung.

Mit Erstaunen registriert Mittelberger auch die Gewerbefreiheit, die im schroffen Gegensatz zur Zunft Herrschaft in seiner Heimat steht, wo alles reglementiert ist. Hier aber kann »jedermann ... handeln und treiben was er will und kan«, ohne daß dies der Geschicklichkeit der jungen Leute Abbruch tut: »... denn ein mancher beschauet und betrachtet nur etliche mal etwas kunstreiches, so macht er es sogleich nach, da in Teutschland mancher etliche Jahre daran zu lernen hat, um solches perfect zu machen.«¹¹³

Reichtum des Landes und Gewerbefleiß führen dazu, daß die Bewohner Pennsylvaniens mit aller »Kunst und Handthierung« wohl versorgt sind, unter denen Mittelberger Buchdruckereien, Apotheken, Glasträger und Scherenschleifer besonders erwähnenswert findet.¹¹⁴ Daß sich unter diesen Umständen doch nicht alles perfekt erlernen ließ, zeigt die Erzählung von einem stümperhaften Henker, der, als er sich nach mehreren erfolglosen Versuchen den Unwillen der Zuschauer zugezogen hatte, seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zog, indem er die Murrenden aufforderte, seine Arbeit doch zu übernehmen, wenn sie es besser könnten.¹¹⁵

4.4 Religion, Erziehungswesen

Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete Mittelberger alles, was mit Schule und Religion zusammenhing, und auch hier war alles anders, als er es von Württemberg her gewohnt war. Da William Penn die nach ihm benannte Kolonie als Zufluchtsstätte für Verfolgte und als tolerantes christliches Gemeinwesen errichtet hatte, herrschte hier vollkommene Religionsfreiheit, die dazu führte, daß nicht nur eine Vielzahl unterschiedlichster Religionsgemeinschaften bestanden,¹¹⁶



*Altes Orgel-Gehäuse, wahrscheinlich aus dem Jahr 1761.
Die Holzpfeifen im Prospekt sind Attrappen;
der Spieltisch gehört zu einem späteren Instrument*

sondern daß daneben Menschen lebten, die, möglicherweise als Anhänger der Aufklärungsphilosophie, überhaupt keiner religiösen Gemeinschaft angehörten. Der darob entsetzte Mittelberger erhielt als Antwort, sie ließen ihre Kinder deshalb nicht taufen, weil sie »zwischen denen getauften und ungetauften jungen Leuten gar keinen Unterschied« sähen.¹¹⁷

In seinem Unterricht sah sich Mittelberger, der es von Württemberg her gewohnt war, seine Schüler vorwiegend mit religiöser Bildung zu traktieren, einer aufgeklärt-weltlichen Einstellung gegenüber. Seinen Versuchen, die Kinder »zur Erkenntnis der Nothwendigkeit der Heiligen Taufe« zu bringen, traten einige Eltern entgegen, indem sie ihm erklärten, »daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, einen Glauben darinnen zu lernen, sondern nur, daß solche lerneten lesen und schreiben, was man nöthig habe.«¹¹⁸

Während das religiöse Leben in den Städten das Nebeneinander zahlreicher Glaubensgemeinschaften manifestierte, die alle ihre eigenen Gotteshäuser und Prediger hatten, war dies auf dem Lande ganz anders, »weil gemeiniglich die Kirchen und Schul-Häuser nur an diejenigen örter gesezet seynd, wo die meiste Nachbar oder Kirchen-Leute umher wohnen.«¹¹⁹ Sofern hier überhaupt von Religionsausübung die Rede sein konnte, so beschränkte sich diese auf Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen.¹²⁰

Da die Pfarrer – »wie die Hirten in Teutschland« – lediglich auf ein Jahr verpflichtet wurden, waren sie ganz vom Wohlwollen ihrer Gemeinde abhängig, nicht zuletzt auch bei der Besoldung, die sich aus Spenden, Gebühren und »Verehrungen« zusammensetzte. Daß »die Herren Prediger ... keine Macht« hatten, »jemand zu straffen«, weil sie von keiner weltlichen Behörde unterstützt wurden, wird Mittelberger, der ja selbst mit der geistlichen Schulaufsicht schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ohne großes Bedauern vermerkt haben. Gleichwohl dürfte das Sprichwort, mit dem er seine Betrachtungen abschließt, die Lage zutreffend charakterisieren: »Pennsylvanien ist der Bauern ihr Himmel, der Handwerksleute ihr Paradies, der Beamten und Prediger ihre Hölle.«¹²¹

4.5 Tier- und Pflanzenwelt

Mit Neugierde, aber auch mit einem erstaunlich scharfen Blick, der einige Kenntnisse verrät, begegnete Mittelberger der Tier- und Pflanzenwelt von Nordamerika. Soweit er die Pflanzen und Tiere nicht bestimmen kann, beschreibt er sie so genau wie möglich, was wiederum dem Herausgeber erlaubte, in einer Reihe von Anmerkungen den oben erwähnten Forschungsreisenden Diereville zu zitieren und Mittelbergers Angaben zu ergänzen. Es kann uns nicht verwundern, daß es unserem Landsmann vor allem die exotischen Vertreter von Fauna und Flora angetan haben, weshalb dann u. a. der Tulipan- und der Sassafrasbaum, der Kolibri und die Klapperschlange eingehend vorgestellt werden.¹²² Seine Absicht, eines dieser unbekanntenen Tiere, ein »fliegendes Eichhörnchen«, mit nach Deutschland zu nehmen, vereitelte ein zum Schiff gehöriger Papagei, der es auf der Rückreise zu Tode biß.¹²³

Ein Hauch von Wildwestatmosphäre kommt auf, wenn Mittelberger über eine Bärenjagd im Garten seines Dienstherrn von Diemer¹²⁴ oder über eine Unterredung mit einem Trapper berichtet, den er über die noch unbesiedelten Gebiete befragte. Dieser Waldläufer und Pelzhändler scheint es jedoch faustdick hinter den Ohren gehabt zu haben, belebte er den Westen doch unter anderem auch mit dem fabelhaften Einhorn.¹²⁵ Man kann es sich lebhaft vorstellen, welche Freude er empfand, als er sein Jägerlatein loswerden konnte. Doch warum sollte es unserem Enzweihinger Schulmeister besser ergehen als dem berühmten Caesar, der ja

bekanntlich ebenfalls der Legende vom Einhorn und einer ergötzlichen Fabel über die Elchjagd der Germanen aufgesessen ist.¹²⁶

Eher vom Aberglauben genährt sind die Erzählungen Mittelbergers, in denen er von Schlangen berichtet, die mit ihrem Blick Tiere und kleine Kinder bannen können,¹²⁷ oder wenn er Gerüchte wiedergibt, wonach ein württembergischer Pfarrer mitten in der Wildnis eine Türfassung mit einer hebräischen Inschrift gefunden habe.¹²⁸

5. Erzwungener Abschied

Mittelbergers Tätigkeit als Lehrer in Providence, die er im Sommer 1751 aufnahm, erwies sich als nicht sehr einträglich. Zwar konnte er in dem 1750 erbauten neuen Schulhaus kostenlos wohnen, doch – wie Mühlenberg 1753 in einem für Mittelberger ausgestellten Zeugnis betonte – die »neu angehende Gemeinde« war arm. Außerdem hielten etliche Gemeindeglieder ihre Kinder »aus den ihnen bekannten Gründen« von der Schule fern. Worin diese Gründe zu suchen sind, wird nicht klar; möglicherweise lagen sie im Unterricht oder aber auch im Lebenswandel Mittelbergers; für beide Vermutungen ließen sich Anhaltspunkte anführen.¹²⁹ Die Tätigkeit als Organist und Privatlehrer scheint ihm jedoch eine Reihe von Nebeneinnahmen eingebracht und ein behagliches Leben ermöglicht zu haben. Wie anders wäre es sonst möglich gewesen, daß Mittelberger schon nach kurzer Tätigkeit seinen Bruder Samson Friedrich, Bäcker in Enzweihingen, samt dessen Frau Elisabeth Dorothea, geb. Lang, und deren Sohn Jakob Salomon, als dessen Patin wir Caroline Wilhelmine Rickers kennengelernt haben, 1751 nach Providence nachkommen ließ. Dem Ehepaar wurde dort am 6. Januar 1753 ein Sohn namens Johann Christoph geboren.¹³⁰ Die Mittelbergers zogen jedoch weiter nach Montreal,¹³¹ wohl nicht zuletzt deshalb, weil sich über Gottlieb schon Ende August des Jahres 1753 ein schreckliches Donnerwetter entlud. Erneut stolperte er, der ganz offensichtlich über Charme und eine beträchtliche Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht verfügte, über ein galantes Abenteuer; und wie einige Jahre zuvor in Enzweihingen war es auch hier der Pfarrer, der ihn darob zur Rechenschaft zog. Wie wir aus einem Briefentwurf Mühlenbergs vom 27. August 1753 entnehmen können, hatte dieser »mit schrecken und großer Betrübnis von gewissen Leuten erfahren, daß Er [Mittelberger] sich in der Nacht von 8 bis 9ten Julii gegen eine ledige Frauens Person soll ... sündlich und höchst ärgerlich aufgeführt haben«. Diese Nachricht empörte den Gottesmann über die Maßen, weshalb er Mittelberger im gleichen Atemzug bescheiden wollte, »daß er künftig hin unwürdig ist, die Orgel in der Kirche zu berühren, und die Jugend in der Schule zu unterrichten, Sey Er so gut und schicke mir eine Rechnung, was ich Ihm noch an Schul Gelde für meine Kinder schuldig bin, so will mit Danck bezahlen was Er an mir rechtmäßig zu fordern hat«. Möglicherweise erschrocken über seinen Zornesausbruch, strich Mühlenberg diesen Entwurf wieder durch und stellte Mittelberger – wie oben erwähnt – ein vorzeigbares Zeugnis aus. Es läßt gleichwohl einige Distanziertheit erkennen, wenn Mühlenberg bemerkt, »daß Vorzeiger dieses, H. Gottlieb Mittelberger, gewesener Schulhalter und Organist in Entzweyhingen, Veyinger Amtes in dem Herzogthum Württemberg mit deren Ältesten und Vorstehern der Evangelischen Gemeinde in der Grafschaft

Philadelphia und Neuprovidencer Amts, eine schriftl. Accord zum Versuch aufgerichtet, und vermöge desselben von dem Sommer 1751 bis zum Sommer 1753 mit etlichen Kindern Schule gehalten wie auch vom November 1751 bis in den Monath Julii 1753 alle 14 Tage bey dem öffentlichen Gottes-dienste, und privatim bey etlichen Copulationen und Leichen begängnißen, die Orgel kunstmäßig geschlagen, und sich vor meinen Augen more tradito so weit es seine Kräfte erlaubet, moderate, nüchtern und dienstwillig verhalten«. An Formulierungen aus unserer Zeit gemahnt der Schlußsatz, in dem behauptet wird, daß der geringe Gehalt »seine [Mittelbergers] fernere Subsistence [Lebensunterhalt] schwehr gemacht, und sie beyderseits ihren Accord [Übereinkommen] aufgegeben und sich zu verbeßern entschlossen haben«. ¹³²

6. Die Rückfahrt

Nach seinem Hinauswurf blieb Mittelberger noch rund ein Jahr im Lande, wohl um die von ihm vermittelten Orgeln ihren Bestellern übergeben zu können. Anfang August 1754 brach er dann in die Heimat auf, wo bei der Firma Schmahlsicher eine stattliche Vermittlerprovision für ihn bereitlag. Seine naturkundlichen Beobachtungen setzte Mittelberger auch während der neunwöchigen Rückreise fort; hierbei beeindruckten ihn besonders fliegende Fische und Haie, während kleinere Fische zur Aufbesserung des Speisezettels gefangen wurden. ¹³³ Zwei heftige Stürme erschwerten die Überfahrt und forderten auch ein Opfer unter der Besatzung, als der Steuermann beim Bergen der Segel aufs Deck geschleudert wurde. Und nachdem auch noch eine Sandbank, auf die das Schiff geraten war, mit einsetzender Flut passiert werden konnte, betrat Mittelberger am 10. Oktober 1754, auf den Tag genau vier Jahre nach seiner Ankunft in Philadelphia, in London wieder europäischen Boden; wir glauben es ihm, wenn er hinzusetzt: »und ich habe die Erde vor Freude geküsst.« ¹³⁴

In Holland erlebte Mittelberger noch einen bemerkenswert dreisten Anschlag der »Neuländer«, die ihn »mit List und Gewalt zurück nach Engelland und Amerika beschwären« wollten, indem sie ihm zu beweisen suchten, daß seine Frau nebst Tochter und Schwägerin im Sommer nach Philadelphia abgereist seien. Angesichts vieler Details, die ihm zum Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung vorgelegt wurden, waren es vor allem die Briefe seiner Frau, in denen diese eine Überfahrt nach Philadelphia, zu der sie Mittelberger offensichtlich gedrängt hatte, kategorisch ablehnte, die ihn die Weiterreise nach Enzweihingen antreten ließen, wo er dann auch seine Frau mit der Tochter Eva Regina antraf; ¹³⁵ sein Vater und die Tochter Wilhelmine Friederike waren während seiner Abwesenheit im Jahr 1751 gestorben. ¹³⁶

7. Weiteres Schicksal

Über das weitere Leben Mittelbergers geben die Quellen nicht mehr allzuviel preis. Bis 1760 wohnte die Familie weiterhin in Enzweihingen. Möglicherweise hat Mittelberger in dieser Zeit auch die Beziehung zu Caroline Rickers wieder aufgenommen, gehen doch beim Oberrat in Stuttgart im Juli 1755 zwei Anfragen

Gottlieb Mittelbergers
Reise
nach
Pennsylvanien
im Jahr 1750.
und
Rückreise nach Deutschland
im Jahr 1754.

Enthaltend

nicht nur eine Beschreibung des Landes
nach seinem gegenwärtigen Zustande, son-
dern auch eine ausführliche Nachricht von den
unglückseligen und betrübten Umständen der meisten
Deutschen, die in dieses Land gezogen sind,
und dahin ziehen.



Stuttgart,
gedruckt bey Gottlieb Friderich Jenisch. 1756.

Die Titelseite von Mittelbergers Bericht

ein, in denen sich Dekan und Vogt nach einer Entscheidung »der Rickisin adulteria¹³⁷ Straf« betreffend erkundigen.¹³⁸

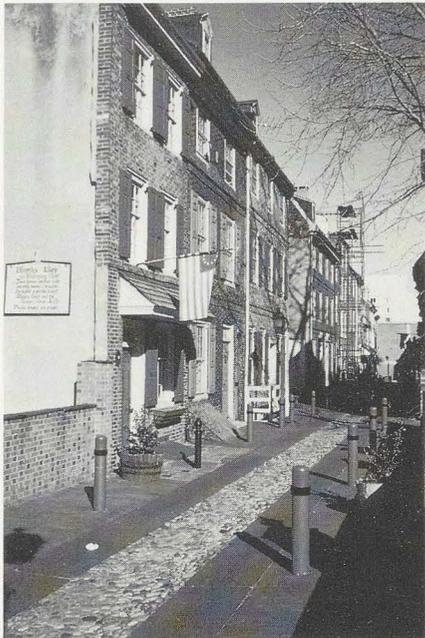
Seine Reisebeschreibung vertrieb er von Enzweihingen aus, indem er sie den württembergischen Städten und Ämtern zusandte und auf ein angemessenes Honorar hoffte. Die Vaihinger allerdings verhielten sich recht zugeknöpft, wie das Stadtgerichts-Protokoll unter dem Datum vom 10. November 1757 in holprigem Deutsch berichtet: »Nachdeme der ehemalige Schulmeister von Enzweihingen,



Das Mittelbergersche Wohnhaus in Ludwigsburg, Karlsstraße 38

Gottlieb Mittelberger, von seiner Reyßbeschreibung nach Pensylvanien 24 Exemplarien vor allhiesigem Magistrat, auch die Herrn Deputirte derer Amtsorthen, zu einem Praesent übermacht, gleich andern Städt und Ämtern des Landes; von welchen in ganz sicherer Erfahrung gekommen, daß Sie gedachtem Mittelberger 8, 7, 6, 5 biß 4 Gulden dargegen verehrlich zustellen lassen: So hat man bey anheutiger gerichtlicher Session nach zuvor beschehener Communication mit einigen Herren Schultheißen des Amts, gemeinsamlich resolviert, daß nur etliche Exemplarien davon beybehalten, die andere hingegen retradirt, übrigens Ihme Mittelberger gleichwohlen, zur einiger Erkantlichkeit, drey Gulden von der Stadt und Amtspfleg bezahlt werden sollen.«¹³⁹

Welche Gründe Mittelberger schließlich bewogen, aus Enzweihingen wegzuziehen, wo sein Ruf sicherlich nicht der beste, er jedoch zum interessanten, weitgereisten Mann geworden war, können wir nur vermuten: Die offensichtliche Zurückhaltung, mit der man ihm von Vaihingen aus begegnet war, dürfte kaum eine Rolle gespielt haben; die Aussicht auf eine neue Anstellung wog sicher schwerer, als er 1760 mit seiner Familie nach Ludwigsburg übersiedelte. Am 25.



Alfreth's Alley – Wohnstraße in Philadelphia mit Häusern aus dem 18. Jahrhundert

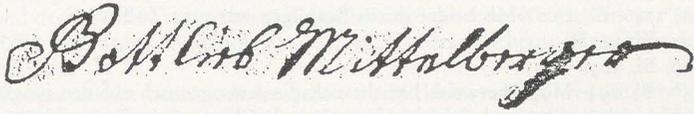
1775 als »Lehrmeister bei der herzoglichen Militair-academie«, aus der die »Hohe Karlsschule« hervorging, nachweisbar ist;¹⁴³ er unterrichtete dort als »Unterlehrer« die Zöglinge in den »klassischen Sprachen«.¹⁴⁴ Der dort am 8. Dezember 1773 geborene Sohn Christian Ludwig Joseph schlug ebenfalls die Militärlaufbahn ein und brachte es bis zum Generalmajor. Er wurde 1814 geadelt.¹⁴⁵ Karriere in englischen Diensten machte der am 20. Oktober 1775 auf der Solitude geborene zweite Sohn Friedrich Joseph, der als Hauptmann bzw. Kapitän genannt wird und ebenfalls geadelt wurde.

Im Alter von 54 Jahren verheiratete sich Mittelberger am 23. November 1769 ein zweites Mal, und zwar mit Maria Regina Richart, der Witwe eines Marbacher Amtssubstituten. Wann und wo Mittelberger schließlich gestorben ist, konnte noch nicht geklärt werden; es muß jedoch vor 1779 gewesen sein, denn am 14. Oktober dieses Jahres starb seine zweite Frau als Witwe im Ludwigsburger Armenhaus.¹⁴⁶

Wenn wir uns nun zum Schluß fragen, welchen Erfolg der Bericht Mittelbergers hatte, so bleibt festzuhalten, daß er so wenig wie die insgesamt 18 Verordnungen gegen den »Unsinn, in Americam zu ziehen« und »die wahnsinnige Lüsterheit des Wegziehens« die Auswanderung eindämmen konnte;¹⁴⁷ die schlechten Verhältnisse im Land und die Hoffnung auf ein besseres und freieres Leben in der neuen Welt waren zu starke Antriebskräfte. Selbst aus der engsten Umgebung Mittelbergers lassen sich einige Auswanderer nachweisen. Auf Gottliebs Bruder Samson wurde schon hingewiesen.

Ein Neffe Mittelbergers, der Küblermeister Johann Christoph Mittelberger, emigrierte im März 1817 mit seiner Frau nach Nordamerika; ein weiterer Neffe, Gottlieb Elias Stahl, zog nach Surinam, wo er verschollen ist.¹⁴⁸ Offensichtlich

hat das Beispiel Gottlieb Mittelbergers in seiner Familie Schule gemacht, vielleicht brach bei ihm auch erstmals ein abenteuerhafter Charakterzug durch, der in der Familie angelegt war. Doch damit betreten wir das weite Feld der Spekulationen, auf das sich der Historiker nicht ohne Not begeben sollte.



Unterschrift von Gottlieb Mittelberger

Anmerkungen

- 1 Gottlieb Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750 und Rückreise nach Teutschland im Jahr 1754, Stuttgart 1756, S. 1.
- 2 Der Ulmer Kaufmann Nicolaus Federmann berichtete als erster Autor aus dem deutschen Südwesten über eine Reise, die er 1530 nach Amerika unternommen hatte, unter dem Titel »Indianische Historia« (1537). (Bernd Otnad: Die kulturellen Beziehungen; in: USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen. Beiträge und Bilddokumente, Stuttgart 1976, S. 103; die hier aufgeführte Liste der Reiseliteratur südwestdeutscher Autoren ist leider unvollständig.)
- 3 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 3.
- 4 Gottlieb Mittelberger: Journey to Pennsylvania. Edited and translated by Oscar Handlin and John Clive, Cambridge, Mass. 1960. In ihrem Vorwort (S. XVIII) benennen die Herausgeber als Vorlage für ihre Übersetzung eine angeblich in Frankfurt und Leipzig erschienene erste Auflage von Mittelbergers Büchlein, die aber nirgends nachgewiesen werden konnte.
- 5 Als Ausnahmen seien erwähnt: F. Mayer: Aus alter Zeit; in: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1882, S. 202–208; sowie ein kurzer ungezeichneter Artikel, der am 27. Nov. 1951 in der Vaihinger Lokalzeitung »Der Enz-Bote« erschien und auch einige Zitate aus Mittelbergers Büchlein enthielt.
- 6 Angelika Lindauer: »Reise nach Pennsylvanien im Jahr 1750«. Auswertung des Reiseberichts von Gottlieb Mittelberger, Zulassungsarbeit (masch.), Reutlingen 1977.
- 7 Die biographischen Daten bietet nahezu vollständig der Beitrag von Friedrich R. Wollmershäuser: Gottlieb Mittelberger, Schulmeister und Amerikafahrer; in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 16 (1981), S. 535–539.
- 8 Kirchenbücher [KB] Eberdingen.
- 9 Auch der zweitgeborene Sohn Salomo (* 1716), der zunächst die Musiker-Laufbahn einschlug und als Zinkenisten-Geselle in Tübingen und Urach nachweisbar ist, wechselte später in den Lehrerberuf, den er in Münsingen und Nürtingen ausübte (Hauptstaatsarchiv Stuttgart [HStASt] A 281, Kirchenvisitations-Akten, Bü 1449 u. 1450). Die Tochter Hedwig (* 1718) heiratete 1753 den Maulbronner Schulmeister Johann Gottlieb Escher, und die jüngste Tochter Maria Margarethe (* 1732) ehelichte 1750 Johann Elias Stahl, der im selben Jahr Schulmeister in Enzweihingen wurde (F. Wollmershäuser: G. Mittelberger, S. 538).
- 10 HStASt A 281, Bü 1447.
- 11 Enzweihingen zählte in diesem Jahr 844 »Seelen« (Landeskirchliches Archiv Stuttgart [LkA] A 1, Synodus-Protokolle, 1741, Bl. 219b).
- 12 HStASt A 281, Bü 1448.
- 13 ebd., Bü 1449.
- 14 LkA A 1, 1743, Bl. 215.

- 15 KB Vaihingen. Die Hochzeit fand am 20. Juli 1742 statt; der Vater der Braut, ein baden-durlachischer Feldscherer, lebte zu dieser Zeit bereits nicht mehr.
- 16 KB Enzweihingen.
- 17 LkA A 1, 1743, Bl. 215.
- 18 HStASt A 281, Bü 1450.
- 19 HStASt A 236, Oberrat, Bd. 213, Bl. 498 b; Mittelberger bittet hier um Strafnachlaß (2.Sept. 1747).
- 20 LkA A 1, 1746, Bl. 292: »Mit beider ihrem Begnügen war man Zu friden«.
- 21 ebd., 1747, Bl. 295 b.
- 22 ebd., 1749, Bl. 303.
- 23 ebd., 1750, Bl. 294. Möglicherweise bezieht sich die Aussage auch auf den jüngsten Sohn, den 1730 geborenen Christoph Salomo, der später als Chirurgus in Enzweihingen amtierte.
- 24 LkA A 3, Konsistorial-Protokolle 1749–1750.
- 25 KB Enzweihingen.
- 26 LkA KB 959 Dachtel. Zwar ist in einem Protokoll vom 23. Januar 1750 von der »ältesten« Tochter die Rede (LkA A 6, Haupt-Protokolle 1748–1751), am 3. Februar wird jedoch von der »ledigen« Tochter des Pfarrers gesprochen (LkA A 3). Da die älteste Tochter seit 1746 mit dem Vaihinger Bäcker Johann Melchior Jung verheiratet war, beziehen sich die Protokoll-Notizen wohl auf die älteste ledige Tochter, und das war Caroline Wilhelmine.
- 27 KB Enzweihingen.
- 28 Stadtarchiv Vaihingen [StadtAV] Enz, Nr. 1536, Bl. 45 ff.
- 29 HStASt A 236, Bd. 216, Bl. 109: »Mittelberger um Ehbr[uch] und Poenitz Nachl[af]«.
- 30 ebd., Bl. 237. Am 2. Juli lag dem Oberrat dann auch die Bitte der »Mittelbergerin um die Ehescheidung« vor (Bl. 332 a).
- 31 William D. Fegely, Herbert H. Michel: Augustus Lutheran Church Trappe, Pa. The Shrine of Lutheranism; Trappe 1987, S. 13 f.
- 32 »Anno 1750/51 erhielten wir unsere schöne, von Heilbronn durch mich und Mr. Keppele verschriebene Orgel, wozu die Gemeinglieder fleißig und mit Lust, ja schon über Vermögen beitragen.« (Nachrichten von den Vereinigten Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Nord-America, neu herausgeg. mit histor. Erläuterungen von W. J. Mann, B. M. Schmucker, W. Germann, Allentown, Pa. 1886, Bd. 1, S. 459).
- 33 Carl F. Haussmann: History of St. Michael's and Zion Congregation, Philadelphia, Pa., masch. Ms., S. 28, vh. in The Lutheran Archives Center at Philadelphia. Mühlenberg schätzte Keppele offensichtlich sehr und bezeichnete ihn im Alter als seinen »alten, ehrlichen Freund« (The Journals of Henry Melchior Muhlenberg, hg. v. Theodore G. Tappert and John W. Doberstein, Philadelphia 1945 ff., Bd. 3, S. 295).
- 34 Gotthilf Kleemann: Die Orgelmacher und ihr Schaffen im ehemaligen Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1969, S. 119–123 u. S. 237.
- 35 Edward C. Wolf: The Organs At St. Michael's and Zion Lutheran Churches, Philadelphia; in: The Tracker. Journal of the Organ Historical Society 6 (1962), Heft 3, S. 7.
- 36 G. Kleemann: Die Orgelmacher, S. 116. Für ein identisches Instrument veranschlagte Schmahl 1736 1100 Gulden (ebd., S. 226).
- 37 »Die neue Versicherung Gottes an Philadelphien«. Ein Exemplar des Kantatentextes kam – wohl mit der Orgel – nach Philadelphia, wo es sich im Lutheran Archives Center erhalten hat (Kopie im Privat-Archiv des Verf.).
- 38 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, Widmung (unpag.).
- 39 Wolfgang v. Hippel: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984. Arnold Scheuerbrandt: Die Auswanderung aus dem heutigen Baden-Württemberg nach Preußen, in den habsburgischen Südosten, nach Rußland und Nordamerika zwischen 1683 und 1811. Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Beiwort zur Karte XII, 5, Stuttgart 1985.
- 40 A. Scheuerbrandt: Die Auswanderung, S. 1.
- 41 G. Mittelberger: Journey, S. XI. Die Konzentration der Deutschen in Pennsylvanien wurde von der englischen Kolonialverwaltung nicht ohne Sorge beobachtet (A. Lindauer: »Reise nach Pennsylvanien«, S. 54 f.).

- 42 Hermann Ehmer: Die Auswanderung aus Südwestdeutschland nach Nordamerika; in: USA und Baden-Württemberg, S. 41–49, Zitat S. 42. Wie Scheuerbrandt (S. 6) darlegt, lassen sich für Württemberg keine exakten Auswanderungszahlen gewinnen; einzelne Wellen sind jedoch erkennbar.
- 43 In diesem Zusammenhang ist vor allem die 1699 vollzogene Ansiedlung der Waldenser in unserem Gebiet (Pinache, Serres, Schöneberg usw.) zu erwähnen.
- 44 Das Reskript von 1750 verpflichtet die Behörden, den Auswanderungswilligen »den elenden Zustand derer dorthin reysenden und daselbst ankommenden Teutschen« vor Augen zu führen (USA und Baden-Württemberg, Abb. 18). Zu den Werbern: W. v. Hippel: Auswanderung, S. 67ff.
- 45 Mittelberger erklärt denn auch, er habe sein Büchlein verfaßt, weil ihn in Pennsylvanien »viele Württemberger, Durlacher [Badener] und Pfälzer ... gebetten, solches Elend und Herzeleid in Teutschland bekannt zu machen, damit ... nicht noch mehr unschuldige Seelen ... in gleiche Slavery gezogen werden möchten.« (G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 4f.).
- 46 ebd., Vorrede (unpag.).
- 47 Zu Diereville: J. Fr. Michaud: Biographie universelle, Graz 1967 (= Nachdruck der Ausgabe Paris 1854), Bd. 11, S. 43.
- 48 Helga S. Watt: Deutsche Reisebeschreibungen von Kaempfer bis Stolberg. Vielfalt und Tradition des Genres im 18. Jh., Diss. (masch.) Ann Arbor 1978, S. 26.
- 49 ebd., S. 230f.
- 50 ebd., S. 26f.
- 51 ebd., S. 79.
- 52 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 1 u. S. 6.
- 53 ebd., S. 4 u. S. 27–34. Als besonders abschreckendes Beispiel führt Mittelberger das Schicksal des Nagolder Vogts Paul Achatius Daser an, der von Betrügnern um sein ganzes Vermögen gebracht wurde und nur durch die Großherzigkeit von Mittelbergers Dienstherrn vor dem Schuldurm bewahrt blieb (S. 21–23). Zu Daser: Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch, Stuttgart 1957ff., Bd. 2, § 2644.
- 54 W. v. Hippel, S. 34.
- 55 Mittelberger, der viele englische Wörter in ihrer phonetischen Gestalt wiedergibt, schreibt »Kaupp« (Reise nach Pennsylvanien, S. 7f.).
- 56 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 7.
- 57 ebd., S. 11.
- 58 ebd., S. 9f.
- 59 Die Liste der männlichen Passagiere ist abgedruckt bei Daniel Rupp. Chronologisch geordnete Sammlung von mehr als 30 000 Namen von Einwanderern in Pennsylvanien ... von 1727 bis 1776, Hildesheim 1975 (= Nachdruck der Ausgabe 1931), S. 241f. Das hier aufgeführte Ankunftsdatum (29. September) bezieht sich auf den in Pennsylvanien noch immer geltenden Julianischen Kalender. Die Umstellung auf den in Europa gebräuchlichen Gregorianischen Kalender erlebte Mittelberger am 21. September 1753 selbst mit (G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 113).
- 60 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 34.
- 61 ebd., S. 14f.
- 62 Hellmuth Günther Dahms: Grundzüge der Geschichte der Vereinigten Staaten, Darmstadt 1983, S. 36.
- 63 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 13–19.
- 64 H. G. Dahms: Grundzüge, S. 36.
- 65 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 34.
- 66 ebd., S. 3.
- 67 ebd., S. 104f.
- 68 Halle-Reports, Philadelphia 1882, Bd. 2, S. 132; zit. bei: E. Wolf: The Organs, S. 7f.
- 69 E. Wolf: The Organs, S. 7.
- 70 Robert R. Drummond: Early German Music in Philadelphia, New York 1970 (= Nachdruck der Ausgabe 1910), S. 20.
- 71 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 104.

- 72 Bryon A. Wolverton: Keyboard Music and Musicians in the Colonies and United States of America before 1830, Diss. (masch.), Indiana University 1966, S. 29–31. Wicacoa ist heute Teil von Philadelphia.
- 73 ebd., S. 85 f.
- 74 R. R. Drummond: Early German Music, S. 20.
- 75 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 105. Aufgrund dieser Aufzählung entfällt auch die Möglichkeit, Mittelbergers Glaubwürdigkeit noch zu retten, indem man seine Angabe: »Mit der ersten Orgel, welche in der Stadt Philadelphia in einer hochdeutschen lutherischen Kirche stehet, bin ich ins Land gekommen«, so deutet, als habe er nicht die erste Orgel überhaupt ins Land gebracht, sondern nur die erste, die in einer deutschen Kirche stand.
- 76 ebd., S. 105.
- 77 B. A. Wolverton: Keyboard Music, S. 26 f. Von Kelpius existiert ein Choralbuch mit 72 deutschen Chorälen (ebd.).
- 78 R. R. Drummond: Early German Music, S. 13.
- 79 B. A. Wolverton: Keyboard Music, S. 13 f.
- 80 Carl Bridenbaugh: Cities in the Wilderness, New York 1960, S. 458 (zitiert bei B. A. Wolverton: Keyboard Music, S. 84).
- 81 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 104.
- 82 E. Wolf: The Organs, S. 7. Das Instrument tat seinen Dienst, bis es im Unabhängigkeitskrieg (1776–1783) beschädigt wurde. Nach einer Reparatur, die der berühmte Orgelbauer Tannenberg ausführte, diente das Instrument der Gemeinde bis 1815; dann wurde es durch ein neues ersetzt, in dem möglicherweise Teile der alten Schmahl-Orgel verwendet wurden. Das endgültige »Aus« kam im Jahr 1879, als die St. Michaels-Kirche aufgegeben wurde und die Gemeinde in die neue Zionskirche umzog (C. Haussmann: History of St. Michaels's and Zion Congregation, S. 28 u. 67).
- 83 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 2.
- 84 W. Fegely, H. Michel: Augustus Lutheran Church, S. 9. Die hier genannten Kosten von 329 000 Dollar für den Kauf der Orgel, den Bau der Empore und die Ausmalung der Kirche dürften jedoch viel zu hoch sein.
- 85 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 105.
- 86 W. Fegely, H. Michel: Augustus Lutheran Church, S. 9.
- 87 James Boeringer: Württemberg Organs in America; in: The Tracker 29 (1985), Heft 2, S. 19–21. Diese Aussage ist allerdings insoweit zu berichtigen, als Heilbronn in der betrachteten Zeit *nicht* zum Herzogtum Württemberg gehörte, sondern freie Reichsstadt war.
- 88 Joseph E. Illich: Colonial Pennsylvania. A History, New York 1976, S. 127 ff.
- 89 Dazu: A. Lindauer: »Reise nach Pennsylvanien«, S. 152 ff.
- 90 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 91 f.
- 91 ebd., S. 97–100. Eine knappe, aber gute Einführung in zahlreiche Einzelaspekte der deutschen Einwanderung findet sich in den mit umfangreichen Literaturangaben versehenen Beiträgen des Buches: Germans in America: Retrospect and Prospect. Tricentennial Lectures, Delivered at the German Society of Pennsylvania in 1983, ed. by Randall M. Miller, Philadelphia 1984.
- 92 Voraussetzung dafür war der Nachweis von Landbesitz (Hermann Wellenreuther: Glaube und Politik in Pennsylvanien, Köln 1972, S. 57).
- 93 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 43.
- 94 ebd., S. 103.
- 95 ebd., S. 37 f.
- 96 ebd., S. 110.
- 97 Der württembergische Morgen umfaßte 31,52 Ar (= 3125 qm).
- 98 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 55 f.
- 99 ebd., S. 55, 58 u. 61.
- 100 ebd., S. 86.
- 101 ebd., S. 71–76.
- 102 A. Lindauer: »Reise nach Pennsylvanien«, S. 140.
- 103 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 78, S. 85 f., S. 94 f.
- 104 ebd., S. 80 ff. In die gleiche Richtung zielt Mittelbergers Bemerkung, daß hier niemand von

- der Obrigkeit gestraft würde, »der eine Weibs-Person schwängert, und er will sie heurathen, es geschehe nun dieses vor oder nach ihrer Niederkunft, so hat er seine Schuld gebüßt« (ebd., S. 82). Wie in solchen Fällen die heimatliche Obrigkeit verfuhr, zeigt der Fall des Nußdorfer Metzgers Johann Friedrich Gögel aus der Zeit um 1710: Er mußte 20 Gulden Strafe »wegen frühem Beischlaf« bezahlen, obwohl er die Kindsmutter vor der Geburt ihres Kindes geheiratet hatte (Willi A. Boelcke: Über die ländlichen Lebensverhältnisse um die württembergische Amtsstadt Vaihingen; in: Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz, Bd. 5 (1987), S. 34).
- 105 ebd., S. 39, S. 78 ff.
- 106 ebd., S. 40 ff.
- 107 ebd., S. 82.
- 108 ebd., S. 42, S. 81, S. 87 f.
- 109 ebd., S. 88.
- 110 A. Lindauer: »Reise nach Pennsylvanien«, S. 145.
- 111 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 113.
- 112 ebd., S. 53; an Bodenschätzen, die man im »blauen Gebürge« fand, nennt Mittelberger reiche Lager an Kupfer, Schwefel und Eisen, die »man aber noch so viel möglich, verborgen hält«. Daneben erwähnt er Vorkommen von weißem und rotem Marmor (ebd., S. 90 f.).
- 113 ebd., S. 44.
- 114 ebd., S. 91.
- 115 ebd., S. 86.
- 116 ebd., S. 20, S. 42 ff; hart ins Gericht geht Mittelberger nur mit den »Sectirern«, bei denen es »ganz ärgerliche Prediger« gebe (S. 47 f.).
- 117 ebd., S. 57 f.
- 118 ebd., S. 58; als besondere Attraktion erwähnt Mittelberger, daß es in Philadelphia bereits ein Gymnasium gebe (S. 39).
- 119 ebd., S. 38 f., S. 50.
- 120 ebd., S. 45 ff., S. 57.
- 121 ebd., S. 51. Dieser Einschätzung entspricht ein Wort Mühlenbergs, der voll Zorn schrieb: »Pennsylvanien hegt und pflegt die verkommensten, durchtriebensten Sünder, die man in andern Teilen der Erde als Abschaum wegfehen würde.« Zitiert bei Reinhard R. Doerries: Immigrant Culture and Religion: Church and Faith Among German Americans; in: Germans in America, S. 75–91, Zitat S. 80.
- 122 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 58–71, S. 103 f.
- 123 ebd., S. 103 f.
- 124 ebd., S. 98 f.
- 125 ebd., S. 88–90.
- 126 Gaius Julius Caesar: Der Gallische Krieg, 6. Buch, Kap. 26 u. 27.
- 127 G. Mittelberger: Reise nach Pennsylvanien, S. 69 f.
- 128 ebd., S. 76 f.
- 129 Die Korrespondenz Heinrich Mühlenbergs, hg. v. Kurt Aland, Berlin, New York 1987, Bd. 2, S. 49; vgl. oben S. 161.
- 130 Pennsylvania German Church Records, hg. v. Don Yoder, Baltimore 1983, Bd. 1, S. 390.
- 131 Eine engere Verbindung zwischen der Alten und der Neuen Welt ergab sich erst wieder nach dem Tod des Jakob Salomon Mittelberger im Jahr 1811, da dieser keine Erben hinterließ. Die daraufhin einsetzende Auseinandersetzung um den Nachlaß, die erst 1871 beigelegt wurde, füllt einen ganzen Aktenband im Vaihinger Stadtarchiv und führte außerdem dazu, daß ein Stammbaum der Familien Mittelberger und Lang angefertigt wurde, der diesen Akten beiliegt (StadtAV, Inventuren und Teilungen).
- 132 Die Korrespondenz, Bd. 2, S. 49 f.
- 133 ebd., S. 115–117; offenbar machten die Schiffsbesatzungen in jener Zeit ab und zu auch Jagd auf Haie, die Mittelberger als »Schorken« (engl.: shark) bezeichnet.
- 134 ebd., S. 117–119.
- 135 ebd., S. 31 ff.
- 136 KB Enzweihingen.
- 137 lat.: Ehebrecherin.

- 138 HStASt A 236, Bd. 221, Bl. 313 u. 342. Im Januar 1756, als Mittelberger wohl gerade auftragsgemäß über seinem Manuskript saß, entschied der Oberrat, Mittelberger aus Enzweihingen schnellstmöglich »um die personalfreiheit ... auszuschreiben« (ebd., Bd. 222, Bl. 9a); es ist allerdings nicht sicher, daß sich dieser Eintrag auf *Gottlieb* Mittelberger bezieht, da sein Bruder Christoph Salomon sich seit 1754 als Chirurg und Barbier in Enzweihingen etabliert hatte.
- 139 StadtAV V, Nr. 882.
- 140 HStASt A 206, Bü 2423; 1 Schuh = 28,64 cm.
- 141 F. Wollmershäuser: G. Mittelberger, S. 537. Bei der Abfassung des Testaments der in seinem Haus wohnenden Witwe Carolina Jacobina Haag vom 21. Sept. 1863 fungierte Mittelberger als Zeuge; er wird dabei nicht nur als »Thorschreiber auf dem Stuttgarter Thorwachhaus« erwähnt, das Dokument enthält auch sein Siegel und seine Unterschrift (Stadtarchiv Ludwigsburg [StadtA Lb], H 1185).
- 142 StadtA Lb, Ludwigsburger Kirchenregister 1752–1777.
- 143 LkA KB 519 Gerlingen.
- 144 Robert Uhlend: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953, S. 157. Zur Militärakademie war die einstige »Pflanzschule« im März 1773 erhoben worden (ebd., S. 99); in diesem Zusammenhang dürfte Kellenbach berufen worden sein.
- 145 Otto v. Alberti: Württembergisches Adels- und Wappenbuch, Neustadt a. d. Aisch 1975 (= Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1889–1916), S. 392. Bei der Taufe des am 22. März 1807 in Ludwigsburg geborenen ältesten Sohnes Carl Friedrich Christian Franz des Christian Kellenbach tauchen der in englischen Diensten stehende Bruder nebst Ehefrau und die jetzt in Stuttgart lebenden Großeltern Kellenbach als Paten auf (StadtA Lb, Kirchenregister 1802–1826).
- 146 F. Wollmershäuser, S. 438. Bereits 1788 sind im Meßbuch der Stadt Ludwigsburg mit Friedrich Klöpfer und Jakob Stuber neue Besitzer für das Haus an der Karlsstraße verzeichnet, denen die Erben das Haus verkauft hatten (StadtA Lb, L 165, Bd. 9a, nach S. 20).
- 147 Bernd Otnad: Die politischen Beziehungen; in: USA und Baden-Württemberg, S. 100.
- 148 KB Enzweihingen. Der bei Handlin und Clive (Vorwort, S. XIV f.) aufgeführte Christian Mittelberger ist identisch mit dem erwähnten Johann Christoph Mittelberger; das von ihnen angegebene Auswanderungsziel Rußland ist falsch, auch wenn der Titel des Buches, in dem sie Mittelberger als Auswanderer gefunden haben, dies nahelegen scheint: Karl Stumpp: Ostwanderung. Akten über die Auswanderung der Württemberger nach Rußland 1816–1822, Leipzig 1941, S. 156. Stumpp zitiert jedoch lediglich eine Meldung aus dem »Schwäbischen Merkur«, in der zwar die Auswanderung gemeldet wird, jedoch kein Auswanderungsziel angegeben ist.

Feudalismus und Wirtschaft – Anmerkungen zur Geschichte Ludwigsburgs*

Von Berthold Leibinger

Auf den ersten Blick und statistisch gesehen ist Ludwigsburg eine moderne Industriestadt. Die Zahlen scheinen dies eindeutig zu belegen. Von den fast 77 000 Einwohnern der Stadt arbeiten über 16 000 in der Industrie. Mehr als 50 große und mittlere Unternehmen sind hier angesiedelt. Darüber hinaus ist Ludwigsburg Hauptsitz vieler namhafter Dienstleistungsunternehmen. Fast das gesamte Dienstleistungsspektrum ist hier vertreten.

Die Wirtschaftskraft ist bedeutend. Gemessen am Bruttosozialprodukt pro Einwohner nimmt Ludwigsburg einen der ganz vorderen Ränge in der doch sehr wirtschaftsstarken Bundesrepublik Deutschland ein. Dies beweist nicht zuletzt die Tatsache, daß in der Stadt mehr als 33 000 Menschen, das heißt 43 Prozent der Bevölkerung, in der Wirtschaft arbeiten. Auch der Exportbeitrag der Ludwigsburger Wirtschaft ist beachtlich und die Arbeitslosigkeit so gering, wie kaum irgendwo sonst in der Bundesrepublik Deutschland.

Diese Zahlen können aber den Geist der Stadt nur unzureichend beschreiben. Die Spuren der feudalistischen Vergangenheit sind in Ludwigsburg allgegenwärtig. Das Schloß mit prächtigen Sälen und Hunderten von Zimmern prägt das Bild dieser Stadt unverändert. Die Barockgärten, die geometrische Ordnung der Straßen, der Strahlenkranz von Lustschlössern um diese Stadt, Favorite, Monrepos, Solitude lassen absolutistischen Willen und Machtanspruch unverändert sichtbar werden. Selbst der neueste Prachtbau Ludwigsburgs, das Forum am Schloßpark, nimmt auf die große Vergangenheit behutsam Rücksicht; zum Glück – möchte man dazu sagen.

Ich bin in Korntal, etwa 8 Kilometer von hier, aufgewachsen und die kleine Schulstadt, die Korntal zu meiner Jugend war, wird durch die Solitude-Allee, die schnurgerade Verbindung zwischen dem Schloß in Ludwigsburg und dem Jagdschloß Solitude, das gleichzeitig Sommerresidenz des Herzogs Karl Eugen war, tangiert. Diese Solitude-Allee war übrigens Basis der württembergischen Landvermessung, hatte also später eine durchaus nützliche Verwendung. Ursprünglich aber diente sie der schnellen Verbindung zwischen der Residenz und dem Lustschloßchen. Die Geradheit der Verbindung entsprach wohl auch dem modischen Ideal des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wobei man sich in Württemberg seit alters her die Geschichte erzählt, daß Herzog Karl Eugen, als ihm im Sommer einmal der Sinn nach einer Schlittenfahrt stand, befahl diese Allee mit Salz – damals ein kostbares Gut – zu bestreuen, worauf er im August per Schlitten von Ludwigsburg auf die Solitude eilte.

Für uns hatte Ludwigsburg, dieser und ähnlicher Geschichten wegen, eine besondere Bedeutung – es hatte etwas fast Märchenhaftes an sich – wenngleich, wenn man in den dreißiger und vierziger Jahren in die Stadt kam und am Bahnhof ausstieg, von feudaler Vergangenheit zunächst nichts zu spüren war.

* Vortrag bei der Stadtgründungsfeier der Stadt Ludwigsburg am 6. Mai 1988

Man fand die Stadt damals eingehüllt in eine Duftwolke von Zichorie, die geröstet wurde und aus der man den deutschen Kaffee bereitete. Franck war, mindestens was den Geruch angeht, aber wohl auch darüber hinaus, das dominierende Unternehmen in Ludwigsburg.

Als ich meinen Kindern vor einigen Jahren dies erzählte und die Zichorie erwähnte, wußten sie nicht, was das ist. In Meyer's Konversationslexikon – 1886, also vor über 100 Jahren, von meinem Urgroßvater angeschafft – haben wir es dann nachgelesen.

Zweieinhalb Seiten sind in diesem Lexikon der Zichorie gewidmet (das Atom wird auf weniger als einer halben Seite abgehandelt) und man kann erfahren, daß im Deutschen Reich zu jener Zeit der Zichorienkaffee, also der Kaffee-Ersatz das beliebteste Getränk war, wobei der Autor anmerkt, daß die Wurzel, die er beschreibt, »sich durch nichts empfehle, zum Kaffee-Ersatz verwendet zu werden«.

Trotzdem: 123 Zichoriefabriken gab es im Deutschen Reich zu jener Zeit, 10000 Hektar wurden mit Zichorie bebaut und 4 Millionen Zentner jährlich geerntet.

Dies alles ist verschwunden und in den Köpfen der jungen Menschen vergessen, obwohl sich damals wahrscheinlich 123 Fabrikanten und Tausende von Bauern, die Zichorie anbauten oder rösteten, nicht vorstellen konnten, daß dies jemals anders sein werde.

Ich habe diese Anekdote, meine Damen und Herren, an den Anfang meiner Anmerkungen gestellt, die unter der Überschrift »Feudalismus und Wirtschaft« stehen, um sozusagen gleich von Anfang an zu sagen, daß das Wesen der Wirtschaft die Veränderung, nicht der Bestand ist. Deshalb fand ich den Gedanken von Oberbürgermeister Henke anlässlich Ihrer Stadtgründungsfeier, auch aus der Sicht der Wirtschaft einmal etwas zur Geschichte dieser Stadt zu sagen, interessant und ich danke Ihnen sehr für die Einladung, heute zu Ihnen zu sprechen.

Wenn in der Architektur die Spuren der feudalen Vergangenheit so evident sind, wenn Schloß, Straßen, Alleen und Gärten den großen Wurf, den die Herzöge geplant haben, auch heute noch erkennen lassen, dann muß es doch reizvoll sein zu untersuchen, was von den wirtschaftlichen Intentionen der Herrscher, die es ja durchaus gab, übrig geblieben ist.

Lassen sich in der wirtschaftlichen Entwicklung dieser Stadt Spuren nachzeichnen, die den fürstlichen Willen auch heute noch erkennen lassen? Gibt es auch hier – weniger sichtbar vielleicht – Ursprünge und Bezüge im 18. Jahrhundert? Hat sich dies alles, was mit vielen Schwierigkeiten, Ungemach und Lasten für die Bürger dieses Landes begann, zum Guten gewandt?

Bei Baubeginn des Schlosses, 1704, dachte man an die Wirtschaft, sofern es damals schon so etwas wie Wirtschaft im heutigen Sinn gab, nur als Geldquelle. Das Bauvorhaben war, gemessen an der wirtschaftlichen Kraft dieses armen Landes, eindeutig zu anspruchsvoll und zu teuer. Die Bürger wurden durch zusätzliche Abgaben und Frondienste in übermäßiger Weise belastet, selbst die Kirchenkasernen wurden geplündert.

Man erfand neue Abgaben, zum Beispiel »Spatzengelder«. Angeblich zum Wohle dieses Landes, mußte jeder Bürger jährlich eine bestimmte Anzahl toter Spatzen abliefern, um dadurch zu dokumentieren, daß er an der Bekämpfung der Spatzenplage teilhatte. Wenn er sein Soll nicht erfüllte, mußte er eine Geldleistung erbringen.

Nach der Etablierung des Hofes in Ludwigsburg begann dann der Hof mit der Wirtschaftsförderung. Man brauchte eine Stadt, um die Bedürfnisse befriedigen zu können, eine Stadt mit Kaufleuten, bei denen man einkaufen konnte, mit Handwerkern, die die Accessoires herzustellen wußten, die man brauchte, und mit Künstlern, die das Leben verschönten. Die Ansiedlung der Handwerker und Kaufleute wurde durch Privilegien gefördert.

Das staatliche Förder-Instrumentarium ist dem heutigen nicht so unähnlich. Mit kostenlosem Bauland, mit Steuerbefreiung, bis zur Zurverfügungstellung von Brennholz versuchte man die Ansiedlung zu fördern. Trotzdem ging sie nur langsam voran.

1715, also 11 Jahre nach dem Baubeginn des Schlosses, wurde der Aufruf wiederholt. Die Stadt wuchs dann auch, nachdem das Mißtrauen der Schwaben, daß es sich bei der Stadtgründung nur um eine vorübergehende Fürstenlaune handle, langsam zurückging. 1725 hatte Ludwigsburg schon 1700 Einwohner, 1726 2400, 1733, im Todesjahr von Eberhard Ludwig, waren es schon beinahe 6000, immerhin zwei Drittel der ehemaligen Landeshauptstadt Stuttgart, die im gleichen Jahr etwa 9000 Einwohner umfaßte.

Die Wirtschaft war auf den Hof zentriert. Seine Bedürfnisse mußten befriedigt werden, dort war auch Geld vorhanden. Versuche, darüber hinausgehende, überregionale Wirtschaft in Ludwigsburg anzusiedeln, schlugen fehl. Solche Versuche gab es zur Regierungszeit Eberhard Ludwigs durchaus.

Man versuchte etwa Buchdrucker oder eine Ledermanufaktur nach Ludwigsburg zu bekommen, vergeblich. Die Verkehrsanbindung war zu schlecht und auch die fehlende Wasserkraft, modern ausgedrückt: die Energieversorgung, lag im argen.

1733, nach dem Tod Eberhard Ludwigs, wurde unter seinem Nachfolger, Karl Alexander, der Hof wieder nach Stuttgart verlegt. Ludwigsburg erlebte einen wirtschaftlichen Absturz. Die völlige Abhängigkeit vom Hof rächte sich bitter. Die Einwohnerzahl sank innerhalb eines Jahres um 3300 auf knapp über 2000 Personen. In einer Woche sollen 400 Gesellen und Handwerker von Ludwigsburg weggezogen sein.

Es gab durchaus Versuche des Hofes, gegenzusteuern. Staatliche Strukturpolitik wurde auch damals schon betrieben. Man begann im größeren Umfang mit der Stationierung von Militär in Ludwigsburg, und man versuchte, wiederum mit den bewährten Mitteln Steuerfreiheit, billigen Gebäuden – man hatte genügend leerstehende – Gewerbe hier anzusiedeln. Auch die ersten Pläne für die Porzellanfabrik stammen aus dem Jahr 1736. Sie wurden aber damals nicht realisiert.

Realisiert wurde die Idee einer Tabakfabrik in Ludwigsburg, die den einheimischen Tabak – schon Eberhard Ludwig hatte begonnen, Tabakbau im Lande einzuführen – verarbeiten sollte. Der Finanzminister Karl Alexanders, des Nachfolgers von Eberhard Ludwig, Süß-Oppenheimer, organisierte den Bau der Tabakfabrik und vergab die Privilegien.

Die Tabakfabrik beschäftigte zu ihrer Blütezeit 120 Personen. Sie war aber nur lebensfähig, weil der Import von Tabakwaren aus dem Ausland, die bei der Bevölkerung viel beliebter waren, strikt verboten wurde. Wörtlich heißt es, daß es »dem Zivil- und Militärstande bei Strafe verboten« sei, »Tabak vom Ausland zu beziehen, sei er geschenkt, gekauft, getauscht oder gefunden«.

Man befand sich mit dem Gedanken einer durch Schutzzölle geschützten hei-

mischen Industrie, die man natürlich als Steuer- oder Einnahmequelle sah, im 18. Jahrhundert in guter Gesellschaft. An vielen Höfen war das merkantilistische Gedankengut des Franzosen Colbert, der schon im 17. Jahrhundert den Etatismus geprobt und praktiziert hatte, in hohem Ansehen. Nur: Lebensfähig war diese Industrie auf die Dauer nicht. Sobald die Schutzzölle fielen, mußte sie dem Klima weichen.

Ähnlich erging es einer zweiten geförderten Industrie: der Seidenzucht. 1735 von Reuss & Bohwald begonnen, mit Steuerfreiheit und anderen Vergünstigungen versehen, war das Unternehmen schon 1736 in tiefen finanziellen Schwierigkeiten. Auch als man die Seiden- und Florfabrikation 1739 mit dem Arbeitshaus vereinigte, wo man wahrlich über billige Arbeitskräfte verfügte, kam man auf keinen grünen Zweig. Zwanzig Jahre später wurde die Seidenindustrie in Ludwigsburg wieder aufgegeben.

Das dritte Projekt, die Porzellanmanufaktur, war in den gleichen Jahren bereits ausformuliert, wurde aber dann nicht begonnen, da man entdeckte, daß man wohl nur Belastungen und keine Steuereinnahmen damit beim Rentamt der herzoglichen Güterverwaltung haben werde.

Der zweite »Gründer« Ludwigsburgs war Herzog Karl Eugen. Er verlegte seine Residenz 1764 von Stuttgart wieder hierher und mit ihm blühten Handel und Wandel in Ludwigsburg wieder auf.

Und wieder wuchs die Einwohnerzahl. Waren es 1764 knapp 5000 Einwohner, so stieg ihre Zahl kontinuierlich im nächsten Jahrzehnt auf über 11000 Einwohner.

Wiederum die Vergleichszahl von Stuttgart: 15200 Einwohner hatte Stuttgart im Jahr 1774, als es Herzog Karl Eugen gefiel, seinen Hof wieder dorthin zu verlegen.

Der wirtschaftliche Aufstieg Ludwigsburgs unter Herzog Karl Eugen war noch stärker auf den Hof konzentriert. Die Hofhaltung war aufwendiger als irgendwo sonst. 191 Kammerherren und Junker residierten am Hofe, 1768. Friedrich der Große hatte zur selben Zeit gerade 60...

Die Ausrichtung der Wirtschaft auf den Hof ist fast vollkommen. Die Handwerkerrolle der Stadt liest sich wie das Lieferantenverzeichnis eines Hofes des 18. Jahrhunderts.

Auch die Porzellanfabrik, die Manufaktur, wird in diesen Jahren begonnen. Bedeutende Zuschüsse aus der herzoglichen Kasse waren erforderlich, denn der Standort war nicht günstig, die Porzellanfabrik mußte ihr Rohmaterial, die Porzellanerde aus der Gegend von Passau beschaffen. Außerdem fehlte die Energie – Holz- und Wasserkraft waren in unzureichendem Maße vorhanden. 1766, auf dem Höhepunkt, beschäftigte die Manufaktur 154 Arbeiter. Zur gleichen Zeit wohnten und lebten aber über 4000 Soldaten in Ludwigsburg, die durch hohe Abgaben der Bevölkerung im ganzen Land finanziert werden mußten.

In der Folge wird übrigens die Porzellanmanufaktur zweimal geschlossen, 1824 und dann wieder 1924, nachdem erst 1920 der Betrieb wieder aufgenommen worden war. Erst in unseren Tagen mit unserer breiten wirtschaftlichen Basis ist der Absatz der Manufaktur gesichert.

1775, also nach 11 Jahren, legt Karl Eugen ohne äußere Begründung den Sitz des Hofes wieder nach Stuttgart und wieder kollabiert Ludwigsburg wirtschaftlich.

1785 gibt es nur noch 5400 Einwohner. Erst im Zeitalter Napoleons, als die Transportwege verbessert werden und eine Schiffsverbindung nach Heilbronn in Cannstatt eingerichtet wird, belebt sich die Wirtschaft in Ludwigsburg. Ganz und gar abhängig bleibt sie vom Staat; Rüstungs- und Ausrüstungsindustrie für militärische Zwecke wird hier angesiedelt.

Und die Residenz ist wieder hier! König Friedrich empfängt in Ludwigsburg Napoleon und macht Ludwigsburg zu einer der schönsten Städte Deutschlands.

Aber 1820 zieht sich König Wilhelm I. wieder nach Stuttgart zurück und »entschädigt« die Stadt mit der Vergrößerung der Garnison.

Zwischen 1818 und 1851 stagniert Ludwigsburg. 10000 Einwohner hat man erreicht und hält dies auch einigermaßen, aber unter den 10000 Einwohnern sind mindestens 3000 Soldaten – und die haben wenig Geld. Das Geschäftsleben erlahmt, die Steuerkraft geht zurück, die Armenlasten liegen weit über dem Landesdurchschnitt.

Die wirtschaftliche Entwicklung besserte sich erst Mitte des 19. Jahrhunderts. 1846 wird die Eisenbahnlinie nach Stuttgart gebaut, eine für Ludwigsburg außerordentlich wichtige bessere Verkehrserschließung ist gegeben. Ein Handels- und Gewerbeverein wird gegründet und eine Bank für seine Mitglieder eröffnet. Auch die Einrichtung einer Fortbildungsschule für die berufliche Ausbildung fällt in diese Zeit.

Ludwigsburg hat auch seinen ersten Exportschlager, den Zichorienkaffee, »Aecht Franck«. Das Volksgetränk wird europaweit verkauft und bringt Geld und Beschäftigung nach Ludwigsburg.

1500 Beschäftigte hat Franck schon im Jahr 1889. 1000 Zentner Franck-Kaffee – also nicht nur Zichorie-, sondern auch Malz- und Gerstenkaffee – werden in diesem Jahr verkauft.

Franck ist kein Einzelfall. Seine Entwicklung ist eingebettet in einen wirtschaftlichen Aufbruch, der im ganzen Land stattfindet. Vor allem die Metallindustrie entwickelt sich, auch die Textilindustrie. Die Chemieindustrie entsteht, Druckereien siedeln sich an, daneben aber auch Spezialisten, wie die Orgelfabrik Walker, die weltberühmt wurde.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

eine ganze Reihe von Erfahrungen und Erkenntnissen lassen sich aus der Betrachtung der wirtschaftlichen Entwicklung Ludwigsburgs im Zeitalter des Feudalismus und Absolutismus ableiten.

Zunächst: Die Wirtschaft ist ganz und gar von der Präsenz des Hofes in Ludwigsburg abhängig. Sie atmet förmlich im Rhythmus mit der Anwesenheit oder Abwesenheit des Hofes. Fehlt er, mangelt es an Beschäftigung und die Einwohnerzahlen gehen drastisch zurück.

Zweitens bestimmen die Bedürfnisse des Hofes das produzierte Warenspektrum. Die Wirtschaftslenker und Wirtschaftsförderer können sich – mindestens zunächst – nur an ihren eigenen Bedürfnissen orientieren: Seide, Porzellan, Tabak, Perücken und der dazugehörige Puder. Viel weiter reicht die Phantasie in der Regel nicht.

Dort, wo man überregional zu denken versucht – die Tabakindustrie wäre ein solches Beispiel – werden die Grenzen der staatlichen Wirksamkeit sichtbar. Sie hören ganz schlicht an der Staatsgrenze, wo das Tabakmonopol endet, auf. Man muß gerecht sein. Die Tabakindustrie war tatsächlich im Südwesten Deutschlands

im 18. und 19. Jahrhundert eine ganz bedeutende wirtschaftliche Unternehmung; nur eben nicht in Württemberg, wo das Klima für die Tabakpflanzung so ungünstig war.

Im Großherzogtum Baden war die Tabakindustrie im 19. Jahrhundert der wichtigste Wirtschaftszweig. 37 500 Beschäftigte waren 1902 in der badischen Tabakindustrie zu verzeichnen. In Württemberg waren es weniger als 1000.

Dies sind jedoch nur die vordergründigen Aspekte und Probleme staatlicher Wirtschaftsförderung im feudalen 18. Jahrhundert, auf das wir ja blicken.

Mir scheint deutlich zu werden, daß man immer nur in vorhandenen, in bekannten Kategorien denken kann. Was man kennt und was man braucht wird gefordert und gefördert. Kühne und unerwartete Gedanken werden nicht hervorgebracht.

Nicht nur die Alleen und Wege sind in den Barock- und Rokoko-Schlössern und Gärten auf einen Punkt gerichtet, auch die Gedanken des Hofes und der Staatsverwaltung führen auf einen zentralen Punkt, eben auf den Herrscher zu. Und hier ist – mindestens die wirtschaftliche – Vorstellungswelt begrenzt. Unerwartetes ist da nicht zu erwarten.

Bitte mißverstehen Sie mich nicht! Auch die Wirtschaft wird sich in aller Regel an dem orientieren, was es bereits gibt. Aber wo viele einzeln für sich handeln, aus Eigensinn oder Eigennutz neue Wege suchen, die zu besseren Bedingungen führen, wird immer wieder einer über den gewohnten Gedankenkreis hinausdenken und einen Schritt ins Unbekannte tun. Viele werden dabei Schiffbruch erleiden, aber einigen wenigen gelingen immer wieder unerwartete Erfolge, an denen sich andere orientieren können.

Es soll nicht der Eindruck vermittelt werden, daß wirtschaftlicher Fortschritt nur eine statistische Größe sei. Wenn man die Veränderungen, die in unserer Wirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dann wieder nach dem Zweiten Weltkrieg eingetreten sind, verstehen will, genügt es sicher nicht, zu sagen, daß die Entscheidung eben nunmehr auf viele Köpfe verteilt und damit Fortschritt bewirkt worden sei. Ein komplexes System wie die Wirtschaft wird immer von vielen Faktoren beeinflusst.

Im 19. Jahrhundert war sicher die technische Entwicklung so weit gediehen, daß Waren in großen Mengen zum Nutzen vieler hergestellt werden konnten, wobei die Verfügbarkeit von Energie und die Verfügbarkeit von Eisen und Stahl in großem Umfang entscheidende Voraussetzungen waren. Nötig war aber auch, daß den Unternehmern ein entsprechender Freiheitsraum eingeräumt wurde, der ihnen im Absolutismus des 18. Jahrhunderts nie zugestanden worden war. Im 19. Jahrhundert gab es starke Liberalisierungstendenzen – etwa der Beitritt zum Zollverein oder auch der Ausbau des Eisenbahnnetzes oder die Gewerbeförderung durch Steinbeis, sind zu nennen.

Wichtig war auch der Anreiz, das Erreichte behalten zu dürfen, oder wenigstens zugerechnet zu bekommen.

Nach neuen deutschen Begriffsbestimmungen nennt man dies »Verbesserungen der Rahmenbedingungen«. Dies ist bis zum heutigen Tag eine wichtige Aufgabe des Staates.

Zur erfolgreichen Wirtschaftsentwicklung gehört aber auch – nach meiner Überzeugung – der wirtschaftliche Druck, die existentielle Notwendigkeit, sich im Markt durchzusetzen. Staatliche Förderung für einzelne – und sie kommt ja

bei direkten Eingriffen nur dem einzelnen zu – führt diese immer in die Gefahr, sich mehr auf die Gunst anderer, als auf die eigene Kunst zu verlassen.

Wenn wir einmal unterstellen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser Stadt alle die gerade skizzierten positiven wirtschaftlichen Aspekte vorhanden waren, so glaube ich trotzdem nicht, daß diese allein genügen, die fast dramatische Entwicklung der Wirtschaft dieser Stadt in diesen Jahrzehnten zu erklären. Es muß noch etwas anderes dazugekommen sein, denn ähnliche Voraussetzungen bestanden auch anderswo, ohne daß es zu gleichen Entwicklungen gekommen wäre.

Es muß eine Grundstimmung – eine Motivation sagen wir heute – für viele gegeben haben, ein unternehmerisches Wagnis auf sich zu nehmen und mit Fleiß, Hingabe und Erfindungsreichtum wirtschaftlich tätig zu werden.

Lassen Sie mich einen, vielleicht etwas gewaltsamen Sprung tun, in das schon erwähnte Korntal, an der Solitude-Allee gelegen, gerade 8 Kilometer von hier. 1819 von 68 Familien gegründet und mit königlichen Privilegien ausgestattet, war es im 19. Jahrhundert ein Hort des württembergischen Pietismus. Die Gründer Korntals waren mit theologischen Tendenzen in der Landeskirche nicht einverstanden, viele Pietisten wanderten deshalb nach Rußland und USA aus.

König Wilhelm I. wollte dieser Auswanderung Einhalt gebieten, und so kam es zur Gründung Korntals, des »heiligen Korntal«, wie es im ganzen Lande hieß. Die Gemeinde hatte eine Verfassung, die durchaus christlich-kommunistische Züge enthielt, wengleich der Grundbesitz nicht gemeinsam war. Es gab aber eine Gemeindehandlung, ein Gemeindegasthaus (im gemeinsamen Besitz aller Brüder und Schwestern) und gleiche Grabsteine im Begräbnisgarten, wie man den Friedhof nannte.

Die Häuser waren sehr leicht gebaut, weil Johann Albrecht Bengel, der schwäbische Prälat und Verkünder des Pietismus, die Wiederkunft Christi für 1836 vorausgerechnet hatte.

1936, als ich in Korntal zur Schule kam, standen die Häuser aus den Gründertagen immer noch. Ich weiß das bestimmt, denn wir Buben konnten zu viert oder fünft durch rhythmisches Anschlagen mit unseren Hintern das Haus des Bäckers Josua Banshaaf in gefährliche Schwingungen versetzen. Ein Nervenkitzel ganz besonderer Art. Der Bäcker schlief meistens, wenn wir von der Schule kamen und beschimpfte uns dann fürchterlich – mindestens in dem Rahmen, der einem Frommen gesteckt ist.

Der Pietismus, der geistige Wurzeln im englischen Puritanismus hat, war in Württemberg zu jener Zeit eine sehr starke Kraft. (Zur Feier des 25jährigen Bestehens Korntals, 1844, kamen 8000 Pietisten aus dem ganzen Land.) Seine Ideen haben das Denken der Menschen hierzulande nachhaltig beeinflußt.

Der Pietismus lehrte seinen Jüngern – gestatten Sie mir, daß ich theologisch vereinfache – daß Fleiß, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und vor allem Tätig-Sein, das sei, was Gott von uns erwarte.

Dieses Tätig-Sein in der Hinwendung zu Gott war in den frühen Tagen Korntals so ausgeprägt, daß die Brüder, wenn sie auf dem Acker arbeiteten, ihre Jacken immer auf der Ostseite des Ackers ablegten, um dem Herrn entgegengehen zu können (unter Mitnahme der Jacke), wenn dieser denn von Osten käme.

Ich will mich weder über die Pietisten lustig machen, noch sie als die großen Veränderer apostrophieren. Aber ich meine, daß eine Bereitschaft vieler vorhan-

den gewesen sein muß, deren Handeln durch ethische Grundsätze, die auf wirtschaftliches Tun gerichtet waren, bestimmt wurde.

Der Pietismus, oder – erweitert – die protestantische Ethik (ich verweise auf Max Weber), ist sicher nur eine der geistigen Strömungen, die zu den großen wirtschaftlichen Veränderungen geführt haben.

Was ich sagen will, ist, daß es zur Erklärung des wirtschaftlichen Aufbruchs nicht genügt, auf den Erwerbstrieb oder gar die Besitzgier der Menschen zu verweisen. Es genügt auch nicht, dies alles den veränderten Rahmenbedingungen zuzuschreiben. Beruf als Berufung verstanden, Pflichterfüllung im Beruf, das sind Tugenden, die für Veränderung sorgen können. Wichtig ist, daß viele diese Überzeugungen haben, erst dann kann jenes Momentum entstehen, das die Welt verändert.

Es würde sicher den Rahmen eines Vortrages sprengen, wenn ich versuchen würde, die Brücke zu unseren Tagen zu schlagen.

Soviel vielleicht aber doch:

Unser Umfeld hat sich fast dramatisch verändert. Die Freiheitsräume für alle am Wirtschaftsleben Beteiligten haben sich vergrößert. Unser demokratisches System bietet uns nie geahnte wirtschaftliche Möglichkeiten. Das Verhältnis von Staat und Wirtschaft läßt sich als positives Spannungsfeld umschreiben, wo es zwar immer wieder Schnittstellenprobleme gibt, das aber von Grundübereinstimmungen getragen wird. Dies gilt im besonderen Maße für das Land Baden-Württemberg.

Dies ist die positive Seite. Es gibt auch eine negative. Wir spüren wohl alle, meine sehr verehrten Damen und Herrn, daß uns etwas verloren gegangen ist, trotz aller wirtschaftlichen Erfolge. Wir empfinden, daß die ethische Gemeinsamkeit verloren ging, und daß es an von Idealismus getragenen Schwung fehlt.

Unsere Antworten müssen sicher anders lauten, wie die der Pietisten des 19. Jahrhunderts. Wir sollten aber immer eingedenk bleiben, daß es letztlich geistige Kräfte sind, die die Welt verändern.

Asperg im 2. Weltkrieg

Aus den Erinnerungen des Bürgermeisters Hermann Käser †

Auszüge aus dem Kriegstagebuch von Bürgermeister Hermann Käser † konnten wir in den Ludwigsburger Geschichtsblättern 38, S. 132–152 veröffentlichen. Als Ergänzung hierzu können die im folgenden abgedruckten Auszüge aus Hermann Käasers nach dem Krieg verfassten Erinnerungen dienen, die von Paul Müller, Asperg, zum Druck vorbereitet wurden.

W. S.

Kriegsausbruch

Den polnischen Korridor und die Stadt Danzig nahm Hitler zum Anlaß für den Krieg. Am 1. September 1939 verkündete er im Rundfunk, seit heute früh sind deutsche Truppen in Polen einmarschiert...

Allgemeine Mobilmachung war nicht vorausgegangen. Vom 23. August an waren durch das Wehrbezirkskommando einzelne Gestellungsbefehle ausgegeben worden und erst am 25. August wurde verlautbart, daß für die Garnison Ludwigsburg und allgemein Mobilmachung angeordnet sei.

...Asperg zeigte gleich ein kriegeres Bild. Vom 26. August ab werden hier 3 Kompanien des Inf.Regts. 390 mit 540 Mann eingekleidet und aufgestellt, der übrige Teil des Regiments in den Nachbarorten. Die Mannschaften lagen in Schul- und Wirtschaftssälen. Die Bekleidung lagerte seit zwei Jahren hier in verschiedenen Räumen für den Mobilmachungsfall; die Waffen holten hiesige Fuhrleute von Ludwigsburg bei. Am 2. September 1939 rückte das Regiment per Bahn zur Westfront ab, zunächst nach Östringen bei Bruchsal.

In Möglingen fand in diesen ersten Tagen Pferdemusterung statt. Asperg mußte von seinen 45 Pferden 16, die besten, abgeben, die abgeschätzt und den Eigentümern bezahlt wurden. Noch zweimal fanden während des Kriegs Pferdeaushebungen statt. Fast nur alte, verbrauchte Tiere waren noch vorhanden, sodaß nur weitere 4 Pferde wegkamen.

Nach der Niederwerfung Frankreichs vom 10. Mai bis 25. Juni 1940 hoffte man, der Krieg sei zu Ende und man dachte bereits an intensiven Wohnungsbau; die Gemeinde traf diesbezügliche Vorbereitungen, erwarb Baugelände.

Luftkrieg

Den totalen Krieg bekam die Zivilbevölkerung vor allem in den sich ständig steigenden Luftangriffen zu verspüren; die Technik des Menschen vernichtete sich selbst und seine Werke!

Schon von 1933 ab wurde die Bevölkerung systematisch auf den Krieg aus der Luft vorbereitet und geschult unter dem Motto: »Luftschutz tut not«. Im Ernstfall war mit dem Abwurf von Spreng- und Brandbomben und von Gas zu rech-

nen. Zwar unterblieb beiderseits die Verwendung von Gas, wohl aus Furcht vor den schlimmen, unmenschlichen Folgen, jedoch war die Wirkung der gegen Ende des Kriegs aus Hunderten und Tausenden von Flugzeugen abgeworfenen schweren Bomben nicht weniger verheerend. Ihre sog. fliegenden Festungen luden... bis zu 40 Zentner Bomben... über dem Zentrum der Städte ab. Nicht nur Zahl und Größe der Flugzeuge wuchs während des Kriegs, auch die Sprengwirkung der Bomben steigerte sich durch Herstellung gefährlicherer Brisanzstoffe. Was die Sprengbomben übrig ließen, zerstörten Brand- und Phosphorbomben. In dunkelster Nacht erreichten die Feindflieger genau ihr Angriffsziel mit Hilfe des Radargeräts, einer technischen Erfindung der Amerikaner und Engländer in den letzten Kriegsjahren, mit dem sie auch den U-Bootkrieg gewannen. Mit einer derartigen feindlichen Luftüberlegenheit rechnete Deutschland nicht. Hatte doch zu Beginn des Kriegs der großsprecherische Hermann Göring als Führer der Luftwaffe geäußert, die deutsche Luftwaffe solle dafür sorgen, daß kein Feindflugzeug Bomben über Deutschland abwerfe.

Die Vorbereitung auf den Luftkrieg beschränkte sich in der Vorkriegszeit im Wesentlichen auf Verdunkelung der Gebäude, deren Entrümpelung gegen Ausbreitung von Bränden, behelfsmäßige Herrichtung der Keller als Luftschutzräume mit Anbringung sog. Gasschleusen zum Schutz gegen eindringendes Gas, Einteilung der Bevölkerung in Luftschutzgemeinschaften (Hausfeuerwehr, erste Hilfe, Melder) zu gemeinsamer Brand- und Gefahrenbekämpfung. Nach Kriegsbeginn wurde intensiver an den Schutzmaßnahmen gearbeitet, die Feuerwehr verstärkt und straffer geführt; statt eines Vereins erhielt sie den Charakter einer Polizeitruppe, ihre Ausrüstung wurde verbessert, u. a. durch Anschaffung einer zweiten Kleinmotorspritze und eines Löschfahrzeugs. Auch der örtliche Sanitätstrupp wurde erweitert und besser geschult. Schutzpolizei, Feuerwehr, Rotes Kreuz und ein Gasspür- und Entgiftungstrupp bildeten zusammen den örtlichen Sicherheits- und Hilfsdienst, der dem Bürgermeister als örtlichem Luftschutzleiter unterstand.

In dem schon 1933 gegründeten Reichsluftschutzbund wurde der Luftschutzgedanke verbreitert und vertieft. Die örtliche Führung hatte Oberlehrer Ruoff. Für den zivilen Luftschutz war Asperg in 30 Blöcke aufgeteilt, mit je einem Blockleiter und Stellvertreter. In Kursen mußte die so zusammengefaßte männliche und weibliche Bevölkerung fortlaufend über die Verhaltensmaßregeln bei Fliegerangriffen geschult werden. Mit der Feuerwehr gemeinsam erfolgten Brandbekämpfungsübungen. Vor Kriegsausbruch wurden von Zeit zu Zeit für größere Gebiete Luftschutz-Verdunkelungsübungen abgehalten; nach außen durfte kein Lichtstrahl dringen, der dem Flugzeug hätte als Bombenziel dienen können.

Mit Kriegsbeginn am 1. September 1939 sodann wurde der zivile Luftschutz aufgerufen, womit ständige Verdunkelung eintrat; vom 1. September 1939 bis Kriegsende z. B. war die Straßenbeleuchtung ausgeschaltet. Von 1942 an, nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg, steigerten sich die Luftangriffe auf deutsches Gebiet von England aus ständig. U. a. zeigte sich, daß die Keller als Luftschutzräume den schweren Bomben nicht standhielten und so ging man daran, einzelne, wichtigere Keller zu versteifen, eiserne Laden und trümmersichere Ausstiegsmöglichkeiten anzubauen. Als dann nach der Invasion in Frankreich am 6. Juni 1944 Frankreich den Feindflugzeugen als Basis diente, erfolgten von da an allerschwerste Luftangriffe in großen Verbänden, gegen die die deutsche Luftwaffe samt der Fliegerabwehr nicht mehr aufkommen konnte, ja sich zuletzt nicht einmal mehr

zeigen durfte. Wie bald überall, sah man sich gezwungen, zum Schutze der Bevölkerung bomben- und feuersichere Luftschutzbunker zu schaffen. In dieser Hinsicht ist in Asperg folgendes geschehen:

1. Der Keller im Rathaus wird luftschutzmäßig hergerichtet: Eingang verbessert, 2 eiserne Schutztüren und Notausstieg angebracht (1939). Ein Schild am Eingang hatte die Aufschrift: »Öffentlicher Luftschutzraum für 50 Personen«.
 2. Die beiden Keller im Weiß'schen Anwesen Königstraße 34 werden in gleicher Weise durch die Gemeinde als öffentliche Luftschutzräume hergerichtet für zus. 150 Personen (1940).
 3. Im ersten Halbjahr 1941 erstellt die Gemeinde auf dem künftigen Schulhausbauplatz an der Wilhelmstraße mit einem Kostenaufwand von 9800 RM einen Luftschutzbunker, der später einen Teil des Untergeschosses des Schulgebäudes bilden kann. Er reichte für 80 Personen. Dem Hauptraum sind Gaschleuse und Sanitätsraum vorgelagert.
 4. Angeschafft hat die Gemeinde 1943–44 eine zweite Kleinmotorspritze und für 10800 RM ein Motorlöschfahrzeug, das die Franzosen bei ihrem Einmarsch fortnahmen.
 5. Ein Löschwasserbehälter mit 250 m³ wird für den östlichen Stadtteil am Schnittpunkt der Karlstraße mit der Lehenstraße erstellt (1943–44).
 6. In dem seit 1915 aufgegebenen, der Fa. Schwäb. Gipsverkaufsstelle gehörigen Gipssteinbruch am Lehenweg wird von der Sohle aus ein Stollen mit zwei getrennten Eingängen und innerer Verbindung vorgetrieben. Von August 1944 bis März 1945 wird daran gearbeitet, das Gestein herausgesprengt auf 150 m Gesamtlänge, 1 1/2 m Breite und 2 m Höhe. Maurermeister Emil Burkhardt, der am 10. April 1945 als Feuerwehrführer durch Bombensplitter in der Schulstraße getötet wurde, führte die Arbeit mit 10 Hohenasperger Strafgefangenen für Rechnung der Gemeinde aus. Elektrische Beleuchtung und Sitzbänke wurden angebracht und die beiden Eingänge mit festen dicht schließenden Türen versehen. Der Stollen wurde als bombensicher viel benützt; bis zu 800 Menschen fanden bei Fliegeralarm darin Zuflucht.
 7. Im Dezember 1944 ist je ein weiterer Erdstollen begonnen worden in der verlängerten Weinstraße für den westlichen und in dem Weinbergabfahrtsweg an der Lehenstraße beim Anwesen von Dr. Reimold für den östlichen Stadtteil. Beide Stollen blieben unfertig und wurden nach Kriegsende wieder zugeschüttet.
 8. Die Firma Eisfink erstellte nördlich ihres Anwesens an der Königstraße einen Löschwasserbehälter mit ca. 220 m³ im Interesse ihres stark brandgefährdeten Holzverarbeitungsbetriebs, wofür sich eine Kleinmotorspritze bereits in ihrem Besitz befand und baute den früheren Eiskeller in dem Anwesen als Luftschutzraum aus, in erster Linie für ihre Gefolgschaft, er war aber auch bei Nacht für Personen der Umgebung freigegeben.
 9. Die Kasematten auf Hohenasperg waren als Luftschutzraum vorgesehen und hergerichtet, sind jedoch, weil zu abgelegen, kaum benützt worden.
- Eine Luftschutzalarmsirene (später Feueralarmsirene) auf dem Rathaus wird am 29. Juli 1940 in Betrieb genommen. In der Polizeiwache, die über die Kriegszeit Tag und Nacht besetzt ist, befindet sich die Schaltanlage. Von der Zentrale in Stuttgart empfangt das Rathaus über die Rüstungsfirma Stahlgießerei M. Streicher hier telefonisch die Meldungen: Luftgefahr-, Alarm-, Entwarnung. Dementspre-

chend wurde die Sirene geschaltet. Aufregend war, besonders bei Nacht, wenn unerwartet die Sirene heulte, die meist gleichzeitig auch aus den Nachbarorten zu hören war.

Die meisten Menschen blieben bei Fliegeralarm im eigenen Haus oder Keller, um im Brandfalle sofort bei der Hand zu sein.

Einzelne Fliegeralarme und Fliegerangriffe

Erstmals am 22. September 1939, nachmittags, erschien bei klarem Himmel ein Feindflugzeug über der Gegend. Aus den in der Umgebung von Stuttgart aufgestellten Abwehrgeschützen wurden 6 Schüsse abgefeuert, ohne zu treffen. Fliegeralarm wurde nicht gegeben. Das zweitemal war ein feindliches Aufklärungsflugzeug über unserer Gegend in der Nacht zum 30. Juni 1940. ... Auch dieses Flugzeug wurde erfolglos beschossen.

Zwischen dem 1. Juli und 30. Dezember 1940 war für Asperg 37mal – stets bei Nacht – Luftgefahr gemeldet oder Fliegeralarm gegeben. Einer der Angriffe, bei dem auch Asperg etwas abbekam, erfolgte in der Nacht zum 9. November 1940. Die Meldungen lauteten: Um 20 Uhr 40 Luftgefahr, 20 Uhr 45 Alarm, 0 Uhr 37 Entwarnung. Feindliche Flugzeuge überflogen in kurzen Abständen Asperg. Stärkeres Flakfeuer und Scheinwerfertätigkeit! Sie warfen Sprengbomben und zwar: 1 Bombe in Richtung Markgröningen und 1 Bombe beim Kleinaspergle, etwa 500 m südlich der Gebäude auf dem Grundstück des Karl Burkhardt P. Nr. 881; sie verursachte einen 1,8 m tiefen und 4 m breiten Sprengtrichter. Zwei Bäume wurden beschädigt. Der Eigentümer erhielt den Schaden nach Abschätzung vergütet. Diese Bombe galt wohl einem Ziel im Ort, seien es die hellen Giebel der Häuser, die sich in der mond hellen Nacht mit dem Hintergrund des Asperg abhoben, oder dem Betrieb der Fa. M. Streicher, deren elektrischer Schmelzofen während des Angriffs in Betrieb blieb.

Fliegeralarm wurde in Asperg gegeben im Jahr

1941	21mal
1942	32mal
1943	47mal
1944	180mal
1945	97mal.

Verschiedentlich blieb es daneben bei der Meldung Luftgefahr mit dem entsprechenden Alarmzeichen. Rings um Stuttgart standen Flugzeugabwehrgeschütze. Eine schwere Flakbatterie hatte ihre Stellung im freien Felde zwischen Möglingen und Stammheim. Ihr Beschuß war für Asperg immer beunruhigend; Türen und Fenster und selbst die Gebäude fibrierten durch den Luftdruck. Granatsplitter fielen nieder und konnten je nach dem auch im Ort aufgeselen werden.

Ein Jahr lang, vom 1. Oktober 1939 an, stand im oberen Hurstweg ein Flakscheinwerfer der 2. Batterie Reserveflakscheinwerferabteilung 258 mit 15 Mann Bedienung. Aus den verschiedenen Himmelsrichtungen stachen bei Feindannäherung die Lichtbündel in die Höhe, um die Flugzeuge für den Beschuß zu fassen. Zuletzt, als die Gegner mit immer stärkeren Verbänden kamen, traten die Scheinwerfer nicht mehr in Aktion, sie hätten sich sonst selbst gefährdet.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1987/88

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1987/88 im Kulturzentrum

Schon die Sommerfahrten 1987 hatten im Zeichen des 90jährigen Vereinsjubiläums gestanden, indem Ziele ausgesucht wurden, die in geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Beziehung zum Kreis Ludwigsburg standen. Absicht der Wintervorträge war nun, anhand von thematisch aufeinander abgestimmten Darstellungen einen Gesamtüberblick über Leben und Treiben in Stadt und Kreis von Anbeginn an aufzuzeigen. Der vorliegende Jahresbericht kann sich bezüglich dieser sechs Vorträge erfreulich kurz fassen, da sie alle in Heft 41/1988 der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht sind.

1. Donnerstag, 8. Oktober 1987. Der erste Vortragsabend war gleichzeitig die festliche Jubiläumsveranstaltung, bei welcher zunächst der Vorsitzende Dr. Wolfgang Bollacher die Festversammlung begrüßte und einen Überblick über die Vereinsgeschichte gab. Nach Grußworten von Landrat Dr. Hartmann und Oberbürgermeister Henke folgte als Festredner Dr. Albert Sting, Ludwigsburg, mit seinem auf die Feier des Tages abgestimmten Vortrag über »Ludwigsburg vor 90 Jahren«. Die Veranstaltung war mit musikalischen Vorträgen der »Vocalists« umrahmt, welche in Frack und Zylinder Musik aus der Zeit des Gründungsjahres 1897 darboten. Außerdem war ein großer »Bilderbogen« zur Vereinsgeschichte aufgebaut worden, und besonderes Interesse fand ein Faksimile der »Ludwigsburger Zeitung« Nr. 266 vom Samstag, 13. Oktober 1897, also des Gründungstages des Vereins. (Ausführlich in LGbl. 41 S. 7 ff. mit Bildern.)

2. Donnerstag, 11. November 1987. Dr. Ingo Stork vom Landesdenkmalamt Stuttgart sprach als erfahrener »Ausgräber« über »Die zivile ländliche Besiedlung des Kreises Ludwigsburg zur Römerzeit«. (LGbl. 41, S. 41 ff. mit Bildern.)

3. Donnerstag, 10. Dezember 1987. Infolge der Erkrankung des vorgesehenen Redners Dr. Alois Seiler wurde die Programm-Abfolge kurzfristig umgestellt. An seine Stelle trat Apotheker Markus Otto mit seinem Farbdiavortrag »650 Jahre kirchliche Kunst im Kreis Ludwigsburg.« (LGbl. 41, S. 157 ff. mit Bildern.)

Am Montag, 21. Dezember 1987 wurde ein Exemplar des Jubiläumsbandes der Ludwigsburger Geschichtsblätter (Bd. 40) durch die Herren Dr. Bollacher, Dr. Sauer, Dr. Schmierer und Läßle feierlich an Herrn Oberbürgermeister Henke übergeben.

4. Donnerstag, 14. Januar 1988. Staatsarchivdirektor Dr. Alois Seiler, Ludwigsburg, sprach über die mittelalterliche Kreisgeschichte: »Von Adel, Mönchen und Bauern (500–1500).« (LGbl. 41, S. 53 ff.) Sehr beachtenswert ist hierzu der ebenfalls von Dr. Seiler zusammengestellte Bildbericht »Mittelalterliches Leben in zeitgenössischen Bildern« (S. 71 ff.), sicher ein Höhepunkt des reichbebilderten Hefts!

5. Donnerstag, 11. Februar 1988. Der Abend stand zunächst im Zeichen der satzungsmäßigen jährlichen Mitgliederversammlung. Der Vorsitzende begann den üblichen Jahresbericht mit einer Würdigung des so schön gelungenen Festakts

zum 90jährigen Bestehen des Vereins. Band 40 der Ludwigsburger Geschichtsblätter wurde als »Jubiläumsband« besonders reich ausgestattet, was Dr. Bollacher veranlaßte, dem Redakteur, Staatsarchivdirektor Dr. Wolfgang Schmierer, für seine Leistung zu danken, welche den Ruf der Blätter als vorbildliche Zeitschrift Jahr für Jahr garantiere. Nach dem Kassenbericht von Frau Schmidt, dem Prüfungsbericht von Herrn Schupp und Entlastung durch die Versammlung gab Dr. Bollacher eine Änderung in der Geschäftsführung bekannt. Da Frau Gengnagel als Geschäftsführerin infolge ihres starken Engagements als Kulturreferentin der »Landmannschaft Ostpreußen in Württemberg« zurückgetreten ist, hat sich freundlicherweise Herr Archivamtsrat Läßle vom Stadtarchiv Ludwigsburg mit Einverständnis von Oberbürgermeister Henke bereiterklärt, das Amt des Geschäftsführers des Hist. Vereins zu übernehmen, sodaß künftig das Stadtarchiv auch als Geschäftsstelle des Vereins tätig ist (Kaiserstraße 14, Telefon 910412). Herr Dr. Bollacher dankte Frau Gengnagel mit Blumen und Buchgeschenk für ihre langjährige, rastlose Tätigkeit für den Verein. Die anstehende Vorstands-Neuwahl leitete Dr. Sting. Einstimmig wurde von der Versammlung bestätigt: Vorsitzender Dr. Wolfgang Bollacher, Stellvertreter Dr. Paul Sauer, Kassenverwalterin Frau Helga Schmidt, Schriftführer Herr Wolfgang Läßle. Auch der vom Vorsitzenden anschließend vorgeschlagene »erweiterte Vorstand« wurde von der Versammlung einstimmig bestätigt: für die Stadt Herr Dr. Heinrichs, für den Landkreis Herr Fischer, ferner die Damen und Herrn v. Gaisberg, Gengnagel, v. Kalitsch, Kirschler, Otto, Dr. Schmierer, Dr. Seiler und Dr. Sting.

Gewissermaßen als Fortsetzung des Vortrags von Dr. Seiler sprach anschließend Dr. Paul Sauer, Leitender Stadtarchivdirektor in Stuttgart, über »Von Amtsstädten und Landgemeinden – die Zeit von 1500 an.« (LGbl. 41, S. 113 ff, mit vielen Bildern).

6. Donnerstag, 10. März 1988. Den Abschluß der »besonderen« Vortragsreihe machte Prof. Dr. Bernhard Zeller, Marbach, mit dem reizvollen Thema »Ludwigsburg und seine Dichter« (LGbl. 41, S 135 ff., mit Bildern).

II. Die Sommerfahrten 1988

1. Samstag, 23. April: Halbtagesfahrt nach Stetten i. R. und Schnait.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß der Kern der bekannten »Anstalt Stetten« aus einem zu seiner Zeit wichtigen herzoglich-württembergischen Schloß besteht, in dem Eberhard Ludwig, der Stadtgründer Ludwigsburgs, viele Tage seiner frühesten Jugendzeit verbracht hat. Demnach waren wir durchaus auf »historischen Spuren«, als ein vollbesetzter Bus sich bei strahlendem Frühlingswetter zu einer Nachmittagsexkursion ins Remstal in Bewegung setzte. In Stetten angekommen, wo die Anstalt mit dem herzoglichen Schloß am Nordende des alten Dorfkerns liegt, wurde die Gruppe vom ehemaligen Direktor, Theodor Dierlamm, begrüßt, der alsbald mit einer umfangreichen Führung begann.

Keimzelle des späteren herzoglichen Schlosses ist ein »Schloß im Tal«, das einst etwa um 1384–87 von den Herren von Stetten erbaut wurde und lediglich aus zwei festen Steinhäusern und einer großen unterkellerten Scheuer bestand. Als 1607/08 die Thumb von Neuburg mit Konrad Thumb die Herrschaft Stetten erwarben, baute dieser anstelle der Scheuer über dem alten Keller ein Schloß, das

im Erdgeschoß eine große Halle (Türnitz) mit seitlich angebauter kleiner polygonaler Schloßkapelle, in den Obergeschossen die Wohnräume enthielt. Seitlich wurde ein Wendeltreppenturm angebaut. Gegen Ende der Ära Thumb, als bereits die Liebensteiner durch Verheiratung in Stetten präsent waren, entstand noch ein weiterer vom Thumb'schen Schloß in Richtung zu den alten Stetten'schen Steinhäusern laufender Bau mit Tor zu den Gartenanlagen (auch »Liebensteiner Bau« genannt).

Um 1650 waren die Besitzer schwer verschuldet und die ganze Anlage heruntergekommen, als Herzog Eberhard III. von Württemberg bald danach die ganze Herrschaft Stetten kaufte, in erster Linie, um für seine eigene Familie mit 25 ehelichen Kindern (von denen allerdings nur sechs den Vater überlebten), eine feste Bleibe zu haben. Als große Neuerung ließ er durch seinen Baumeister Weiß die beiden uralten Steinhäuser durch einen Zwischenbau verbinden, woraus dann der »Neubau« mit prächtigem obeliskgeschmücktem Renaissancegiebel entstand (1672), der das herzogliche Wappen trägt. Hauptverwendung des Schlosses war in den kommenden Jahrzehnten seine Funktion als Witwensitz. Eberhard III. starb 1674. Sein Sohn und Thronfolger, Herzog Wilhelm Ludwig, war verheiratet mit der Prinzessin Magdalene-Sybille von Hessen-Darmstadt, kam 1674 zur Regierung, starb aber schon 1677, und die junge Witwe zog mit ihren kleinen Kindern, darunter dem kaum ein Jahr alten Eberhard Ludwig, auf den Witwensitz Stetten, von wo aus sie aber berechtigten Anteil an der Landesregierung hatte. Sie bezog die Wohnung über der Türnitz im Thumb'schen Bau und ließ die Halle unter Einbezug der alten Schloßkapelle zu einer nach ihren Angaben ausgestatteten Schloßkirche umbauen.

Als der junge Eberhard Ludwig das prunklose Schloß beanstandete und für Empfänge und Veranstaltungen einen repräsentativen Raum wünschte, ließ seine Mutter im Thumb-Liebenstein'schen Bau beim »Neubau« einen prächtigen stuck- und malereigeschmückten Repräsentationsraum, den »Sommersaal« errichten.

Nach ihrem Tode im Jahre 1712 hatte die »Landhofmeisterin«, Gräfin von Würben-Grävenitz, bis zu ihrer Verweisung aus dem Lande in Stetten ihr Wesen, das sie zu ihrer Residenz machte. Sie erbaute 1718 als Fortsetzung des Thumb-Liebensteiner Baues eine große Orangerie, den »Grävenitzbau«. Als sie den Platz geräumt und Eberhard Ludwig sich mit seiner legitimen Gattin, der Markgrafentochter Johanna Elisabeth von Baden-Durlach, ausgesöhnt hatte, zog letztere nach Stetten, nachdem ihr Gatte unerwartet 1733 gestorben war. Von dieser Herzogswitwe stammt der 1745 erstellte »Wintersaal«. Aus späterer Zeit ist noch zu erwähnen, daß Herzog Wilhelm, ein Bruder König Friedrichs I. von Württemberg und sein Kriegsminister, von 1810 bis 1830 auf Schloß Stetten ein glückliches Familienleben geführt hat.

Das von da an leerstehende Schloß wurde zu einer Internatsschule umgebaut, wobei die Orangerie der Grävenitz durch Einbau eines Zwischenbodens und Unsichtbarmachung des Balkenwerkes zu zwei Stockwerken mit kleinen Einzelzimmern umfunktioniert wurde. 1864 zog anstelle der inzwischen aufgegebenen Schule die »Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige in Winterbach« in Stetten ein. Bald kamen Epileptiker hinzu, und heute ist die durch Neubauten wesentlich vergrößerte »Anstalt Stetten« ein Hort für Behinderte, der nach einer großzügigen Restaurierung der Altbauten dem Besucher einen prächtigen Anblick bietet.

Besonders malerisch ist der Anblick, wenn man vor den Fronten der beiden wichtigsten Schloßgebäude, dem Thumb'schen Bau mit einem großartigen Zierfachwerkgiebel und dem »Neuen Bau« mit seinem kunstreichen steinernen Renaissancegiebel steht.

Die Führung begann im prächtigen Sommersaal. Er ist neben schönem Stuckwerk mit Decken- und Wandgemälden sowie mit medaillonförmigen »Emblemen« versehen. Die sehr fromme Mutter Eberhard-Ludwigs wollte hier anhand der Gemälde mit Darstellungen aus der Mythologie und mit den Emblemen ihren Sohn auf die ethischen Postulate, die an einen Regenten gestellt werden, hinweisen. Mit besonderer Freude konnte Theodor Dierlamm anschließend in die oberen Stockwerke führen, wo im Bereich eines Ganges mit beiderseits gelegenen, hübschen Einzelzimmern, bei der Restaurierung das verdeckte, mit barocken Ornamenten bemalte Balkenwerk der Grävenitz'schen Orangerie wieder freigelegt werden konnte, so daß man in einem malerischen »Balken-Tunnel« wandelt. Beindruckend war auch der »Wintersaal«, dessen feine Stuckdecke in den vier Ecken Reliefs mit allegorischen Darstellungen der damals bekannten vier Erdteile (ohne Australien) aufweist. Die einst sämtliche Wände zierenden blauen Delfter Kacheln mit bildlichen Darstellungen wurden alle im vergangenen Krieg gestohlen.

Krönenden Abschluß bildete die Besichtigung der Schloßkirche, ein der frommen Magdalene-Sybille zu verdankendes Kunstwerk. Der Gottesdienstbesucher blickt auf eine »Kanzel-Altar-Wand«. Der im Mittelpunkt stehende Altar zeigt als Hauptbild eine »Kreuzigung« in goldenem Ovalrahmen, der von zwei großen Engeln gehalten wird. In der Predella sieht man eine »Grablegung«. Beide Bilder stammen von Johann Konrad Hirt. Der Kanzel links entspricht eine gleichgestaltete rechts, in der aber einst eine kleine Orgel stand. Abgesehen von den erwähnten Ölgemälden ist der ganze Raum an Decke, Wänden, Kanzel- und Emporenbrüstungen mit Bildern in Grisillemalerei ausgestattet, deren Programm die Herzogswitwe mit dem ihr besonders vertrauten Pfarrer Erreich Weißmann (später Dekan in Waiblingen) besprochen hat. Dieses überwältigend große Bildwerk, das der Hofmaler Georg Thomas Hopfer schuf, besteht aus einer umfassenden evangelischen Glaubenslehre in Form emblematischer Bilder und großer Szenen aus der biblischen Geschichte. Die ovalen Bilder sind hier auch, ähnlich wie in Freudental, mit gereimten Zweizeilern erklärend umgeben.

Nach kurzer Fahrt erreichte man dann das zweite Ziel der Exkursion, das malerische Dorf Schnait, wo der Besuch dem Silchermuseum galt. Dieses schöne Fachwerkgebäude ist das ehemalige Schnaiter Schulhaus und gleichzeitig Geburtshaus Friedrich Silchers, der dort am 27. Juni 1789 zur Welt kam. Das Haus ist seit 1934 im Besitz des Schwäbischen Sängerbundes und wurde nach Erweiterung des Museums und nach innerer und äußerer Renovierung seit dem vergangenen Krieg zu einer malerischen Gedenkstätte voll wertvoller historischer Schätze. Nach der Begrüßung hielt Museumsleiter Carl Lachenmann einen reizvoll gestalteten Vortrag über Silchers Leben. Dabei war es für die Ludwigsburger besonders interessant zu hören, daß der junge Schullehrer sechs Jahre, von 1809 bis 1815 in Ludwigsburg weilte und dort durch den Umgang mit Carl Maria von Weber und Konradin Kreutzer in seinem Entschluß bestärkt wurde, das Lehramt aufzugeben und sich ganz der Musik zu widmen. Der später hochgeschätzte Tübinger Universitätsdirektor fand in der Pflege des Volkslieds, seiner Vertonung und seines

Vortrags im Tongesang die Lebensaufgabe, so daß man diesen lebenswürdigen und immer bescheiden gebliebenen Schwaben als den »Meister des Volkslieds« bezeichnen möchte. Als der Ehrendoktor der Universität Mitte Juni 1860 im Alter von 71 Jahren starb, hatte man im Frühjahr noch seinen Geburtstag in Tübingen mit Fackelzug der Studenten und großen Festivitäten gefeiert.

Dem Vortrag folgte eine ausführliche Besichtigung des außerordentlich sehenswerten Museums, das neben vielen speziellen Silcher betreffenden auch rein »heimatmuseale« Räume enthält. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind auch zahlreiche, in Vitrinen ausgelegte schriftliche Dokumente, wie auch das Haus ein umfangreiches »Silcher-Archiv« beherbergt...

2. Samstag, 11. Juni: Ganztagesfahrt nach Rastatt und Schloß Favorite.

Im Rahmen der Besuche bedeutender Stätten in Baden stand in diesem Jahr ein Besuch von Rastatt und dem beim nahen Kuppenheim gelegenen »Lustschloß« Favorite auf dem Programm. Als berufener Führer durch die so bedeutenden Sehenswürdigkeiten hatte Dr. Dietrich Rentsch vom Badischen Landesmuseum, der Betreuer der badischen Schlösser, gewonnen werden können. Es gelang ihm durch sein umfassendes Wissen, den gespannt lauschenden Ludwigsburgern nicht nur Geschichte und Kunstgeschichte der Schlösser in eindrucksvoller Klarheit darzustellen, sondern auch über die vielseitigen Techniken zur Herstellung der Kunstwerke aufzuklären.

Zum Verständnis der Baugeschichte von Stadt und Schloß Rastatt sowie von Schloß Favorite muß zunächst der von Dr. Rentsch anschaulich skizzierte Lebenslauf des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden erwähnt werden. Der 1655 in Paris Geborene übernahm 1677 die Regierung der Markgrafschaft Baden-Baden von seinem Großvater Wilhelm. Sein acht Jahre jüngerer Vetter war der berühmte Prinz Eugen von Savoyen-Carnano.

Trotz Ludwig Wilhelms Beziehungen zum französischen Hof (Ludwig XIV. war sein Patenonkel!) fühlte der junge Markgraf sein Gebiet an der Westgrenze durch die Eskalation des »Sonnenkönigs« bedroht und stellte sich daher dem Kaiser für einen neuen Krieg gegen Frankreich zur Verfügung. Stattdessen mußte er aber ein Kommando im kaiserlichen Heer in Ungarn übernehmen. So kam es zu seiner Mitwirkung bei den »Türkenkriegen«, in denen er sich als hervorragender Feldherr profilierte und schließlich den Oberbefehl über das gesamte kaiserliche Heer erhielt. Höhepunkt war die Schlacht bei Slankamen, wo er mit 45 000 Mann 100 000 Türken in ihrem Lager einschloß und in zähem Kampf besiegte. Zum Dank vermittelte der Kaiser dem so oft siegreichen Feldherrn die Heirat mit Prinzessin Sibylla Augusta Franziska von Sachsen-Lauenburg (1690). Sie war eine der reichsten Erbtöchter Europas und hat, in Böhmen aufgewachsen, von dort nicht nur Künstler wie »ihren« Baumeister Rohrer ins Badische berufen, sondern auch die Verehrung des böhmischen Heiligen Nepomuk dort begründet.

Während der Markgraf gegen die Türken kämpfte, bedrängten die »Franzosen-einfälle« die Heimat. Durlach, Ettlingen, Baden-Baden und Rastatt sanken in Schutt und Asche. Der daraufhin in den Westen zurückgerufene erfahrene Stratege wollte nun zu einer effektiveren Kriegsführung das ganze Reich militärisch einigen, wobei er ein von Kaiser und Reichstag unabhängiger Reichsgeneralissimus geworden wäre. Dieses hohe Ziel erreichte er nicht. Als er in seinen Bestrebungen vom Kaiser völlig im Stich gelassen wurde und seine Politik 1699/1700 einen Tiefpunkt erreicht hatte, beschloß er, anstelle von Baden-Baden in Rastatt

eine neue Residenz zu erbauen, die durch Ausmaß und Pracht den Status des rühmreichen Reichsfürsten dokumentieren sollte.

Während des Schloßbaues führte er seine Feldzüge gegen Frankreich, und bei einer für ihn siegreichen Schlacht am Schellenberg erhielt er 1705 eine Schußwunde, an deren Folgen er 1707 gestorben ist. Seine Witwe übernahm für den kleinen Erbprinzen Ludwig Georg die Regierung, die sie ihm 1727 übergab, als er 25 Jahre alt geworden war.

Das 1689 von den Franzosen abgebrannte Rastatt wurde beim Wiederaufbau mit einem entsprechenden neuen Straßensystem völlig neu gestaltet. Zwischen dem Rathaus mit dem bürgerlichen Bereich und der Pfarrkirche mit dem kirchlichen Bereich erhebt sich nun auf erhöhtem Platz als Symbol absolutistischer Macht das umfangreiche Schloß. Von der Schloßstraße herkommend betritt man über eine Rampe den über der »Herrenstraße« hochgemauerten »Ehrenhof«, der durch den Mittelbau, »Corps de Logis«, und zwei Flügelbauten gebildet wird. Ein Heer von meisterhaft gestalteten steinernen Figuren bevölkert Ballustraden, Dächer und Giebel rings um den Hof, und neben mythologischen Personen sieht man auch Berühmtheiten der Weltgeschichte.

Der Front des Corps de Logis gegen den Ehrenhof entspricht seine jenseits gelegene »Gartenfront«. Das Erdgeschoß betritt man vom Ehrenhof her durch eine Eingangshalle, hinter der dann als Hauptraum die Gartenhalle (Sala Terrena) liegt. Eine – in Rastatt doppelläufige – prunkvolle Treppe führt zum Wohn- und Repräsentations-Stockwerk, der »Beletage«. Hier entwickeln sich von einem glanzvollen Mittelsaal – in Rastatt als »Ahnensaal« gestaltet – spiegelbildlich die Gelasse der Fürstlichkeiten, nach rechts die des Fürsten, nach links die der Fürstin. Dabei befinden sich auf der Gartenseite die »Staatsappartements«, parallel dazu dahinter, dem Ehrenhof zu, die privaten Räume. Die Abfolge beginnt mit einem Vorzimmer (»Antichambre«) dem das »Audienzzimmer (Thronsaal), das Schlafzimmer und das »Kabinett« (Arbeitszimmer) folgen. Dabei steigert sich jeweils der Prunk von einem zum nächsten Raum.

Das fürstliche Schlafzimmer mit seinem prächtigen »Paradebett« in kunstreichem Alkoven diente allerdings wohl nur dem »lever«, dem »öffentlichen« morgendlichen Aufstehen und Ankleiden des Fürsten, wogegen das eigentliche Schlafzimmer im »privaten« Bereich dahinter lag. Neben großartigen allegorischen Figuren aus Stuck und kostbarstem Wandschmuck sind hauptsächlich die mythologischen Deckengemälde von großem künstlerischen Reiz. Hier werden die Fürstlichkeiten in den Reigen der Götter aufgenommen, wobei der Markgraf als kriegerischer Held in Gestalt des Herakles erscheint.

Einen Höhepunkt bildet das vor dem »Kabinett« (= Arbeitszimmer) eingeschaltete »Spiegelkabinett«, in dessen reichgeschnitzte, weiß gefaßte und vergoldete Wandvertäfelung zahlreiche Spiegel eingelassen sind. Einst standen hier auf den Konsolen reiche Schätze von Porzellan, Fayence und Glas. Während die Deckengemälde auf der Fürstenseite in herkömmlicher Weise in kunstreichen Stuckrahmen gefaßt sind, ist auf der Fürstin-Seite eine damals erst ganz neu aus Italien übernommene Deckendekoration angewendet. Hierbei ist die Stukkatur in die illusionistische Architekturmalerie einbezogen, wobei für das Auge des Beschauers die Grenze zwischen dreidimensionalem Stuck und gemalter Scheinarchitektur verschwimmt.

Abschließend besuchte man noch die seitlich ans Schloß angebaute, eigenartige

und sehr sehenswerte Schloßkirche, welche die Markgräfin von »ihrem« Baumeister Rohrer bauen ließ. Es ist eine »Heiligkreuz-Kirche«, weshalb ihr großes Deckengemälde neben dem im Mittelpunkt drohenden Christus die Legende von der »Kreuzauffindung« durch Kaiserin Helena vorführt.

Schloß Favorite wurde im Auftrag der inzwischen zur Witwe gewordenen Markgräfin nach Plänen von Michael Ludwig Rohrer erbaut. Der Innenausbau des um 1710 begonnenen Bauwerks zog sich längere Zeit hin. Seine idyllische Lage in einem malerischen Park nahe Kuppenheim verleiht dem Lustschloß einen schönen Kontrast zum großspurigen Stadtschloß von Rastatt. Dr. Rentsch führte den Bau zunächst von außen vor. Auch er ist dreiflügelig und bildet daher einen »Ehrenhof«, wobei der linke Flügel durch einen orangerieartigen langgestreckten Arkadenbau wirksam sekundiert wird. Auf der »Gartenseite« tritt der Mittelbau des Schlosses als Risalit hervor, zu dessen Portal auf Höhe der »Beletage« eine doppelläufige Freitreppe hinaufführt. Beachtenswert ist die Gestaltung der Wandflächen, die im »Grottenstil« mit Kieselsteinen und zur Kontrastwirkung für gewisse Partien mit andersfarbigen Granitsteinchen belegt sind.

Der zentrale Bau besteht lediglich aus einer achteckigen, die Stockwerke bis zur kuppelförmigen »Laterne« durchlaufenden »Sala Terrena«. Der prachtvolle Raum besitzt in den Schrägseiten grottenartige Brunnennischen und seine Wände sind blauweiß gekachelt. Über Pilastern aus Stuckmarmor erstreckt sich in Höhe der »Beletage« ein Ballustradengang aus demselben Material, als Verbindung zwischen dem Fürsten- und Fürstin-Appartement.

Stuckmarmor war ein äußerst beliebtes Material, bei dem Mineralfarben in knetbaren Alabastergips eingearbeitet wurde. Nach dem Erstarren der Masse konnten die Flächen poliert werden und ergaben einen Kunstmarmor mit zauberhaften Farbkompositionen, die der Künstler nach seinen Raumvorstellungen wählen konnte. Auch hier gibt es ein Spiegelkabinett mit 300 Spiegeln. Zwei »Blumenzimmer« enthalten Bandelwerkspaliere aus Pappmaché mit bunten Blüten aus Seide und Batist. Im »chinesischen« Zimmer finden sich an den Wänden japanische Relieffiguren. In den Prunkräumen bestehen die Böden aus poliertem Stuckmarmor, in den farbige Ornamente und Bildmotive eingelegt sind. Im »Florentinerzimmer« steht ein Tisch, dessen reich bebilderte Platte durch Intarsien mit geschliffenen bunten Steinen hergestellt ist. Schließlich weist das Schloß eine riesige Sammlung von kostbarem Porzellan, Fayancen und Gläsern auf, darunter Chinaporzellan.

Stellt schon das riesige »Stadtschloß« eine bedeutende Sehenswürdigkeit dar, so dürfte Schloß Favorite einen kaum zu überbietenden Höhepunkt barocker Kunst- und Prachtenfaltung verkörpern. Einen erstaunlichen Gegensatz zum ausgelassenen Glanz des Lustschlosses bildet die abseits im Park stehende, als »Eremitage« dienende Magdalenenkapelle, in der die Markgräfin fromme Bußübungen verrichtete. Ein achteckiger Kapellenraum ist von acht primitiven Kammern umgeben, dabei eine Schlafkammer, eine winzige Küche und ein Eßraum, in dem die büßende Einsiedlerin angesichts der am Tisch sitzenden lebensgroßen Figuren der »Heiligen Familie« ihr Mal verzehrt haben soll.

Stark beeindruckt verließen die Ludwigsburger die ebenso großartigen wie kunstreichen Zeugen großer badischer Geschichte.

Aufregendes Schlußerlebnis dieser Fahrt war, daß man wegen eines fehlerhaften »Fahrbefehls« auf der Heimfahrt vor einem Gasthof in Stupferisch zunächst

etwas verstört als abgewiesen auf der Straße stand. Aber wieder einmal half ein schon oft bewährtes Lokal in Riet, das uns spontan aufnahm, sodaß es dennoch zu einem urgemütlichen Abschluß der Reise kam.

3. Samstag, 8. Oktober: Halbtagesfahrt nach Freudental.

Da sich das Novemberprogramm von 1938, etwas beschönigend auch Reichskristallnacht genannt, zum 50. Mal jährt, schien es folgerichtig zu sein, daß sich der Historische Verein mit der jüdischen Siedlungsgeschichte im Landkreis befaßt und die noch vorhandenen Zeugnisse besichtigt.

Markus Otto, der die Sommerfahrten nun schon viele Jahre organisiert, führte daher den Verein an den Platz im Landkreis, wo das Thema »Juden in Baden-Württemberg« beinahe exemplarisch erlebt werden kann. Von Ludwigsburg aus ging die Fahrt mit dem Bus über Bietigheim nach Freudental. Dort wurden die Teilnehmer von Rektor Theobald Nebel aus Besigheim erwartet und nach kurzer Begrüßung in den Schloßpark geführt. Daß Theobald Nebel der Fachmann für die Geschichte der Juden in Freudental ist, stellten die Besucher in den nächsten einhalb Stunden fest, als er sie zuerst durch den Schloßpark und das Dorf zur Synagoge und danach über das Stutendenkmal zum jüdischen Friedhof führte.

Im Park erzählte er, wie die Judengemeinde überhaupt nach Freudental kommen konnte, galt im Herzogtum Württemberg doch seit 1498 das Verbot von Eberhard im Barte, daß keine Juden im Lande wohnen dürften. Da Freudental aber eine reichsunmittelbare Herrschaft war, galt hier dieses Verbot nicht. So gab es 1727, als die Geliebte des Herzogs Eberhardt Ludwig, die Reichsgräfin von Würben, geborene Grävenitz, die Herrschaft Freudental erwarb, schon eine kleine Judengemeinde, die den heute noch bestehenden Trakt des oberen Schlosses bewohnte. Die Grävenitz schloß 1731 mit dem jüdischen Hoffaktor Levi Fränkel einen Schutzvertrag für 24 Familien, der die Grundlage für die später blühende Judengemeinde bildete.

Man erfuhr, daß dieser Schutzvertrag natürlich ein Geschäft auf Gegenseitigkeit war, konnten die Juden doch unbehelligt wohnen und die Herrschaft ließ dies mit nicht geringen Abgaben entgelten. So auch die Grävenitz, mußte doch der Hoffaktor Levi Fränkel das Privileg, Vorsteher der Judengemeinde zu werden, mit 1000 Gulden bezahlen. Geld konnte die Gräfin brauchen, denn sie hatte 1727 das baufällige untere Schloß abreißen lassen und an dessen Stelle den heutigen Bau gesetzt.

Auf dem Wege vom unteren Schloß zur Synagoge in der Strombergstraße wurden die Besucher von Rektor Nebel auf einige Häuser hingewiesen, in denen Juden bis zur endgültigen Deportierung 1942 gewohnt hatten. Heute kann jedoch nur der mit der Geschichte der Freudentaler Juden Vertraute diese Häuser erkennen. So z. B. das Gebäude Schloßstraße 3, an dessen Türpfosten rechter Hand auf Augenhöhe ein kleiner, schräger Schlitz zu erkennen ist. Dort hat sich einst die Mesusa befunden, ein kleines Metallröhrchen, das einen Zettel mit dem höchsten jüdischen Gebet, dem Schmah Israel, enthält (Moses 5 K 6 V 4,5). Im Hof der Synagoge und danach im Innern des Gebäudes, erläuterte Nebel die höchst interessante Geschichte der Gestalt dieser Synagoge und die höchst banale Geschichte der Baumängel.

Das jetzt wieder im neuen Glanz erscheinende Gebäude wurde, wie schon mehrfach berichtet, 1770 erbaut. Schon vorher bestand eine Synagoge in Freudental, die jedoch wegen Baufälligkeit eingestürzt war. Im Innern fällt die »logi-

sche« Raumentwicklung auf. Insgesamt sind zwölf Hauptfenster vorhanden. An der nach Osten in Richtung Jerusalem weisenden Schmalseite ist in der Mitte die Nische zu erkennen, in der einst der Schrein mit sieben Thorarollen geborgen war. An den Rückwand ist die Frauenempore mit separatem Ausgang von außen angebracht.

Von der Innenausstattung und den Ritusgegenständen ist heute nichts mehr vorhanden. Diese wurden in der Reichskristallnacht von der SA auf den Sportplatz gefahren und dort verbrannt, wobei die Juden zusehen mußten. Da die Synagoge nicht frei stand, entging sie der Verbrennung. Nur auf dem Dachboden hatten sich ausgediente und dort gelagerte Ritusgegenstände erhalten, die bei der Renovierung gefunden und geborgen wurden.

Da die Synagoge mit der Nordwand auf dem Fundament eines alten Baues aufliegt, die Südwand aber schlecht fundiert in einem ehemaligen Vorgarten steht, traten schon bald nach dem Bau die ersten Setzungsrisse auf. Durch mächtige, hölzerne Zuganker wurden die Mauernkronen zusammengehalten und der modernen Baustatik zum Trotz hat dies auch beinahe 200 Jahre gehalten. Heute ist das Gebäude durch einen Ringanker aus Beton in der Mauerkrone gesichert.

Auf dem Weg zum Judenfriedhof am Waldrand kam man auch am Denkmal für die Stute des dicken Königs Friedrich vorbei. Es wird gesagt, daß sich diese zum Auf- und Absteigen ihres Herrn niedergekniet hatte. Auf dem Gedenkstein steht folgende Inschrift: »Helene, Schimmelstutte, geboren auf dem Dobel 1785, geritten von dem Herzog Friedrich Eugen und dem König Friedrich, gestorben, den 20. Mai 1812, Alt 27 Jahre«; und darunter die Verse: »Oh Schimmel, kommst nicht in Himmel, Wird ein Frag sein, kommt dein Herr drein.«

Nach kurzer Wegstrecke erreichten die Teilnehmer den Judenfriedhof am Waldrand, schon auf Bönningheimer Markung gelegen. Seiner abseitigen Lage und wohl auch dem Umstand, daß die Freudentaler keine Grabschänder sein wollten, ist es zu verdanken, daß der Friedhof das Dritte Reich beinahe unversehrt überstanden hat. Er wurde 1811 als zweiter Friedhof angelegt, als König Friedrich den alten einebnen ließ, um an seiner Stelle eine Fasanerie zu errichten. Der Friedhof mußte mehrmals erweitert werden, nachdem im 19. Jahrhundert die Judengemeinde in Freudental zeitweise auf über 350 Personen angewachsen war.

Da noch beinahe alle Grabsteine von 1811 bis 1970 vorhanden sind, konnte Rektor Nebel eine kleine Stilkunde jüdischer Grabmale vorführen, so z. B. Steine mit einer Kanne, dem Symbol des Stammes Levi, oder die segnenden Hände des Stammes Cohen, welche im alten Israel die Priester stellten. Das jüngste Grab ist das von Julius Marx, einem Freudentaler Industriellen und Schriftsteller, der 1935 nach Zürich emigrierte und 1970 dort verstarb.

Nach diesem lehrreichen Nachmittag stärkten sich die Vereinsmitglieder im nahegelegenen Ausflugslokal, bevor man am Abend nach Ludwigsburg zurückkehrte.

Reiseleiter bei sämtlichen Fahrten war M. Otto. Der vorliegende Jahresbericht folgt den Zeitungsberichten von Paul Haensler und M. Otto.

Markus Otto

Rückblick auf das Jahr 1987

»Nichts Schnelleres gibt's als die Jahre«, war eine Erkenntnis Ovids. Wer's auch am Anfang eines Jahres noch nicht glauben mag, am Ende weiß er, wie schnell es verging. Und am Ende eines Lebens gar... Als in Ludwigsburg der kleine »Gökan«, Sohn einer Türkin aus Marbach, in der 43. Minute des Neujahrstages 1987 geboren wurde und genau eine Stunde später »Marisol«, die Tochter einer Spanierin, da lag dieses Jahr noch wie ein dickes Buch aus lauter weißen, unbeschriebenen Blättern vor uns und was es uns bringen würde, stand im wahrsten Sinne des Wortes noch in den Sternen. Der Chronist hat wieder getreulich aufgeschrieben, was ihm vermerkwürdig erschien. Mitunter waren es Ereignisse, die zugleich stellvertretend für andere stehen können – sie alle zu erwähnen, würde jeden Rahmen sprengen und der Rückblick insgesamt kann, das war ihm wohl bewußt, immer nur eine Auswahl aus der unendlich scheinenden Zahl der Mosaiksteine sein, die solch ein Jahr im Leben einer Gemeinschaft ausmachen. Und so, schweren Herzens, beschränkt er sich wie stets.

Gleich zu Beginn des Januar ziehen die Sternsinger-Kinder im Katholischen Dekanat wieder durch die Gemeinden und sammeln Spenden für die Dritte Welt. 63 Wasserratten der DLRG treffen sich im eiskalten Neckar zu ihrem traditionellen Neujahrsschwimmen und die Standard-Formation des so überaus erfolgreichen 1. Tanzclubs Ludwigsburg erringt in der Bundesliga-Runde in der Ludwigsburger Rundsporthalle fünfmal die Bestnote. Beim Neujahrsempfang des Landkreises am 11. Januar, an dem auch Ministerpräsident Späth teilnimmt, wird der Umweltpreis des Kreises vergeben. Die Latein-Formation von Rot-Gold Ludwigsburg belegt am gleichen Tag den 2. Platz im 1. Regionalliga-Turnier. Oh ja, auch im Tanzen sind die Ludwigsburger Spitze!

Der »Frühschoppen« des Süddeutschen Rundfunks ist in der Asperger Stadthalle zu Gast. Das Regierungspräsidium verkauft 66 Baudenkmale; acht davon befinden sich im Kreis Ludwigsburg. Am 15. Januar wird die Erweiterung des Arbeitsamts in Ludwigsburg, das ehemalige Landratsamtsgebäude, in Betrieb genommen. Sie hat mehr als 9 Millionen Mark verschlungen. Der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Heinrich Franke, ist der prominenteste Gast. Ein 440-Tonnen-Koloß, der erste von insgesamt vier Dampferzeugern für den Block II, ist im Kernkraftwerk Neckarwestheim eingetroffen. Beim Kreisbauerntag in Schwieberdingen prangern die Bauern heftig die konfuse Agrarpolitik an, durch die, wie sie sagen, immer mehr Betriebe auf der Strecke bleiben. Unsere Landwirte zahlen einen hohen Preis für Europa.

Ein kleines Jubiläum gibt es in Freudental zu feiern: zwei Jahre zuvor ist in der ehemaligen Synagoge das Pädagogisch-Kulturelle Centrum eröffnet worden. Dieses Tages soll in Zukunft jährlich mit einem Stiftungsfest gedacht werden. Am 20. Januar vereint SEL im Schloßhotel Monrepos in Ludwigsburg Journalisten aus aller Welt bei einer Pressekonferenz. Die große Neuigkeit: SEL wird in Zukunft mit ALCATEL gemeinsame Sache machen und 32600 Mitarbeiter und einen Umsatz von 5,3 Milliarden Mark einbringen.

Der Winterschlußverkauf beginnt. Eigentlich sollte man jetzt an den kommenden Frühling denken dürfen, aber zur Zeit sind vor allem warme Sachen gefragt. Die Empfangsstelle Ludwigsburg der Post nimmt ihren Richtfunk-Stern in Betrieb, über den neue Programme ins Kabel gestrahlt werden können. In der Kreisstadt hängen bereits 19400 Haushalte daran. Am 23. Januar spricht Prof. Dr. Norbert Klotz, der Präsident der Landeszentralbank Baden-Württemberg, beim Neujahrsempfang der Industrie- und Handelskammer in der Stadthalle Marbach. Das GKN Neckarwestheim wehrt sich gegen Vorwürfe: durch einen notwendig gewordenen Schraubenwechsel habe es keine Panne gegeben. Die Ludwigsburger Friedenskirche wird Standort für ein Museum als Hort evangelischer Kirchengeschichte. Die Leitung der evangelischen Landeskirche richtet hier ein zentrales landeskirchliches Museum ein.

Am 25. Januar ist wieder Bundestagswahl. Mathias Wissmann erringt die meisten Stimmen und wird zum 4. Mal gewählt. Außerdem sichern ihre Mandate im Deutschen Bundestag Dr. Renate Hellwig (CDU), Gunter Huonker (SPD) und Dr. Wolfgang Weng (FDP).

Die erste ferngesteuerte führerlose Lok wird im Rangierbetrieb auf dem Bahnhof Kornwestheim eingesetzt. Damit beginnt ein entscheidender Großversuch. Gelingt er, sollen 44 solcher »automatischer« Lokomotiven in Zukunft im ganzen Bundesgebiet Dienst tun. Die alte Lateinschule im Bietigheimer Stadtkern wird eingeweiht. Architekt Claus Weyrosta hat sie für 4,8 Millionen herausgeputzt. Mit dem Rathaus und dem prächtigen Hornmoldhaus bildet sie ein faszinierendes Ensemble. 1476 war sie als Stadthaus für Georg von Nippenburg gebaut worden. Der Ministerpräsident lobt seine Heimatstadt – zu Recht: sie sei Spitze in der Stadtsanierung. Die Stadt Marbach gibt eine Altstadtfibel für Marbach und Rielingshausen heraus, in der Ratschläge zur Erhaltung und Entwicklung der Ortskerne erteilt werden.

Frohe Nachricht: in Neckarweihingen flattert ein Schwalbenschwanz als verheißungsvoller Frühlingsbote. Nach dem langen und kalten Winter nimmt man solche Nachrichten dankbar auf.

Zum Monatswechsel ist wieder Schlachtfest in Murr. Zum 19. Male schon. Diesmal gibt's eine Uraufführung: des Baden-Württemberg-Liedes, das der Murrer Bankkaufmann Josef Weiß geschrieben hat. Bald wird es in aller Munde sein.

Eine dichte Dunstglocke liegt über dem Land, dennoch, so heißt es, blieben die Schadstoffwerte noch unter den Grenzwerten. Was natürlich ziemlich relativ ist – wie zumindest die Menschen wissen, die Atemnot leiden. Das Naturschutzgebiet »Unteres Tal/Haldenrain« bei Mundesheim/Ingersheim, 18,5 ha groß, wird Anfang Februar vom Regierungspräsidium Stuttgart durch Rechtsverordnung offiziell unter Schutz gestellt. Noch bis zum 14. März ist im Ludwigsburger Kulturzentrum eine Ausstellung »Widerstand 1933 bis 1945 – Sozialdemokraten und Gewerkschafter gegen Hitler« zu sehen. Kurzarbeit weitet sich aus, angesichts des ungünstigen Wetters steigt die Arbeitslosenquote auf 4,5 Prozent. In Gerlingen ist am 7. und 8. Februar ein großes Narrentreffen, zu dem 3500 Karnevalisten aus 70 Narrenzünften kommen. Der Landesverband baden-württembergischer Karnevalsvereine hatte dazu eingeladen.

In Sachsenheim wird am 8. Februar gewählt: es gilt, einen Nachfolger für Bürgermeister Karlheinz Lüth zu finden; aber es kommt nicht zur klaren Mehrheitsentscheidung. Der Vaihinger Stadtkämmerer Andreas Stein bekommt 39,8, sein

Sachsenheimer Kollege und Mitbewerber Rolf Kieser 38,6 Prozent der Stimmen. In Hohenstange wird ein Bürgerverein gegründet. Vorsitzender wird der Fernsehjournalist Hanns Funk. Der Schwieberdinger Heimat- und Kulturkreis zeigt in einer bemerkenswerten Ausstellung »Festtägliches Glas und Porzellan aus Großmutterns Zeiten«. In der DRK-Zentrale in der Ludwigsburger Reuteallee gibt es Grund zu einer kleinen Feier: der Notarzdienst beim Rettungswesen besteht seit 10 Jahren. Und in Kornwestheim darf man ein silbernes Jubiläum feiern: per Autoreisezug sind in 25 Jahren 3280 Pkw, 69 Motorräder und 9521 Reisende befördert worden.

Der für die ins Schwimmen geratene Traditionsfirma Bleyle in Ludwigsburg eingesetzte Vergleichsverwalter zieht Kredite in Höhe von 6 Millionen an Land, um den Betrieb zu sanieren. Das Areal an der Ulrichstraße wird für 3,2 Mio DM verkauft. Ob's auf Dauer hilft? Man wird sehen.

Am 20. Februar dröhnt nördlich Vaihingen/Enz der erste Schuß zum Bau des Markstein-Tunnels, der 2782 Meter lang und 55 Millionen Mark teuer sein wird. Es ist zugleich der vorletzte Tunnelschlag der Neubaustrecke der Bundesbahn zwischen Stuttgart und Mannheim. Am 22. Februar bekommt Sachsenheim nun doch einen neuen Bürgermeister. Bei der Wahlwiederholung gewinnt der 42 Jahre alte Andreas Stein mit 48,88 Prozent klar vor dem 34jährigen Rolf Kieser, der »nur« 46,48 Prozent der Stimmen auf sich vereinen konnte. Am 27. Februar ist an der Ludwigsburger Reuteallee Grundsteinlegung für die Waldorfschule, die mit 15 Millionen Mark für 450 Schüler gebaut werden soll. Gegen den Willen einiger Grundstückbesitzer.

Gleich zu Beginn des Monats März vollzieht sich an der Spitze der Strombergkellerei in Bönningen ein Wechsel: in der 67. ordentlichen Generalversammlung löst Manfred Häußler den bisherigen Vorstandsvorsitzenden Hermann Lilienfein ab. Am 6. März wird der »Frauke-Tunnel« der Schnellbahntrasse »angeschlagen«. Er wir im Langen Feld »bergmännisch ausgeführt«, 678 m vom Gleisdreieck bei Stuttgart-Stammheim auf Kornwestheimer Markung beginnend. 26 Millionen wird er verschlingen. 1991 soll er fertig sein. Die Gemeinden Schwieberdingen und Möglingen verlieren ihren Prozeß gegen die Schnellbahn im Langen Feld. Sie hatten gefordert, die Bahn vollständig unter Tage zu führen. Das Verwaltungsgericht Stuttgart brauchte fast zwei Jahre zur Urteilsfindung. Es wird sein Nachspiel haben.

Am 10. März ist Bauernversammlung in Affalterbach. Ministerpräsident Lothar Späth bekommt harte Kritik an der Agrarpolitik zu hören. Die Landwirtschaft wird symbolisch eingesargt und beerdigt. Eine großangelegte Sanierung und Renovierung soll die Oberstenfelder Stiftskirche St. Johannes d.T., eine der bedeutendsten und für die Archäologen rätselhaftesten Sakralbauten im Landkreis, für die Zukunft sichern. Die Kosten dafür werden sich auf mindestens eine Million belaufen. Vor Beginn der Bauarbeiten will man noch einmal graben. Das genaue Alter der Kirche ist noch unbekannt. Wir machen's heute späteren Generationen leichter: zum Grundstein gehört immer auch eine Tageszeitung. Bürgermeister Andreas Stein wird in Sachsenheim in sein Amt eingeführt. Rund 600 Gäste kommen zur Feier, bei der der Ministerpräsident die Verdienste des ausscheidenden Karlheinz Lüth würdigt, der 20 Jahre lang die Geschicke Sachsenheims, das inzwischen Großgemeinde geworden ist, in Händen hielt. Er wird dafür zum Ehrenbürger ernannt.

Das Martin-Luther-Gemeindehaus in Marbach wird in Anwesenheit von Bischof Keler eingeweiht. Die Felsengartenkellerei meldet, daß sie 1986 zwar 150000 Liter Wein weniger verkauft, aber durch höhere Preise einen Erlös von fast 20 Millionen erzielt habe. Die Fischerchöre dürfen beim VII. Internationalen TV-Festival der Volksmusik in Moskau auftreten. Bei dem vom Süddeutschen Rundfunk produzierten Programm aus Anlaß des 40jährigen Bestehens der Fischerchöre erreichen sie den 1. Platz. Edgar Faure, Mitglied der Académie Française, zweimaliger Ministerpräsident, vielfacher Minister in den 50er und 60er Jahren sowie Präsident des Rats der Regionen Europas, spricht bei einer Veranstaltung des deutsch-französischen Instituts Ludwigsburg und des Landeskomitees der Europäischen Bewegung im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses. Regierungspräsident Dr. Bulling läßt wissen, daß der Engelbergtunnel bei Gerlingen 6 Meter höher und 270 länger als ursprünglich vorgesehen wird. Er soll 250 Millionen kosten und 1994 fertig sein. Ob's dann auf der Autobahn dort besser vorangeht?

Das »Handelshaus« in Walheim kommt unter eine Schutzglocke. Das für den ganzen Raum bedeutende Bauwerk soll Grundstock für ein Geschichtsmuseum werden und die im neuen Wohn- und Gewerbegebiet gesicherten römischen Funde aufnehmen. Und noch eine gute Nachricht aus Walheim im März: eine Weltneuheit für das dortige Großkraftwerk. Das Regierungspräsidium hat als Pilotprojekt die Anlage zum Ausfällen von Stickoxiden beim Verfahren der Schmelzkammerfeuerung genehmigt. Auch der »Untere See« bei Horrheim steht von nun an unter Schutz – als wichtiges Reservat für gefährdete Tiere. Die Bundesbahn zahlt für dieses 11,5 ha große Naturschutzgebiet als Ausgleich für die Wunden an der Natur, die beim Bau der Schnellbahntrasse geschlagen werden, 1,2 Millionen Mark.

Am 27. März eröffnet Innenminister Dietmar Schlee die neue Saison des Ludwigsburger »Blühenden Barocks«, das seit 32 Jahren besteht und seither fast 40 Millionen Besucher hatte. Damit steht Ludwigsburg nach Heidelberg an der Spitze der beliebtesten Ausflugsziele im Land. Das geplante NATO-Depot anstelle der früheren Raketenbasis bei Sachsenheim bleibt weiterhin brisant. Jetzt ist auch von Waffen die Rede, die hier gelagert werden sollen.

Am 27. März stimmt der Kreistag mit 57 gegen 40 Stimmen für die Weiterführung des Helene-Lange-Gymnasiums in Markgröningen im Ganztagsbetrieb. Landkreis und Stadt Markgröningen betreiben es als Zweckverband weiter. Im Krankenhaus Bietigheim-Bissingen besteht der Krankenhausrundfunk zur Unterhaltung der Patienten seit 10 Jahren. In dieser Zeit sind 1526 Live-Sendungen produziert worden. Beim 46. Landesfilmwettbewerb in Freiberg überrascht der 17jährige Markus Krämer aus Schöckingen die in Freiberg versammelten Amateure mit seinem Beitrag »High Midnight – die Experimente des Professor Eulenstein«. Spontan wird er zum Bundeswettbewerb in Berlin gemeldet. An dem Erfolg hat auch Krämers Helfer, der 16jährige Sören Lenz, Anteil.

Es ist kein Aprilscherz: das Landgericht stellt die Weichen für den weiteren Weg der Ludwigsburger Firma Bleyle, die eine GmbH geworden ist. Im Ludwigsburger Kulturzentrum findet eine Ausstellung über die fünfziger Jahre »fifty/fifty« großes Interesse. Man erinnert sich an Nierentische und Dreierlampen mit bunten Tüllen und dergleichen.

Viele Auszeichnungen, Ehrungen, Anerkennung hat es auch in diesem Jahr

1987 gegeben. Der Chronist möchte nur eine Würdigung besonderer Verdienste herausgreifen und damit allen Mitbürgern Reverenz erweisen, die sich für andere Menschen eingesetzt haben und dafür geehrt wurden: der 59 Jahre alte Johann Schmidt aus Marbach erhält das Bundesverdienstkreuz am Bande. Er ist der Vorsitzende des Kreisverbandes Stuttgart im Bund Deutscher Hirngeschädigter. Selbst Opfer eines Unfalls hat er sein Leben in den Dienst für die Schicksalsgefährten gestellt.

Bei der Versammlung in Hemmingen bekommt der Kreisfeuerwehrverband ein eigenes Wappen. Im Vorjahr sind mehr als 3600 Einsätze registriert worden. Ludwigsburg gibt einige Leihgaben zur Ausstellung über Johann Heinrich Dannecker an die Staatsgalerie Stuttgart. Der stellvertretende sowjetische Ministerpräsident Antonov ist in Kornwestheim zu Besuch. Die Sowjets wollen mit »Salamander« zusammenarbeiten und in Leningrad und Witebsk eine gemeinsame hochwertige Schuhproduktion aufnehmen. »Joint venture« heißt das neue Schlagwort. Am 9. April wird im Marmorsaal des Ludwigsburger Schlosses die Akademie für Natur- und Umweltschutz gegründet. Umweltminister Gerhard Weiser stellt Claus-Peter Hutter aus Benningen als deren Leiter vor. Hutter war früher beim Landratsamt schon für den Naturschutz zuständig.

Ein amtliches Schreiben erschreckt Ludwigsburg: der Bahnhof soll abgestuft und organisatorisch Zuffenhausen unterstellt werden. Es sei vorgesehen, das alte Gebäude abzureißen. Darüber ist sogar die Landesregierung erstaunt. Das will man der Kreisstadt und alten Residenz wirklich antun? Die Villa Franck in Ludwigsburg, das Domizil des Kunstvereins, zeigt japanische Malerei. Die Württembergische Zentralgenossenschaft WZG hält im neuen Bürgerhaus in Möglingen ihre Generalversammlung. Mit knapp 100 Millionen hat sie einen neuen Umsatzrekord zu melden. Am 26. April, dem ersten Jahrestag der Katastrophe von Tschernobyl, wird am GKN Neckarwestheim mit einem Trauermarsch demonstriert.

»Bietigheimer Tag« ist wieder am 26. April. Dr. Günter Altner, Heidelberg, und MdB Dr. Herta Däubler-Gmelin, die stellvertretende Vorsitzende der SPD Bundestagsfraktion, sind Gäste bei diesem seit 1921 zum 52. Mal veranstalteten Gespräch über aktuelle Themen. Diesmal geht es um »Technik – Fluch oder Segen?«.

Am 1. Mai sind bei Sersheim rd. 100 Indianer-Tipis und Trapper-Lodges aufgeschlagen. Zum neunten Mal treffen sich hier die Western-Fans aus allen Teilen der Bundesrepublik. Das Jugendorchester des Blasmusik-Kreisverbandes gibt Konzerte im wallisischen Mid Glamorgan. Im Vorjahr war die dortige Youth Brass Band hier zu Gast. Zum Jubiläum des 125jährigen Bestehens der Freiwilligen Feuerwehr Marbach gibt es im Rathaus eine Ausstellung. Am 3. Mai wird die neue Ludwigsburger Schloßfestspiel-Saison mit Mendelssohn-Bartholdys »Lobgesang« eröffnet. Es ist zugleich der Abschied von der Friedenskirche, die gründlich renoviert werden soll. Und vom kommenden Jahr an steht den Festspielen das »Forum am Schloßpark« zur Verfügung.

Die Besigheimer Rebflurbereinigung »Schwalbenhäldle« beginnt. 54000 Pflanzen sollen neu gesetzt werden. Für Herbst 1988 erwartet man den Jungfernwien. Am 8. Mai wird in Eberdingen-Hochdorf der wieder aufgeschüttete Hügel des Keltengrabes der Öffentlichkeit übergeben. Der Hochdorferin Renate Leibfried wird der Jahrhundertfund verdankt, der hier den Archäologen gelungen ist. Im

Mai meldet das Arbeitsamt 4,3 Prozent Arbeitslose. Im Vormonat waren's noch 4,5 Prozent. Noch ist von saisonaler Belegung nicht viel zu spüren. Am 7. Mai soll ein Streik bei Wüstenrot Bausparkasse und Bank der Forderung der Gewerkschaft HBV Nachdruck verleihen. Am 8. Mai wird in Pleidelsheim das Schillerzentrum eingeweiht, dessen Kernstück das neue Bürgerhaus ist. Das gesamte Projekt kostete 7 Millionen Mark. Im Bürgersaal wird gefeiert. Zögernd beginnt am 9. Mai, wenigstens teilweise, die neue Badesaison. Mit Sonnenschein. Am 10. Mai wird in Oberriexingen Bürgermeister Willi Baur, 45, mit fast 56 Prozent der abgegebenen Stimmen wiedergewählt. Er ist seit 16 Jahren Schultes in der kleinsten Stadt des Kreises. In Markgröningens Kelter ist eine Ausstellung über die Flurge-schichte im Wandel der Jahrtausende zu sehen.

Die Gemeinden Möglingen und Schwieberdingen geben nicht auf und prozes-sieren weiter gegen die Schnellbahn. Der Verwaltungsgerichtshof soll, so wün-schen sie, den Sofortvollzug aufheben. Am 13. Mai wird Dr. Gisela Meister aus Stuttgart vom Gemeinderat Ludwigsburg zur Bürgermeisterin und Frauenbeauf-tragten gewählt. 73 Berufs- und Fachschüler stehen beim Berufswettkampf der Landjugend in der Landwirtschaftlichen Fachschule des Kreises in Ludwigsburg im Wettkampf. Sie messen sich in Theorie und Praxis der Hauswirtschaft. Die nächste Runde findet auf Landesebene statt.

Mitte Mai genehmigt der künstlerische Beirat der Ludwigsburger Porzellanma-nufaktur neue Entwürfe. Sie werden die Angebotspalette erweitern und das Anse-hen der Manufaktur weltweit vergrößern. Eine Adolf-Döpfert-Stiftung für Stu-denten soll der Förderung der Abteilung Druckverfahren an der Fachhochschule für Druck dienen. Der Stifter ist Inhaber und Geschäftsführer der Stahl-Gruppe in Ludwigsburg-Neckarweihingen.

Am 15. Mai feiert der Sportkreis Ludwigsburg sein 40jähriges, die Freiwillige Feuerwehr von Neckarrems ihr 110jähriges Bestehen.

Im Altenheim in Steinheim wird das silberne Schultes-Jubiläum von Bürger-meister Alfred Ulrich gefeiert. Man nennt ihn dabei einen »Glücksfall« für die Gemeinde. Wenn jedem »Offiziellen« immer solches Lob zuteil würde! In Dit-zingen führt eine Ausstellung in der Stadthalle durch rund 1200 Jahre Ur- und Frühgeschichte der Stadt. Am 17. Mai ist wieder Pferdemarkt in Ludwigsburg. Zum 219. Mal nun schon. Bilderbuchwetter gibt's beim Reiternachmittag des Reit- und Fahrvereins Monrepos, aber beim Festzug dienstags drauf regnet es. An diesem Wochenende 16./17. Mai ist Volksfest auch im Freizeitpark in Korn-westheim. Während der Freundschaftswoche wird der bisherige Standortkom-mandeur Colonel James A. Velezis mit einer Parade verabschiedet.

Im Ludwigsburger Kreishaus sind in der zweiten Mai-Hälfte Grabplatten, Grabmäler und Totenschilder ausgestellt: Umrahmung der Vorstellung des Buches »Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg« Band 25 einer Reihe, die der sys-tematischen Erfassung und Edition historischer Inschriften bis 1650 gewidmet ist. Prof. Dr. Hans-Joachim Zimmermann überreicht das erste Buch an den Landrat.

In Ludwigsburgs Stadtteil Poppenweiler wird ein Bürgerverein gegründet. Und beim Deutsch-Französischen Institut findet die dritte Jahreskonferenz des »Ar-beitskreises deutsche Frankreichforschung« statt. Bundesweit einmalig ist das deutsch-amerikanische Verkehrsseminar, das zum neunten Mal in der Ludwigs-burger Jägerhofkaserne amerikanische, kanadische, französische und deutsche

Feldjäger mit Polizei und ADAC zusammenbringt, um aktuelle Verkehrsfragen zu beraten.

Die »Schwieberdinger Tage«, eine Gewerbeschau mit kulturellem Programm und Straßenfest wird zum 3. Mal veranstaltet. In Marbach beginnt am 22. Mai die zweite Leistungsschau, an der sich 60 Firmen und der Bund der Selbständigen auf der Schillerhöhe beteiligen. In Ludwigsburg eröffnet am gleichen Tage Staatssekretär Kleinert die »Schwäbische Floriade«, die alljährlich 34 Räume des Ludwigsburger Schlosses in einen Blütenraum verwandelt. Ein 15köpfiges Floristenteam bereitet den Besuchern »ein Fest für die Augen«. Kurz danach besucht Generalbundesanwalt Prof. Dr. Kurt Rebmann mit der Bundesanwaltschaft die Schau. Oberbürgermeister Henke empfängt die prominenten Besucher.

Inzwischen ist in Ditzingen die Altenwohnanlage »Hinter dem Schloß« eingeweiht worden, die 45 betagten Bürgern eine neue Heimat gibt. 40 Wohnungen und die Sozialstation sind jetzt unter einem Dach untergebracht. Rund 5,1 Millionen Mark haben die Baukosten betragen. Das Heimatmuseum Sachsenheim zeigt Reproduktionen aus dem »Sachsenheimer Stundenbuch«, insgesamt 48 zauberhafte Miniaturen. Im Ludwigsburger Schloß wird am 29. Mai der Gründung der pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg vor 25 Jahren gedacht. Minister Helmuth Engler ist Ehrengast und unter Prof. Joachim Hansbergers Leitung wird »Rows and Themes« von John van Buren uraufgeführt. Abends hört man das Werk noch einmal im Jubiläumskonzert in der PH Ludwigsburg.

Eine Fülle von Auszeichnungen ist, wie erwähnt, auch in diesem Jahr verliehen worden. Eine aber soll noch, stellvertretend für ähnliche andere, genannt werden: Es ist die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, mit der die 91 Jahre alte Frau Anna Raisch aus Möglingen dafür geehrt wird, daß sie seit 70 Jahren (!) ihren schwerkriegsversehrten Mann pflegt.

Am 30. Mai ist im Ludwigsburger Kulturzentrum der 1. Ludwigsburger Umwelt- und Gesundheitstag. Der 65 Jahre alt gewordene Musikverein Möglingen wird offiziell zur Gemeindekapelle ernannt.

Höhepunkt des 26. Musikfestes des Kreisverbandes der Blasmusik im Landesverband Baden-Württemberg ist am 31. Mai in Gemmrigheim das gemeinsame Musizieren von 800 Musikern.

Der Monat Juni beginnt mit dem ersten Fachseminar der Umweltakademie in Besigheim. Landschaftspfleger, Grünplaner, Gemeinderäte und Bürgermeister aus dem ganzen Land befassen sich mit »Naturschutz und Umweltvorsorge im kommunalen Bereich«. Beim Abitur der diesmal starken Jahrgänge kommt es zu Protestaktionen gegen die Abi-Reform. Drei Wochen lang ist im Rathaus Möglingen eine Ausstellung »Wachstum und Artenschwund« aufgebaut, mit der die Initiativgruppe Umwelt der PH Ludwigsburg und der BUND, Ortsgruppe Möglingen, auf die Gefährdung von Tier- und Pflanzenwelt aufmerksam machen wollen. Zuviel hat der Mensch schon vernichtet, nun muß man ihm seinen Egoismus wie einen Spiegel vorhalten.

Großes Interesse findet eine Wanderausstellung über Justinus Kerner im Ludwigsburger Kulturzentrum. Zur Veteranen-Ralley in Bietigheim-Bissingen kommen am Pfingsten mehr als 150 Teilnehmer – ein neuer Rekord. Am 8. Mai steht der 281. Maientag in Vaihingen/Enz ganz im Zeichen des Friedens. Teilnehmer aus sechs Nationen marschieren im Festzug mit, der von Tausenden von Besuchern bewundert wird. Die ehemalige Kreisrätin Waltraud Zips aus Ludwigsburg

erhält an ihrem 85. Geburtstag die Stauer-Medaille als Anerkennung für ihr Mühen um die Heimatvertriebenen.

Der 5. Kreisfeuerwehrtag wird anlässlich des Jubiläumsfestes zum 125jährigen Bestehen der Freiwilligen Feuerwehr Mundelsheim begangen. Die Gemeinde Sachsenheim sagt ein klares »Nein« zum geplanten NATO-Depot auf ihrer Markung. Am 12. Juni wird auf dem Flughafen in Stuttgart eine Boeing 737 auf den Namen »Ludwigsburg« getauft. Das gibt natürlich ein großes Fest. Und einen Rundflug über der Kreisstadt. Am gleichen Tag wird die Sonderschule für 120 Schüler aus 10 Gemeinden in Besigheim eingeweiht. Sie ist schon seit August des Vorjahres in Betrieb, aber vor lauter anderen wichtigen Dingen hatte man nicht eher Zeit zum Einweihen. Die bauliche Sanierung der alten Lateinschule kostete 6,9 Millionen Mark. Tags darauf ist in Ludwigsburg Behindertensporttag.

32 Künstler aus dem Kreis Ludwigsburg stellen während des Monats Juni im Kulturzentrum der israelischen Stadt Kyriat Shemona in der Region Oberes Galiläa aus, zu der der Kreis Ludwigsburg freundschaftliche Beziehungen pflegt. In Oslo wird die Standort-Formation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg Weltmeister. Sie bekommt dafür auch die höchste deutsche Sportauszeichnung: das silberne Lorbeerblatt.

Delegationen aus Frankreich, England und Japan kommen zur Feier der 25 Jahre alten Städtepartnerschaft Bietigheim-Bissingens mit dem japanischen Kusatsu. Kurz zuvor hat die Stadt erstmals ihren Umweltpreis an sieben Preisträger verliehen. Der Gemeinderat der Stadt Freiberg beschließt, die Kooperative Gesamtschule nach 12jährigem Schulversuch zu beenden und die Schule »Oscar-Parret-Schule« zu nennen.

Die Landesregierung beschließt, daß das Vollzugskrankenhaus auf dem Hohenasperg in den neunziger Jahren verlegt und stattdessen dort ein Kulturzentrum entstehen soll. In Kornwestheim wird der Architekten-Wettbewerb für das 6-Millionen-Projekt »Galerie« entschieden. Und der Kreistag berät ein neues Müllkonzept: die geplante Verbrennungsanlage am Fißlerhof oder bei Marbach wird erst einmal auf breiter Ebene abgelehnt. Zugestimmt wird dagegen dem Neubau einer Kinderklinik, der Psychiatrie, der HNO-Klinik und der Strahlenabteilung beim Krankenhaus Ludwigsburg wie auch dem Bau einer Rehabilitations-Werkstatt mit Sporthalle auf dem sogenannten »Benkiser-Gelände« in Ludwigsburg. Das eine Vorhaben soll bis 1992 verwirklicht sein, das andere bis 1989. Kosten wird beides zusammen mindestens 80 Millionen. Oder mehr.

Zur Katastrophenübung des Kreises treffen sich am 27. Juni in Murr an der Murr mehr als 300 Helferinnen und Helfer. Ende Juni erscheint eine Broschüre des Landratsamtes über die 24 Museen im Landkreis Ludwigsburg.

In Kornwestheim gibt es Mitte des Jahres schon sechs Kartentelefone. Bei diesem Feldversuch der Post im Raum Stuttgart soll erprobt werden, ob die Einführung von öffentlichen Fernsprechern ohne Bargeld sinnvoll ist. Die Scheckkarte ist im Vormarsch. Die Besigheimer Studiobühne führt vor dem historischen Rathaus August von Kotzebues »Die deutschen Kleinstädter« auf und die 74. »Tour de France« rollt durch den Landkreis. Am 5. Juli ist der Leiter der Ständigen Vertretung der DDR in der Bundesrepublik, Ewald Moldt, im Landkreis zu Besuch. In dem es zur Zeit 4,3% Arbeitslose gibt, wie die Arbeitsverwaltung mitteilt.

Im Aldinger Neubaugebiet »Halden II« entdecken Archäologen ein etwa 4000 Jahre altes Gräberfeld. Sie sprechen von einem der bedeutendsten Funde dieser

Art nördlich der Alpen. Im französischen L'Isle-Adam feiert Marbach seine Partnerschaft. Das Regierungspräsidium stellt im Juli das Buchenbachtal bei Affalterbach unter Naturschutz. Das 118 ha große Gebiet war bisher nur Landschaftsschutzgebiet.

Bei einem Flug per Hubschrauber über das Kreisgebiet entdeckt der Wirtschaftskontrolldienst zahlreiche »Sünden«. Die Archäologen gewinnen neue Erkenntnisse über die Reste der größten ausgegrabenen römischen Gutshofanlage in Baden-Württemberg im Gewann Weilerlen in Bietigheim-Bissingen. Die Arbeiten werden noch bis in den Herbst hinein anhalten.

Anfang August kommen 210 Teilnehmer aus 31 Ländern zum Sommerkurs des Goetheinstituts nach Ludwigsburg, wo sie vier Wochen lang die deutsche Sprache und – wenigstens einen Teil – deutsche Menschen und deutsche Lebensart kennenlernen. Der Badesommer fällt weitgehend ins Wasser. »Leere Becken, leere Wiesen« heißt es in der Zeitung vom 6. August. Der »homo steinheimensis« ist jetzt Paradestück der ständigen Ausstellung im Museum am Löwentor in Stuttgart, Abteilung »Der Mensch im Eiszeitalter«.

Einmalig im ganzen Ländle: die 350 Schüler des Gymnasiums in Korntal-Münchingen erhalten einen eigenen Bahnhof, direkt vor der Haustür. Die Württembergische Eisenbahngesellschaft hat's möglich gemacht, als sie die Strecke ausbaute. Die Gemeinde Möglingen baut ihre alte Zehntscheuer zu Wohnungen und zu einem Kulturzentrum um. Die Neckarwerke investieren jetzt rund eine Million Mark in die Betonummantelung der Füße von 29 Hochspannungsmasten. Damit sich niemand mehr bei einem Terroranschlag daran sein Mütchen kühlt. (Von Mut kann sowieso wohl keine Rede sein).

Am 12. August muß im Glemstal eine große Suchaktion veranstaltet werden: ein 21 Jahre alter Höhlenforscher wird vermißt. Zwei Tage später kommt es zum Durchbruch am Nebenwegtunnel der Schnellbahntrasse bei Enzweihingen. Und wieder zwei Tage danach findet der 18. »Grand Prix« für Seifenkistenfahrer in Oberstenfeld-Prevorst statt. 1000 Zuschauer verfolgen voller Spannung die Rennen der 31 Fahrer und -innen zwischen acht und 15 Jahren. Das Regierungspräsidium gibt grünes Licht für den Umbau des Rangierbahnhofs in Kornwestheim. 130 Millionen sollen investiert werden, und der Umweltschutz wird dabei Vorrang haben. Auch Brandschutz- und Entwässerungsmaßnahmen sind gefordert worden.

Trotz miesen Sommerwetters kann das Wellarium von Steinheim-Murr Ende August den 100000. Besucher begrüßen. In Vaihingen/Enz wird die 2. Waldorfschule gegründet. Mit dem neuen Schuljahr soll sie ihren Betrieb mit 28 Schülern aufnehmen. Am 25. August wird in Bietigheim-Bissingen das »neue«, umgebaute und viel schöner gewordene Kronenzentrum mit einem Festakt eingeweiht. Die Maßnahme hat runde 21 Millionen gekostet. Beim Schnellbahnbau wird im Enztal ein römisches Gräberfeld entdeckt. Ein einziger Blitzschlag in einen Stall in Korntal-Münchingen tötet 11 Rinder und drei Kühe. Einer von zahlreichen Bränden, die auch 1987 unsere Feuerwehren auf Trab hielten. Zum Glück sind die schnell zur Stelle und so ausgerüstet und ausgebildet, daß der Schaden immer in Grenzen gehalten werden kann. Innerhalb dieser Grenzen ist's freilich meist schlimm genug. In der Nacht zum 28. August brennt's in Aldingen und Neckargröningen. Ein Feuerteufel hat zwei Scheunen angezündet und 350000 Mark Schaden verursacht.

In Markgröningen sind beim 21. Internationalen Musikfest Kapellen aus Oberösterreich und Belgien zu Gast. Erschienen ist der Ortskernatlas Markgröningen. Verfasser ist Peter Findeisen, Landesdenkmal- und -vermessungsamt haben ihn herausgebracht. GKN Nr. 1 geht wieder ans Netz, nachdem es den ganzen Sommer über wegen Revisionen und Reparaturen stilllag. 502 Bolzen mußten ausgetauscht werden!

Ende August geht es auf dem schönen Ludwigsburger Marktplatz italienisch zu: aus Conegliano, der Speiseeeishauptstadt zwischen den Dolomiten und der Adria, ist eine 112köpfige Schauspielertruppe gekommen, um ein riesiges Damspiel aufzuführen, »Dama Castellana« genannt. Am Wochenende 29./30. August steht Markgröningen wieder ganz im Zeichen des Schäferlaufs. Rund 110000 Zuschauer werden geschätzt. Beim traditionellen Barfußlauf über die Stoppeln wird Ute Svenson zum dritten Male Königin. Neuer König wird Herbert Schaible.

Am 1. September meldet die Presse die erste Lungentransplantation, vorgenommen in der Klinik der Landesversicherungsanstalt auf der Gerlinger Schillerhöhe. Nach 10 Tagen aber stirbt der Patient. Dennoch: Jetzt kennt man den Weg, wie ein solch schwieriger Eingriff möglich ist. Am 4. September beginnt der 53. Bietigheimer Pferdemarkt mit der Prämierung von 338 Pferden. Am gleichen Tag wird der Pulverdinger Tunnel der Schnellbahn durchgebrochen. Er wird 1878 Meter lang werden. Veranschlagte Bauzeit 16 Monate. Mit einem Fest vom 4. bis 6. September wird in Steinheim das 4,6 Millionen Mark teure neue Riedstadion eingeweiht. Das DRK Ludwigsburg lädt am 5. September zum »Tag der offenen Tür«. Und Ministerpräsident Späth eröffnet in Besigheim die Brandschutzwoche des Landesfeuerwehrverbandes. Die Gemeinde Tamm feiert ihr 700jähriges. Archivdirektor Dr. Sauer hält in der Kelter vor 200 geladenen Gästen den Festvortrag.

Das Land läßt wissen, daß es 40 Millionen Mark in die Restaurierung des Zeughauses und der Arsenalkaserne in Ludwigsburg investieren wird. Nach 1990/91 soll dort das Staatsarchiv einziehen und viel mehr Platz haben als bis dahin im Schloß. Am 12. September ist Erster Regionaler Musikschultag in Freiburg. 13 Musikschulen nehmen daran teil, 39 Ensembles mit 760 Musikern. Das ist ein Musikspektakel!

Fernsehmacher aus China drehen im Ludwigsburger Blühenden Barock. Umweltminister Dr. Erwin Vetter nimmt an der ersten gemeinsamen Tagung der Akademie für Umweltschutz und des Volkshochschulverbandes Baden-Württemberg in Ludwigsburg teil. Das Regierungspräsidium hat den Sofortvollzug zum Bau der Tunneltrasse der B 27 unter Besigheim hindurch angeordnet. Im kommenden Frühjahr sollen die Bauarbeiten beginnen. Zur Landesversammlung der Senioren-Union Baden-Württemberg in Bietigheim-Bissingen kommen auch Ministerpräsident Späth und Ministerin Barbara Schäfer.

Am 12. und 13. September findet in Möglingen die erste Gewerbeschau des Bundes der Selbständigen statt. Tags zuvor ist in Affalterbach die sanierte Lemberghalle eingeweiht worden. Umbau und Erweiterung haben 2,6 Millionen gekostet und aus der Sporthalle eine Festhalle gemacht.

Die Vertriebenen des Kreises feiern am 13. September in Ludwigsburg den »Tag der Heimat«. Man erinnert sich dabei an die Gründung des Hilfsverbandes der Neubürger vor 40 Jahren. Der Landesvorsitzende der Vertriebenen, Staatssekretär Gustav Wabro, hält die Festansprache. Zwar mehr eine Verwaltungsange-

legenheit, die Ludwigsburger ärgert's aber arg: Ihr Bahnhof wird neuerdings von Bietigheim-Bissingen aus regiert. Man spricht von »Demontierung« der Kreisstadt. Bald wird auch der Bahnhof selber demontiert sein. Jedoch nur, um neugebaut zu werden.

Zum 100. Todestag von Friedrich Theodor Vischer zeigt die Stadt Ludwigsburg im Kulturzentrum eine Ausstellung über sein Leben und seine Welt.

Ludwigsburg feiert die Rede Charles de Gaulles an die deutsche Jugend vor 25 Jahren. 10000 Gäste aus Deutschland und Frankreich treffen sich dazu in der Residenzstadt. Am 18. werden die Veranstaltungen in der Pädagogischen Hochschule mit 700 Jugendlichen von Ministerpräsident Späth und dem französischen Erziehungsminister René Monory eröffnet. Abends ist ein großes Fest der Jugend. Am 19. September kommt Premierminister Jacques Chirac. Bundeskanzler Helmut Kohl begrüßt ihn. Anschließend sind sie zu einem Gespräch unter vier Augen im Schloß Favorite zusammen. Am Nachmittag gibt es im Schloßhof eine große, eindrucksvolle Kundgebung, auf der sie zur Jugend beider Nationen sprechen. Die Landesregierung gibt im Schloß einen Empfang.

Am 18. September werden auch in Oberstenfeld die neue Bücherei und die Altenbegegnungsstätte eingeweiht, die im Zuge der Ortskernsanierung in ein- und einhalbjähriger Bauzeit entstanden sind. Und da sind endlich auch die Würfel über das weitere Schicksal des Ludwigsburger Bahnhofs gefallen: für rd. 30 Millionen Mark soll ein neues dreigeschossiges Gebäude entstehen. Baubeginn Frühjahr 1988.

Tag der offenen Tür am 20. September in Vaihingen/Enz: die alte Lateinschule beherbergt jetzt das erweiterte Jauernig-Museum. Vaihingen ist die Patenstadt von Jauernig, woher viele Flüchtlinge nach dem Krieg an die Enz gekommen sind. Das Landesamt für Flurbereinigung zieht von Ludwigsburg nach Kornwestheim um. Im Gebäude der Europäischen Bildungsgemeinschaft hat es eine neue Bleibe gefunden. Erstmals seit der Gründung vor 35 Jahren sind nun alle Teile unter einem Dach vereint. In Helligheim wird das neue Rathaus eingeweiht. Es ist das historische Weingärtnerhaus, dessen Renovierung und Ausbau fast drei Millionen Mark gekostet haben soll. 12 französische Polizisten, darunter eine Frau, aus Ludwigsburgs Partnerstadt Montbéliard laufen 310 km nach Ludwigsburg, um eine Grußbotschaft der Freunde zu überbringen. An der Kreisgrenze werden sie von deutschen Läufern empfangen, die die letzten 15 km mitlaufen.

Im Kulturzentrum in Ludwigsburg tagt der Kulturorden »Palmes Académiques« und im Schloß die »Organisation Jeunesse et Patrimoine« mit Teilnehmern aus ganz Europa.

Am 29. September unterzeichnet die Salamander AG Kornwestheim in Moskau den Vertrag über die deutsch-sowjetische Zusammenarbeit in einem Gemeinschaftsunternehmen zur Schuhproduktion. Ihr Partner ist die Leningrader Schuhfabrik Nr 2 »Proletarischer Sieg«. Das hier ist wohl mehr ein Sieg der Vernunft und der Überzeugung, daß nur Gemeinsamkeiten über Grenzen hinweg den Frieden dauerhaft sichern.

Am 3. Oktober wird in Asperg das Jubiläum der 20jährigen Partnerschaft mit Lure in Frankreich gefeiert. Baron Hans Heinrich von Thyssen-Bornemisza besichtigt das Ludwigsburger Schloß. Der Besitzer einer auf 750 Millionen geschätzten Kunstsammlung sucht angeblich nach einer neuen Präsentationsmöglichkeit, weil sein Haus in Lugano inzwischen zu klein geworden sei. Viele buh-

len um seinen Zuschlag – am Ende gehen sie alle leer aus. Thyssen bringt seine Sammlung nach Spanien. Aber Anfang Oktober hofft mit dem Land auch Ludwigsburg noch.

Im Pädagogisch-Kulturellen Centrum in Freudental werden die »Lebenserinnerungen« von Max Zweig vorgestellt. Der 95 Jahre alte Dichter ist anwesend. Am Wochenende 3. und 4. Oktober feiern die Reservisten Baden-Württembergs im Schloß Ludwigsburg ihr 25jähriges Bestehen. Am 4. Oktober vernichtet ein Großfeuer in Aldingen eine Halle mit 900 Tonnen Tiefkühlkost. Erinnerungen an den Möglinger Lagerhallen-Großbrand werden wach. Der großzügig gebaute zentrale Omnibus-Bahnhof in Ludwigsburg wird eingeweiht. Anlässlich einer Ausstellung im Schloß zum gleichen Thema spricht Polizeipräsident Dr. Hans-Peter Sturm aus Kornwestheim über 180 Jahre Polizeigeschichte in Württemberg. Zum Jubiläum des 90jährigen Bestehens des Historischen Vereins gibt es im Kulturzentrum Ludwigsburg einen Festakt, bei dem Dr. Albert Sting die Festrede hält. Der »Widdumhof« in Korntal-Münchingen wird als neues Bürgerhaus eingeweiht.

In der Pädagogischen Hochschule veranstaltet der Deutsche Sportbund gemeinsam mit der Konferenz der Kultusminister der Länder eine Tagung über das Thema »Sport als Gesundheitsfaktor«. Staatssekretär Theo Balle eröffnet sie.

Den Tunneldurchschlag am Marksteintunnel östlich Enzweihingen meldet die Presse am 10. Oktober. Von 1991 an sollen hier die Züge durchrauschen, 2782 Meter im Dunkeln.

Rund 2000 Menschen verfolgen am 16. Oktober die Einweihung des »Kuhriums« vor dem Kronenzentrum in Bietigheim – einer Kuh auf einer Milchkanne von dem Sinsheimer Künstler Jürgen Goertz. Selten zuvor hatte es über ein Kunstwerk, das als solches für viele freilich nur schwer zu erkennen ist, so viele Dispute und Meinungskämpfe gegeben. Nun steht die Kuh, man wird sich an sie gewöhnen. Bietigheim-Bissingen, Remseck, Gerlingen und Ludwigsburg erhalten in einem Landeswettbewerb das Prädikat »familienfreundlich«.

Am 15. Oktober ist Ministerin Barbara Schäfer bei einer Feier im Kreishaus: seit 20 Jahren gibt es die »Hilfe für körperbehinderte Kinder« im Kreis Ludwigsburg. Drei Tage später gibt es siebenmal die »1« für den Deutschen Meister der Standard-Formation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg in der Stuttgarter Schleyerhalle. Am Wochenende 24./25. Oktober feiert die Italienische Mission Ludwigsburg, die größte italienische Pfarrei in der Bundesrepublik, ihr 25jähriges Bestehen.

Am 26. Oktober 2. Großbrand innerhalb von drei Wochen in Aldingen. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen: schon wieder steht ein Kühlhaus im Gewerbegebiet rechts des Neckars in Flammen. Und wieder ist die gleiche Firma betroffen. 200 Feuerwehrleute sind im Einsatz. Der Schaden geht in die Millionen.

Der Keltenfürst von Hochdorf wird in Paris ausgestellt. Bis zum Februar des kommenden Jahres haben nun die Franzosen Gelegenheit, die Schätze des Jahrhundertfundes zu sehen.

25 Jahre alt ist inzwischen auch die Arbeiterwohlfahrt Marbach-Bottwartal geworden. Ein Grund zum Feiern. Minister Vetter hat es jetzt schriftlich gegeben: die beabsichtigte Rheinwasser-Pipeline durch den Kreis ist ad acta gelegt. So hat es der baden-württembergische Ministerrat beschlossen. Wegen der Proteste von allen Seiten? Über Enz und Metter sollte sie Kühlwasser für das Kernkraftwerk heranbringen.

Die Arbeitslosenquote sinkt im Oktober auf 4,2 Prozent. Am neuen Bahnhof Vaihingen wird Richtfest gefeiert. 35 Millionen werden hier verbaut. Bis zur Jahreswende 1990/91 soll er fertig sein – ein Umschlagplatz zwischen der bestehenden Linie Mühlacker–Stuttgart und der Neubaustrecke Mannheim–Stuttgart.

In Oberstenfeld wird der schöne Bacchus-Brunnen von Karl-Ulrich Nuss eingeweiht, eine Zierde fürs Rathaus und die ganze Gemeinde. Ministerpräsident Späth zeichnet den Gründer und langjährigen Vorsitzenden der Aktion Multiple Sklerose Erkrankter Landesverband Baden-Württemberg AMSEL, Guido Hans, mit der Landesehrendnadel aus. Bei seinem Abschied nach 13 Jahren von einem schweren Amt überreicht sie ihm Ministerin Barbara Schäfer.

Sersheim ist zum »Partner des Europäischen Umweltjahres 1987/88« ernannt worden. Wegen seines Biotop-Transfers ins italienische Canale, seine Partnerstadt. Sieben Straßen im Landkreis werden vom Landratsamt für Gefahrentransporte jeder Art grundsätzlich gesperrt. Andere werden auf 30 km/h begrenzt.

Marbach feiert den 228. Geburtstag Friedrich Schillers. Mit dem 1959 erstmals verliehenen Schillerpreis wird am 10. November Dr. Paul Feuchte ausgezeichnet. Der Freiburger Universitätsprofessor ist Autor der »Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg«, einer »hervorragenden Arbeit auf dem Gebiet der württembergischen Landeskunde«, wie sie die Stiftungssatzung voraussetzt.

Die Landwirte klagen: der Entwurf der Landesregierung einer neuen »Wasserschutzverordnung« sei völlig unannehmbar. Bei der Weinlese gibt es trotz »kleinem Herbst« doch Zufriedenheit mit dem Gesamtergebnis. Der israelische Beauftragte im Negev und Gewerkschaftsvertreter der arabischen Beduinen in Israel sind im Pädagogisch-Kulturellen Centrum Freudental zu Gast.

Am 13. November wird Professor Dr. Jürgen Treichel, Chef des Röntgeninstituts, zum neuen Ärztlichen Direktor der Krankenanstalten des Landkreises Ludwigsburg gewählt. In gleicher Sitzung verabschiedet der Kreistag den Etat für 1988. Wertvolle Funde aus 23 fränkischen Gräbern werden beim Bau des Enztalviadukts der Schnellahn sichergestellt. Sie dokumentieren die Merowingerzeit vor 1200 Jahren. In der Nacht zum 15. November wird ein Brandanschlag an der Schnellbahnbaustelle »Zaisersweiher Tal« verübt. Mehrere Fahrzeuge und Maschinen werden zerstört.

Zum 14. Mal wird der »Wettbewerb kommunale Kläranlagen« ausgetragen. 33 Gemeinden nehmen daran teil. Eine Delegation aus der italienischen Provinz Udine besucht den Landkreis, und der Heimat- und Kulturverein Schwieberdingen zeigt im Alten Pfarrhaus in einer Ausstellung Bilder aus der Heimatgeschichte. 40 Marbacher Schüler veranstalten im Wald bei Pleidelsheim eine Gedenkfeier auf dem Fremdarbeiterfriedhof.

Der Präsident des Landesdenkmalamtes, Prof. Dr. Gebeßler, übergibt am 25. November an Bietigheim-Bissingens Oberbürgermeister Manfred List ein Verzeichnis aller 133 Bau- und Kunstdenkmäler, die es in der Stadt gibt, die damit zu den herausragenden Städten im Land zählt. Am Tag darauf tagen in Ludwigsburg die Rektoren der Fachhochschulen für den öffentlichen Dienst aus allen Teilen der Bundesrepublik. Die Pädagogische Hochschule Reutlingen wird organisatorisch der PH Ludwigsburg angegliedert. Damit steigt die Zahl der Studierenden auf rd. 1800, die der Dozenten auf 360.

Mit einem aus Japan kommenden und für die deutsche Industrie weiterentwickelten Pilotprojekt ist den Neckarwerken in Walheim ein großer Schritt auf dem

Weg zur Verwirklichung ihres Umwelt-Konzepts geglückt. Umweltminister Dr. Erwin Vetter besichtigt die inzwischen in Betrieb gegangene Entstickungsanlage, die den Stickoxid-Ausstoß um rd. 90 Prozent verringert. Das ist weltweit von immenser Bedeutung.

Der 40 Jahre alte Wilfried Nestle wird in Vaihingen als Bürgermeister wiedergewählt. Die Gemeinde Remseck gibt ihr 7. Heft der Heimatkundlichen Schriftenreihe heraus. Es führt auf die Spuren der Römer und Alemannen. Autorin ist Dr. Helga Schach-Döriges vom Landesdenkmalamt. Geburtstagsfeier ist am 27. November in Marbach: die Jugendmusikschule Marbach-Bottwartal, in die heute 765 Schüler gehen, ist 15 Jahre alt geworden.

Mit dem Beginn des letzten Monats stellt in Vaihingen/Enz Oberbürgermeister Kälberer Band 5 der neun Jahre alten Schriftenreihe der Stadt vor: Beiträge zur Historie sowie zur Kultur- und Landschaftskunde. Mehrere Autoren haben die Artikel verfaßt.

Am Monatsende wird in der PH Ludwigsburg die Ausstellung »Gestaltende Verwaltung« eröffnet. Anlaß dazu ist, daß vor 175 in Baden und vor 150 Jahren in Württemberg die Verwaltungsprüfung eingeführt und die Verwaltungshochschule Stuttgart, die sich seit 1971 in Ludwigsburg befindet, vor 100 Jahren gegründet worden ist. Am 2. Dezember wird das Jubiläum der Fachhochschule für Verwaltung mit einer Podiumsdiskussion über die »Privatisierung öffentlicher Aufgaben« gefeiert.

Bei der Weinprämiiierung in Stuttgarts Liederhalle nehmen 33 Betriebe aus dem Kreis Ludwigsburg teil und werden auch mit Preismünzen ausgezeichnet. Im Kulturzentrum Ludwigsburg beginnt eine Ausstellung »Menschen im Krieg 1914-1918«. Die zuvor schon in der Ludwigsburger Kreiszeitung veröffentlichten Daten, die Dr. Sting zur Stadtgeschichte gesammelt hat, erscheinen als »Ludwigsburger Geschichtskalender« in Buchform.

In der Gruga-Halle in Essen gelingt der Standardformation des 1. Tanzclubs Ludwigsburg am 6. Dezember die Europameisterschaft. Der 38 Jahre alte Bürgermeister Otto Sinz in Asperg wird für weitere acht Jahre wiedergewählt. Das Arbeitsamt meldet einen Anstieg der Kurzarbeit. Auch die Arbeitslosenquote ist auf 4,3 Prozent gestiegen. Bundessieger im praktischen Leistungswettbewerb der Handwerksjugend für das Küferhandwerk wird Stefan Auler von der Württembergischen Zentralgenossenschaft. Der 20 Jahre alte Möglinger ist schon der zweite Bundessieger, den die WZG stellt. Und der 19 Jahre alte Claus Lillich aus Marbach wird Bundessieger beim Leitungswettbewerb der Glaser und Fensterbauer.

Der Ausschuß für Umwelt und Technik des Kreistages beschließt Planungen für eine Müllumschlagstation in Ditzingen und eine Entladestation in Vaihingen-Horrheim. Müll aus dem Südteil des Kreises soll künftig in Ditzingen auf die Schiene gehen, um die Straßen zu entlasten. Kosten rd. 6,2 Millionen Mark. Der Kreistag entscheidet darüber positiv am 18. Dezember.

Der Favoritepark in Ludwigsburg steht seit 50 Jahren unter Naturschutz. Die Landesanstalt für Umweltschutz, Institut für Ökologie und Naturschutz, hat ein von Reinhard Wolf bearbeitetes Buch über den Park herausgegeben. Im Landeswettbewerb zur Auszeichnung kommunaler Bürgeraktionen werden die Sersheimer Backhausfrauen und der Betreuungsdienst für Senioren und Behinderte der »Tobias-Mayer-Hauptschule« in Marbach durch Ministerpräsident Späth ausge-

zeichnet. Manfred Wald aus Ludwigsburg, 21 Jahre alt, wird Bundessieger im Leistungswettbewerb der Handwerksjugend. Der Kupferschmied war mit einer Bettflasche erfolgreich.

Hemmingens altes Rathaus erstrahlt nach 13 Monaten Renovierung wie vor 145 Jahren. Nun ist es Domizil für DRK, Polizei und Singgemeinschaft. Große Bestürzung Mitte des Monats bei SEL Standard Elektrik Lorenz: ein Viertel des Konzerns wird an eine finnische Firma verkauft. Vom Dach der ehemaligen Uni-franck-Verwaltung in Ludwigsburg scheint der SEL-Stern ein wenig matter zu strahlen. Aber es scheint wohl nur so.

In der Vertreterversammlung des Kreisbauernverbandes am 15. Dezember fordert die Basis den Rücktritt von Bauernpräsident Carl Dobler. 1986/87 war nicht rosig für die Landwirte, deren Einkommen immer geringer wird. Am 16. Dezember wird die Firma Bleyle Ludwigsburg an die MGV Mode Verwaltungs GmbH Sindelfingen verkauft. Das Ende für das 100 Jahre alte Unternehmen? Das Land Baden-Württemberg wird in den kommenden Jahren 45 Millionen Mark für Renovierungen in Ludwigsburgs City aufwenden. Zeughaus und Arsenalkaserne sollen als erste aufpoliert werden.

Dr. Erich Bracher, bisher Präsident der IHK Ludwigsburg, scheidet auf eigenen Wunsch aus diesem Amt aus. Sein Nachfolger wird am 1. Januar 1988 Dr. Walter Seufferle, Geschäftsführer der Bausparkasse GdF Wüstenrot. Am 18. Dezember kommt Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser nach Sachsenheim, um ein neues Vorhaben in Gang zu setzen: im kommenden Jahr können Sachsenheimer Landwirte ihr Einkommen aufbessern, indem sie im Modellprojekt »Kommunales Landschaftspflegeprogramm« mitarbeiten. Am 23. Dezember erschüttern zwei brutale Raubüberfälle in Freiberg und Neuwirtshaus bei Oberstenfeld die Öffentlichkeit. Der im Februar 1982 gegründete Verein für Polenhilfe in Steinheim hat seitdem 600 Tonnen Hilfsgüter nach Tschenstochau transportiert.

Die Weihnachtsaktionen der Lokalzeitungen im Kreis haben schon vor Wochen zu Spendenaktionen für Hilfsbedürftige aufgerufen. Die Gebefreudigkeit ist groß. Zum Weihnachtsfest kann mit dem eingegangenen Geld vielen Menschen und Organisationen wirksam geholfen werden. Und ganz zum Schluß des Jahres gibt es noch Amtliches: eine viertägige Wasserschau. Dabei zeigt sich, daß die Qualität der Glems am schlechtesten ist.

Im Heimatmuseum Schöckingen werden in einer Spielzeugausstellung »Kinderglück und Kinderleid« gezeigt. Reminiszenzen an das Leben im Erzgebirge um die Jahrhundertwende.

Damit klingt das Jahr 1987 aus. Es war gewiß nicht weniger ereignisreich als die vorangegangenen Jahre. Diese kleine Auswahl, die eigentlich kaum mehr als eine Stichwortsammlung sein wollte und konnte, macht es vielleicht deutlich.

Herbert Saar

Buchbesprechungen

Jörg Weikert: Im Kreis herum. Band 2. Menschliches, Allzumenschliches aus unseren Tagen. Ungeheuer & Ulmer, Ludwigsburg, 1987, 115 S.

Jörg Weikert hat als Nachfolgeausgabe seines 1980 erschienenen ersten Bandes 87 weitere menschliche, allzumenschliche Geschichten unserer Tage aus dem Kreisgebiet zusammengestellt. Lothar Späth fand die einleitenden Worte, und Richard Ruckaberle hat die Geschichtensammlung wieder durch zahlreiche gelungene Karikaturen belebt. Die geschilderten Begebenheiten und Ereignisse aus vielen Kreisgemeinden haben weniger den Charakter pointenreicher Anekdoten, sondern sind schlicht und einfach Episoden, die das Leben so spielt, manche mehr, manche weniger kurios. Doch gerade diese kleinen Histörchen offenbaren das Menschliche an unseren Mitmenschen, vor allem an den sonst so ernsthaft und beflissen in Amt und Würden stehenden Personen hier »im Kreis herum«. Nicht zuletzt dank der spitzbübisch-charmanten Erzählweise des Verf. bietet auch der 2. Band seiner Geschichtensammlung eine heitere und unbeschwerte Lektüre.

Ute Bitz

Justinus Kerner, Nur wenn man von Geistern spricht. Briefe und Klecksographien. Herausgegeben von Andrea Berger-Fix. Mit Beiträgen von Eberhard Bauer, Andrea Berger-Fix, Albrecht Bergold, Karl-Ludwig Hofmann, Christmut Praeger, Heinz Schott. Edition Erdmann in K. Thienemanns Verlag. 1986. 240 S., 41 Abb.

Justinus Kerner behauptet seinen festen Platz in der Reihe der bedeutenden Dichter der Schwäbischen Romantik. Als Arzt ging er durch seine Untersuchungen zum Botulismus in die Medizingeschichte ein. Aber Justinus Kerner als Parapsychologe?

Unter der Federführung von Andrea Berger-Fix fanden sich eine Reihe namhafter Autoren zusammen, um dieser Frage nachzugehen und dem »Geisterseher« Justinus Kerner wissenschaftlich auf die Spur zu kommen. Die Ergebnisse dieser Spurensuche waren 1986 in der gleichnamigen Ausstellung des Städtischen Museums Ludwigsburg zu besichtigen.

»Im Spiegel seiner Briefe an die Dichterfreunde« zeichnet Albrecht Bergold im Rahmen einer einführenden Kurzbiographie ein anschauliches Bild des komplizierten Seelen- und Gemütslebens des Justinus Kerner. Häufig läßt er ihn durch seine Briefe selbst zu Wort kommen und gibt dem Leser damit Gelegenheit, sich unmittelbar mit Kerners Charakter, seinem Humor, aber auch seinen depressiven Stimmungen auseinanderzusetzen.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Publikation steht der Briefwechsel Justinus Kerners mit Prinz Adalbert von Bayern, dem potentiellen Nachfolger seines Bruders Otto auf dem griechischen Königsthron. Es handelt sich dabei um die erste vollständige Edition von über einhundert Briefen aus der Zeit von 1850 bis 1862, also bis zu Kerners Tod. Sie werden durch 33 bisher ebenfalls unveröffentlichte Briefe des Sekretärs des Prinzen Adalbert, Joseph Heiland, sinnvoll ergänzt. Der

vom Mystischen und Okkulten faszinierte Prinz Adalbert fand in Kerner nicht nur einen väterlichen Freund, sondern auch eine Mittelsperson zur Geisterwelt. Mit Hilfe einer Wasserschauerin aus Ellhofen sollte ihm Kerner seine politische und private Zukunft vorhersagen. Er entledigt sich dieser Aufgabe mit diplomatischem Geschick. Stets darauf bedacht, seinen Einfluß nicht zu verlieren und die oft bohrenden Fragen des Prinzen befriedigend zu beantworten, verstand er es doch, die Antworten der Seherin zu relativieren oder ganz in Frage zu stellen. Sicherlich genoß Kerner seine Rolle, am Rad der Geschichte ein wenig mitzudrehen.

In zwei Beiträgen setzen sich Heinz Schott aus medizinhistorischer Sicht und Eberhard Bauer als Psychologe mit Kerners spiritistischen Neigungen auseinander. Schott stellt als Fazit heraus, daß der Okkultismus bei Kerner nur aus dem ärztlichen Denken seiner Zeit heraus zu begreifen ist, einer Mischung aus Naturphilosophie und Mesmerismus, und in die gegenwärtigen psychiatrischen oder esoterischen Konzepte nicht paßt.

Bauer gibt einen Überblick über den Stand und die Forschungsmethoden der Parapsychologie heute und untersucht die Bedeutung Kerners für diese erst in den letzten Jahren anerkannte Wissenschaft anhand seiner zahlreichen Veröffentlichungen zu diesem Thema, wie etwa der »Seherin von Prevorst«.

In das »Geisterreich der Tinte« führen die Kunsthistoriker Karl-Ludwig Hofmann und Christmut Praeger, indem sie sich mit Kerners Klecksographien beschäftigten. Sogenannte »Zufallsbilder« sind in der Kunst schon seit der griechischen Antike bekannt. Künstler wie Leonardo da Vinci, Victor Hugo bis zu den Surrealisten haben sich damit befaßt. Für Kerner waren seine »Klecksebilder« keine Spielerei, sondern eine Methode, die für ihn real existierenden Geister und Dämonen hervorzulocken und sichtbar zu machen. Einige Abbildungen belegen dabei auch seine humoristischen Einfälle. Auch der berühmte Rorschachtest soll durch Kerner angeregt worden sein.

Der Band enthält im Anhang eine chronologische Liste der edierten Briefe und der wichtigsten in diesen Briefen erwähnten Personen. Wer dem Menschen Justinus Kerner noch näher kommen möchte oder vielleicht gar seine Liebe zum Übersinnlichen teilt, wird dieses Buch mit Freude lesen. In einer Kerner-Bibliothek sollte es auf keinen Fall fehlen.

Dorothea Bader

Kimmig, Wolfgang: Das Kleinaspergle. Studien zu einem Fürstenhügel der frühen Latènezeit bei Stuttgart. Mit Beiträgen von Elke Böhr u.a. Hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1988. (= Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in B.-W., Bd. 30).

Als im Jahre 1879 der Direktor des »Königlichen Naturalien-Cabinets«, der Geologie-Professor Dr. Oscar Fraas, eine spektakuläre »Stollengrabung« im keltischen frühlatènezeitlichen Fürstengrabhügel Kleinaspergle vornahm – die Zentralkammer war bereits ausgeraubt – hätte er es sicherlich nicht für möglich gehalten, daß ein umfassendes Werk über die wissenschaftliche Bearbeitung und Auswertung der aus der außerordentlich reich ausgestatteten Nebenkammer des Fürstengrabes zu Tage geförderten Funde erst mehr als 100 Jahre später erscheinen würde. Von dem emeritierten Tübinger Prähistoriker Prof. Dr. Wolfgang Kimmig unter Mitarbeit von zahlreichen Wissenschaftlern aus dem In- und Aus-

land, die fächerübergreifende Beiträge lieferten, liegt nunmehr das seit langem mit großem Interesse erwartete Standardwerk über das Kleinaspergle vor.

Unter Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse und der Forschungsgeschichte geht der erste Abschnitt des Buches auf den »Befund« des zum Fürstentum auf dem Hohenasperg in der späten Hallstattzeit gehörenden Grabhügels ein (S. 17–83). Danach werden die einzelnen Funde – es sind dies vor allem die hervorragenden keltischen Goldarbeiten (Trinkhornbeschläge u. a.), die griechischen Schalen, die keltische Schnabelkanne, das Bronzebecken, der etruskische Stamnos (Eimer) sowie die Rippenciste (gehenkelter Bronzeimer) – eingehend beschrieben, mit ähnlichen Funden verglichen und in einen überregionalen Zusammenhang gestellt (S. 87–225).

Das anschließende Kapitel enthält »Allgemeine Beiträge« u. a. über die »Ornamentik der Fundstücke aus dem Kleinaspergle« und »Zur Funktion der Grabausstattung in reichen Gräbern der Späthallstatt- und Frühlatènezeit« (S. 229–265); die »Zusammenfassung« beleuchtet das »Kleinaspergle und seine Stellung im Mitteleuropa des 5. vorchristlichen Jahrhunderts« (S. 269–287). Im Anhang werden u. a. 44 »Dokumente zur Forschungsgeschichte« und die wichtigen »Veröffentlichungen über das Kleinaspergle« (25 Anlagen) wiedergegeben (S. 291–331). Ein ausführliches Literaturverzeichnis (S. 332–346), ein nach Fundstücken gegliederter Index (S. 347) und 42 Fototafeln mit einzelnen Funden bilden den Schluß dieses durchgängig mit wertvollem, teilweise farbigem Bildmaterial ausgestatteten inhaltsreichen Werkes.

Das Kleinaspergle ist nach Kimmig »eine Art schwäbisches Nationalheiligtum«. Nicht zuletzt deshalb wird das knapp 400 Seiten starke Buch eine Lücke schließen und bei Wissenschaftlern wie Freunden der Vor- und Frühgeschichte gleichermaßen willkommen sein.

Wolfgang Läßle

Albert Sting: Ludwigsburger Geschichtskalender. Ludwigsburg (Verlag Ungeheuer und Ulmer), 1987, 135 S. und 18 Abb.

Der Ludwigsburger Geschichtskalender – den Lesern der Ludwigsburger Kreiszeitung längst vertraut – liegt nun auch handlich als Buch vor. Albert Sting, bestens bekannt als profunder Kenner der Ludwigsburger Stadtgeschichte, hat es auf sich genommen, freudige und traurige Begebenheiten zu allen Tagen im Jahreskreis mit Akribie zusammenzutragen. Daten zum Schicksal einzelner Personen, zur Bau- und Militärgeschichte, aber auch zu politischen Ereignissen, soweit für die Stadt von Bedeutung, bilden eine vielfältige Sammlung von Fakten. Die Fülle bedeutsamer Tagesereignisse wird durch Abbildungen und Gedichttexte, die damit in Zusammenhang stehen, reizvoll ergänzt. Neben den bis zum Jahr 1986 reichenden »offiziellen« Angaben bietet das Büchlein am Ende Raum für persönliche Notizen, entsprechend dem vom Autor im Vorwort geäußerten Wunsch, es möge sich für den Leser daraus eine persönliche Chronik entwickeln.

Regina Schneider

Eugen Munz, Hans Besch: Siegelhausen, Vergangenheit – Gegenwart. Band 5 der Reihe »Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte«. Hrsg. vom Schillerverein Marbach am Neckar 1988, 150 S.

Eugen Munz und Hans Besch haben für den nur 34 Einwohner zählenden

Weiler Siegelhausen – eine rein bäuerliche Siedlung, die seit 1828 zur Stadt Marbach gehört – ein kleines, sehr ansprechend aufgemachtes Heimatbuch vorgelegt. Das reich bebilderte Bändchen gliedert sich in zahlreiche knappgefaßte Kapitel und macht den Leser zunächst anhand von Fotos und Plänen mit Lage, Markung, Orts- und Flurnamen des Weilers vertraut. Einen historischen Abriss vermitteln interessante Abschnitte über die Frühgeschichte, die abgegangene Martinskirche, Lehenszugehörigkeiten, Beschreibungen der alten Höfe und Waldgebiete aus verschiedenen Lagerbüchern sowie den Anschluß Siegelhausens an Marbach und die Ablösung der Grundlasten im 19. Jh. Die Verf. halten sich in ihren Ausführungen an die archivalischen Quellen, zeigen zahlreiche wichtige Dokumente in Abbildung und erläutern die Quellen und historischen Sachverhalte unkompliziert und gut verständlich. Schließlich werden herausragende Siegelhäuser Amtspersonen des 19. und 20. Jhs. vorgestellt und Bereiche wie das Post- und Botenwesen oder die Feuerwehr in Wort und Bild bis in die Gegenwart veranschaulicht. Besonders hervorzuheben ist die informative Dokumentation der heutigen landwirtschaftlichen Erzeugung und Vermarktung in Siegelhausen, wodurch der rasche Strukturwandel in der Landwirtschaft sehr bewußt gemacht wird.

Mit diesem Heimatbuch, das sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart dokumentiert, ist der Stadt Marbach ein besonderes Dankeschön an den Weiler Siegelhausen für seine Verbundenheit gelungen.

Ute Bitz

Gemeinde Remseck a. N. – Impressionen. Das alte Rathaus in Neckargröningen und seine Geschichte, 1987, 12 S.; Die Ölmühle in Neckargröningen, 1988, 12 S.

Heinz Pfizenmayer, der rührige Archivar von Remseck, dokumentiert mit diesen beiden schmalen Heften knapp und anschaulich zwei wichtige dörfliche Gebäude mit Bildern und Wiedergaben aus alten Protokollen, Plänen und Rechnungen des Gemeindearchivs. Ein gelungener Versuch, Alltagsgeschichte anschaulich zu machen.

Wolfgang Schmierer

Friedrich Kühbauch, Fritz Oechslen und Hans Peter Jäger: Aus der Geschichte Altensteigs und seiner Stadtteile. Mit einem Beitrag von Ulrich Rommel. Stuttgart 1987, 320 S., 240 Abb.

Gerhard Fritz, Hans Peter Müller, Rolf Schweizer und Andreas Ziegler: 1200 Jahre Oberrot. Aus der Geschichte der Rottalgemeinden Hausen und Oberrot. Mit Beiträgen von Günter Mayr und Wilhelm Hommel. Stuttgart 1987, 216 S., 197 Abb.

Beide Publikationen, bei der Wegra-Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienen, zeichnen sich aus durch gefällige äußere Gestaltung, detaillierte Ausarbeitung der einzelnen Kapitel sowie exakte Angabe der von den Autoren benutzten Quellen im Anmerkungsenteil. Dabei wird deutlich, in welchem Umfang aus den Beständen staatlicher und kommunaler Archive der ortsgeschichtlichen Forschung Material zur Verfügung gestellt werden kann, das über den rein lokalen Bezug hinaus in der Charakterisierung einzelner Zeitepochen auch ortsfremde Leser zu interessieren vermag.

Wolfgang Schneider

Franz Bretzendorfer, Kurt Glatzel, Horst Heubach, Theo Müller, Joachim Weber und Reinhard Wolf (Bearb.): Naturschutzgebiet Favoritepark Ludwigsburg. Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 14. Hrsg. von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz, Karlsruhe 1987, 160 S., mit zahlreichen Abb.

Angesichts der Tatsache, daß es sich beim Landkreis Ludwigsburg um den waldärmsten des Landes Baden-Württemberg handelt, kann die Bedeutung des Favoriteparks für die Stadt Ludwigsburg und ihre Bevölkerung, aber auch darüber hinaus, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gerade 50 Jahre nach der Ausweisung als Naturschutzgebiet wurde im Rahmen der »Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs« auch dem Favoritepark ein Band gewidmet. Einem Team von sechs Autoren ist es in hervorragender Weise gelungen, eine Fülle von Informationen über Ludwigsburgs »grüne Lunge« in konzentrierter und dennoch übersichtlich gegliederter Form darzubieten. Neben Angaben zur aktuellen ökologischen Situation findet der Leser Ausführungen zur bewegten geschichtlichen Entwicklung jenes einst weit ausgedehnten Waldgebietes, von dem heute nurmehr als kleiner Rest der Park geblieben ist. Wie eine Oase gegen den Sandsturm kämpft er heute gegen die Umklammerung durch fortschreitende Umbauung, die zu einem ständigen Artenschwund, zu irreparablen Schäden im vielfältigen Pflanzen- und Tierbestand führt.

Die Geschichte der Erbauung und Restaurierung des Schloßchens Favorite – seit 1982 erstrahlt es wieder in neu erwecktem Glanz – kommt im vorliegenden Band ebenfalls nicht zu kurz.

Vielen Ludwigsburgern ist der häufige, vielleicht sogar tägliche Gang durch den Favoritepark eine liebe Gewohnheit; auch sie werden in diesem Parkführer eine Menge ihnen bislang noch unbekannter Details finden. Die Lektüre kann daher allen Freunden des Parks sehr empfohlen werden. *Regina Schneider*

Friedrich Theodor Vischer zum 100. Todestag. Katalog zur Ausstellung des Städtischen Museums Ludwigsburg 14. September 1987 bis 28. Februar 1988. Redaktion: Andrea Berger-Fix. Ludwigsburg 1987, 196 S., zahlr. Abb.

Der hundertste Todestag Friedrich Theodor Vischers am 14. September 1987 bewog seine Vaterstadt Ludwigsburg dazu, erstmals seit 1928 das Wohn- und Arbeitszimmer des Gelehrten wieder auszustellen. Das Mobiliar des Zimmers in der Stuttgarter Keplerstraße 34, das Vischer von 1868 bis zu seinem Tod bewohnte, übergab 1912 der Sohn Robert Vischer dem Historischen Verein Ludwigsburg; mit dessen Sammlungen ging es 1941 an die Stadt über. – Der Begleitband zu der von Andrea Berger-Fix konzipierten Ausstellung besticht zuerst einmal durch seine äußere Gestaltung: Dem in drei Spalten gegliederten Text sind zahlreiche Zeichnungen, Fotografien und Zitate aus Vischers Werken zugeordnet, wechselnde Schrifttypen, Collagen und leere Flächen lockern die Textblöcke auf; hier war der spitze Stift des Kalkulators endlich einmal nicht letzte Instanz!

1959 legte Frédéric Schlawe die Biographie Vischers vor. Er eröffnet mit einem Überblick über Vischers Leben den Aufsatzteil des Bandes, und man spürt aus jedem Abschnitt, wie Vischers Persönlichkeit und Werk Schlawe auch heute noch faszinieren. Aus Schlawes Feder stammt auch der Beitrag über den Literaturhisto-

riker Vischer. Als Gegenstück dazu schildert Werner Busch, ausgehend von der Tübinger Antrittsvorlesung des Jahres 1844, den Kunsthistoriker Vischer und die Bedeutung, die ihm für die Kunstgeschichte heute zukommt. Ein Kabinettstück bildet Dirk Mendes Beitrag über die Feiern zu Vischers 80. Geburtstag (Vischer, drei Monate vor seinem Tod: »Die Götter können so etwas nicht leiden. Nachher strafen sie für die Übertreibung«). Vischer und die Karikatur: Karl-Ludwig Hofmann zeigt, daß der Gelehrte bei aller zeichnerischen Begabung in erster Linie doch Anreger und Kritiker blieb. Dietmar Jaegle, Uwe J. Reinhardt und Kristin Rheinwald schildern die Jahre Vischers und seiner »Geniepromotion« von 1830 im Blaubeurener Seminar und im Tübinger Stift; am Schluß dieses Beitrags stehen sechs Kurzviten von Vischer-Freunden.

Mit drei Beiträgen zum Vischer-Zimmer, zum Roman »Auch Einer«, der die Leitschnur für die Ausstellung und den Begleitband bildete, und zu einer Vischer-schen Entdeckung, der Tücke des Objekts, leitet Andrea Berger-Fix zum sogenannten Katalogteil über. »Sogenannt« deshalb, weil die Abbildungen der Exponate lediglich Anstöße dazu gaben, Vischer und sein Werk aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten: Vischer als Politiker und Militarist, Vischer als Reisender, als Modekritiker, als Tierschützer und, nicht zuletzt, als Mann. »Katalog« im üblichen Sinne ist lediglich das von Birgit Kotzur erstellte knappe Inventar des Vischer-Nachlasses im Städtischen Museum Ludwigsburg. Am Schluß dieses gelungenen Bandes sieht sich der Leser unversehens nicht mehr Vischer gegenüber, sondern seiner eigenen Geschichte: Christmut Praeger schildert die Geschichte des Denkmals auf dem Ludwigsburger Holzmarkt, schildert, wie es dazu kam, daß 1954 Kerner, Mörike, Strauß und Vischer ein Denkmal an diesem Platz erhielten – und nicht die Verfolgten des Naziregimes. *Norbert Hofmann*

Georg Wennrich: Erdmannhausen. Ein Bilderbuch für Alte und Junge, Alteingesessene und Neubürger: Geiger-Verlag Horb a.N. 1986, 96 S., 141 Schwarz-Weiß-Fotos

Bereits vor 5 Jahren hat Georg Wennrich das erste Bild aus der Reihe: »Erdmannhausen in alten Ansichten«, im Amtsblatt der Gemeinde veröffentlicht. Innerhalb der nüchternen Vereins- und Gemeindenachrichten waren die seitdem in loser Folge erschienenen Bildreproduktionen eine willkommene Abwechslung. Das große Interesse der Bevölkerung an dieser Seite war jetzt Anlaß, sämtliche Ansichten, Fotos und Postkarten – sie reichen bis in die Zeit um die Jahrhundertwende zurück – in einem eigenständigen Bildband von bleibendem dokumentarischen und heimatgeschichtlichen Wert zusammenzufassen.

Ein Vergleich der Luftaufnahmen aus den Jahren 1932 und 1982 belegt die rasante Entwicklung der Gemeinde vom reinen Bauerndorf zur heutigen Wohn-gemeinde mit über 4000 Einwohnern. Viele alte Gebäude, Dorfwege und Häuserzeilen – einige wurden durch den einheimischen Maler Albert Glock auf Gemälden festgehalten – sind verschwunden oder im heutigen Dorfbild nur mit Mühe zu lokalisieren. Das ehemalige Freibad, an das nur noch die Badstraße erinnert, ist ebenso im Bild verewigt wie das staatliche Steinwerk, das als Lieferant von Bahnschotter und Vorlagesteinen für die Königlich Württembergische Staatseisenbahn von Bedeutung war. Kulturgeschichtliches Interesse dürfen sicherlich auch die älteren Fotos aus dem bäuerlichen Lebensbereich beanspruchen. Auf den

zahlreichen Fotografien aus dem Vereinsleben mag mancher Einwohner seine Großmutter als »Ehrenjungfrau« oder den Großvater als Mitglied des Radfahrvereins »Solidarität« wiedererkennen.

Das vorliegende Bilderbuch (der Text beschränkt sich auf die notwendigsten Erläuterungen) ergänzt die im Jahre 1975 herausgegebene, von Willi Müller verfaßte Ortschronik auf ideale Weise. Es lädt zum Schmökern ein, zum Erinnern und Neuentdecken für Alteingesessene und neu Hinzugezogene. *Dorothea Bader*

Stadt Markgröningen. Landkreis Ludwigsburg. Bearbeitet von Peter Findeisen. (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.7. Hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg im Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg). Stuttgart 1987, 30 S., zahlreiche Abb., 4 Karten.

Das Großprojekt »Ortskernatlas Baden-Württemberg« – erwachsen aus der vorbildlichen Zusammenarbeit des Landesdenkmalamts, das für Konzeption, Texte und Abbildungen verantwortlich zeichnet, und des Landesvermessungsamts, welches Kartographie, Satz und Druck betreut – hat seit Erscheinen des ersten Atlasheftes über Ludwigsburg im Jahre 1981 nun schon mehrfach Früchte getragen. Nunmehr liegt also auch ein Heft über die ehemalige Reichsstadt Markgröningen vor, die ja in ihren Sanierungsvorhaben seit Beginn der 60er, dann vor allem seit Mitte der 70er Jahre eine Vorreiterrolle gehabt hat, wie Bürgermeister Heinrich Vogel in seinem Geleitwort ausführt.

Nach Erläuterung der geographischen Lage und Verkehrseinbindung der Stadt wird die städtebauliche Entwicklung von der Niederlassung in der Landnahmezeit über die spätstaufige Stadtgründung (nach 1241, aber vor 1257), die kurze reichsstädtische Phase (bis 1336), vor der bereits die für die nächsten Jahrhunderte gültige Ausdehnung, Grundrißgestalt und baulichen Schwerpunkte geschaffen worden waren, bis zur württembergischen Amtsstadt, deren weitere Entwicklung im Schatten der Neugründung Ludwigsburg nach 1718 nicht unwesentlich verkümmerte, anschaulich und allgemeinverständlich nachgezeichnet. Sodann werden heutige Stadtanlage und Stadtgestalt, die sich besonders in der erkennbaren baulichen Verdichtung des Altstadttraumes und dem nahezu unverändert erhalten gebliebenen Grundriß der mittelalterlichen Stadt kundtut, prägnant umrissen. Den allgemeinen Teil beschließen eine Vorstellung der vier großen baulichen Schwerpunkte (Stadtkirche, ehemaliges Schloß, Spital und Rathaus) sowie eine Charakterisierung der altstädtischen Hauslandschaft, für die die Giebelstellung und das stockwerkweise Auskragen der Giebelfronten bei den spätmittelalterlichen Fachwerkbauten besonders bezeichnend sind.

Diesem allgemein einführenden Teil des Atlasheftes folgt schließlich die detailierte, mit zahlreichen ausgewählten Photos ausgestattete Bestandsaufnahme der historischen Bausubstanz, wobei im Sinne der heute üblichen Ensemble-Denkmalpflege die zusammenhängende historische Bebauung alphabetisch nach Straßen und Plätzen und gemäß der vom Landesdenkmalamt erarbeiteten Denkmaliste (Stand 1986) vorgestellt und beschrieben werden.

Diese aufschlußreichen Detailanalysen im Zusammenhang mit dem sehr informativen Bildmaterial machen es auch dem interessierten Laien möglich, die Altstadt Markgrönings im wahrsten Sinne des Wortes aus jedem Blickwinkel zu erleben und dieses Erlebnis vielleicht durch eigene Begehung des Ortskerns nach-

zuvollziehen und zu vertiefen, was allgemein dem Ortskernatlas Baden-Württemberg neben der eigentlichen Zweckbestimmung, das sachgemäße Umgehen mit historischen Baustrukturen zu fördern, einen zusätzlichen Reiz verleiht.

Nur zwei Dinge seien abschließend vermerkt. Fachliteratur, auf die im Text unmittelbar eingegangen wird, sollte, wenn sie dort nicht exakt zitiert werden kann, im Literaturverzeichnis ausnahmslos genannt werden. Zu fragen bleibt auch, ob die in allen bisher erschienenen Atlasheften nahezu stereotyp gleichlautenden Vorworte der Herausgeber nicht zugunsten einer grundsätzlichen, redaktionellen Vorbemerkung entfallen können.

Norbert Stein

Heinrich Kling: Zeit mit Wunden. Bilder aus dem Dritten Reich. Eine Ludwigsburger Jugend. Erdmannhausen (Ludwig Stark) 1988, 136 S., ca. 80 sw. Abb.

»Für meine Kinder und Enkel« sind diese Erinnerungen geschrieben und der pädagogische Ansatz wird auch im Vorwort unterstrichen: »Wenn man jungen Menschen ehrlich von der Geschichte des Nationalsozialismus erzählt, können sie verstehen, wie schnell Menschen in eine Sache hineinschlittern, die sie gar nicht wollen. Wenn ich höre, daß junge Leute schon wieder Witze über Randgruppen machen, wenn Türken mit Juden verglichen werden, denen das Vergasen noch bevorstehe, dann bekomme ich Angst« (S. 6). Und: »Das soll der Sinn dieser Aufzeichnungen sein: junge Menschen etwas sensibler zu machen auf das, was um sie herum geschieht. Daß sie merken, schon kleine Ansätze genügen, um einem falschen Weg nachzulaufen. Sie sollten genau hinhören, was für Parolen Politiker von sich geben, und auf jeden schrillen Mißton sofort reagieren. Aber vielleicht tragen... (sie) auch dazu bei, daß junge Menschen Verständnis aufbringen für uns, die wir unsere Jugend im Dritten Reich erlebt haben« (S. 7).

1925 geboren und in Ludwigsburg aufgewachsen, gehört Kling der Generation an, die – 1932 eingeschult – voll in die Naziherrschaft hineingewachsen ist: schon mit 9 Jahren wird er ein begeisterter »Pimpf«, d. h. Mitglied des »Deutschen Jungvolks«, der Nachwuchsorganisation der »Hitlerjugend«. Der Mörike-Oberschüler erlebt – und beschreibt im Nachhinein mit vielen farbigen Details – den Ludwigsburger Alltag im Dritten Reich. Wider Erwarten finden er und sein älterer, später gefallener Bruder 1937 zur – offiziell ausschließlich auf Bibelarbeit beschränkten – Evangelischen Jugend und entwickeln eine starke Bindung an die »Bekennende Kirche«; die Brüder, »Reichssieger« 1938 und 1939 im Schülerwettbewerb »Hilf mit« (u. a. mit einem Modell von Markgröningen), bauen 1939/40 unbehindert in einem privaten Garten am Stuttgarter Tor ein »Häusle« als Jung-scharheim, das rasch Mittelpunkt der evangelisch-kirchlichen Jugend wird und – schier unglaublich – dem zu Recht gefürchteten HJ-Streifendienst verborgen bleibt. Er selbst geht zur HJ-Spielschar, der auch zahlreiche Freunde aus der Evangelischen Jugend angehören, bis die Ludwigsburger Spielschar 1941 wegen eines – wieder fast unglaublichen – Streiks vor versammelter Naziprominenz aufgelöst wurde. Der 1943 »unehrenhaft« aus der HJ Ausgeschlossene muß – neben der Schule – Dienst als Krankenträger beim Standortlazarett machen und erkämpft sich – wer versteht das heute noch? – noch nicht achtzehnjährig und trotz Herzfehler die freiwillige Einberufung zur Wehrmacht. Die Ausbildung erfolgt bei einer Ulmer Sanitätseinheit, in der »geschliffen« wird, wie in Kirsts bekanntem »08/15«; bald findet er sich an der Ostfront im nördlichen Rußland bei

den verlustreichen Rückzugsgefechten, kommt schwer verwundet zurück in die Heimat und zu neuem Einsatz an der Westfront in Frankreich bis zur zweiten schweren Verwundung. Der Genesende muß zu seinem letzten Gefecht: der Verteidigung des Großraums Stuttgart. Es gelingt ihm, auch dies noch zu überleben und – nach einer letzten Irrfahrt von Böblingen bis Hülben zwischen und hinter den Fronten – ohne Gefangennahme nach Ludwigsburg zurückzukehren. Die Jugend im Dritten Reich ist beendet: »normal« und doch mit sehr individuellen Zügen (der aktiven Tätigkeit in der Evangelischen Jugend, dem so erfolgreichen Engagement im Schülerwettbewerb). Der heutige Architekt und Vorsitzende des SPD-Ortsvereins Freudental hat Erinnerungen geschrieben (die Bilder aus dem Familienalbum sind ergänzende Zutaten), die entsprechend seiner Absicht tatsächlich nüchtern und ohne Beschönigung informieren. Die »Kinder und Enkel« – nicht nur die des Verfassers – sollten das Buch lesen. *Wolfgang Schmierer*

Durch die Stadtbrille. Geschichte und Geschichten um Markgröningen. Gesammelt von Hilde Fendrich. Hg. von der Volksbank Markgröningen-Schwieberdingen und Umgebung eG. Band 3/1987 (143 S.).

Der von Hilde und Peter Fendrich redigierte Band bringt gleich den beiden vorausgegangen eine Fülle interessanter Beiträge zur Geschichte Markgrönings. Im ersten Aufsatz »Markgröningen und die Isenflamms« ist ein von Hildebrecht Hommel gehaltener Vortrag wiedergegeben, in dessen Mittelpunkt der 1648 in Basel geborene, 1725 in Markgröningen gestorbene Hans Bernhard Isenflam steht; er war 1681–1706 Klosterhofmeister auf dem Erlachhof und ist als erster Vogt von Ludwigsburg (»praefectus Ludovicoburgi«) in die Ludwigsburger Stadtgeschichte eingegangen. Unter seinen Nachkommen findet sich eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten.

Die beiden nachfolgenden Aufsätze stammen von Monika Balzert. Der erste behandelt Markgröninger »Grabinschriften vor 1650« und aktualisiert zum Teil die in dem 1986 erschienenen Band »Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg« enthaltenen einschlägigen Angaben. Der zweite ist den Jünglingsjahren und der Wanderschaft Carl Friederich Unfrids (1758–1834), eines Musensohns aus Markgröningen gewidmet, der Jugendfreund des Bildhauers Dannecker war und sich während seiner Lehrzeit zum Apotheker auch in Paris aufgehalten hat. Hilde Fendrichs »Nachlese zu einer Ausstellung in der Zehntscheuer«, geht auf die Markgröninger »Flurgeschichte – Urgeschichte (I. Teil)« ein und spannt seinen Bogen von Bodenfunden über vorgeschichtliche Wege bis hin zu Trockenmauern. Die folgenden zwei Beiträge befassen sich mit den Auswirkungen des Landschaftswandels auf die Natur (Helmut Ballmann) und dem »Lebensraum Streuobstwiese« (Brigitte Beier). Danach behandelt Wilhelm Bertz einen »Urfehdebrief aus dem Jahr 1498«, dem eine von mehreren jungen Männern aus Gröningen begangene »Eselei« zugrundeliegt. Der nächste Beitrag von Peter Fendrich setzt sich mit der Stadt und ihren Bürgern im ausgehenden Mittelalter auseinander. Anhand von Steuerlisten u. a. werden Bevölkerungs- und Vermögensstruktur der »Amtsstadt Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte« untersucht. Den mit zahlreichen Fotos, Zeichnungen, Tabellen, Faksimiles u. ä. ausgestatteten Band schließt die von Ulrich Bez zusammengestellte »Chronik der Stadt Markgröningen«, Juli 1986/Juni 1987 ab. *Wolfgang Läßle*

Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz. Beiträge zur Geschichte, Kultur- und Landschaftskunde. **Band 5.** Hg. i. A. der Stadtverwaltung Vaihingen an der Enz von Ernst Eberhard Schmidt 1987, 176 S., 88 Abb.

Der neue Band bietet – im Gegensatz zum vierten von 1985, der Vaihingen in der Zeit der Naziherrschaft gewidmet war (vgl. Besprechung in LGBL 38/1985) – ein so breites Spektrum von Aufsätzen zu unterschiedlichen Themen, daß hier nur ein kurzer Überblick gegeben werden kann.

Willi A. Boelcke, der Hohenheimer Wirtschaftshistoriker, steuert einen 1984 als Vortrag gehaltenen Aufsatz »Über die ländlichen Lebensverhältnisse um die württembergische Amtsstadt Vaihingen« bei, Anneliese Seeliger-Zeiss, Bearbeiterin des wunderschönen Bandes »Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg« (Besprechung in LGBL 40/1987) behandelt »Die historischen Inschriften der Stadt Vaihingen« – den größten Ortsbestand im Landkreis – und Manfred Scheck berichtet nicht nur über »Heinrich Schickhardt und den Wiederaufbau Vaihingens nach den Bränden von 1617 und 1618«, sondern ediert auch – erstmals ins Deutsche übersetzt – die Berichte des Pfarrers und Zeitzeugen Johann Valentin Andrae über diese verheerenden Stadtbrände. Auch der Beitrag »Johann Valentin Strebel, Theologe – Pädagoge – Musiker«, der – er lebte 1801–1883 – von 1858 an bis zu seinem Tod als Pfarrer von Roßwag weit über diese bescheidene Stellung hinaus wirkte, stammt von Manfred Scheck. »Bildmotive auf Ofenkacheln aus dem Augustinerinnenkloster am Baiselberg« stellt Fritz Wullen – reich bebildert – vor und Manfred Heller berichtet über »Beobachtungen und Entdeckungen im Naturschutzgebiet Enzaue bei Roßwag«. Neben einer Reihe von »Notizen« – insbesondere zu Neuerwerbungen des Städt. Museums, Aktivitäten zum Andrae-Jahr 1986, Veröffentlichungen zu Vaihingen – stellt Stadtarchivar Lothar Behr »Das Stadtarchiv in neuen Räumen« vor und Manfred Scheck ergänzt seine Geschichte der Arbeiterbewegung in Vaihingen (Bespr. in LGBL 40/1987) um »Neue Quellen« zu diesem Thema. Ein rundum gelungener, interessanter und informativer Band.

Wolfgang Schmierer

»Für mich ist der Krieg aus«. Fahnenflucht, Verurteilung und Exekution des Erwin Kreetz in Kleinbottwar im April 1945. Schriften der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung e. V. Marbach am Neckar. 1987, 58 S.

Der Mann, um den es geht, war 1945 gerade 25 Jahre alt und Vater von vier Kindern, die mit ihrer Mutter im zerbombten Berlin lebten, bis diese Anfang April bei einem Bombenangriff getötet wurde. Am 14. April 1945 desertierte er bei Flein aus der Feldstrafgefangenenabteilung, der er seit 1944 angehörte und wurde bereits wenige hundert Meter hinter der Hauptkampflinie verhaftet. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn in Kleinbottwar zum Tode; am 17. April wird Kreetz im dortigen Steinbruch erschossen. Die Autoren haben dieses Einzelschicksal aus den letzten Tagen der Naziherrschaft exemplarisch anhand von Unterlagen zahlreicher Archive und Interviews rekonstruiert. In einem Schlußwort »Über die Realität der Wahrheit« geben sie über den Gang ihrer Nachforschungen Auskunft.

Wolfgang Schmierer

Mitarbeiter dieses Bandes

Bader, Dorothea, Archivamtfrau, Erdmannhausen
Bitz, Ute, Archivinspektorin, Ludwigsburg
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Dr. Hofmann, Norbert, Oberarchivat, Schwieberdingen
† Käser, Hermann, Bürgermeister, Asperg
Dr. Kulf, Eberhard, Studienrat, Erdmannhausen
Läpple, Wolfgang, Städt. Archivamtsrat, Asperg
Leibinger, Berthold, Präsident der IHK Mittlerer Neckar, Ditzingen
Müller, Paul, Glasermeister, Asperg
Otto, Markus, Apotheker i. R., Bietigheim-Bissingen
Saar, Herbert, Pressereferent i. R., Ludwigsburg
Dr. Scheck, Manfred, Oberstudienrat, Vaihingen/Enz
Dr. Schmierer, Wolfgang, Archividirektor, Tamm
Schneider, Regina, Archivamtfrau, Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Archivat, Ludwigsburg
Wolf, Reinhard, Hauptkonservator, Marbach a. N.
Zimmerstädt, Karl-Heinz, Verkaufsleiter, Steinheim a. d. Murr

Bildnachweis

- | | |
|------------|---|
| Titelbild | Stadtarchiv Ludwigsburg |
| S. 7- 44 | Staatsarchiv Ludwigsburg (F 181 III, Bü. 682) 13
Strähle KG, 7060 Schorndorf (Luftbild 12710) 24
Stadtplanungsamt Ludwigsburg 39
übrige Stadtarchiv Ludwigsburg |
| S. 45- 68 | Stadtarchiv Stuttgart 57 rechts
Universität Tübingen 65
übrige Landesbibliothek Stuttgart |
| S. 69-142 | Alle Abbildungen (außer Abb. 27-29) und Reproduktionen vom Verf.; Abb. 6-9, 12-15, 18-24 sind (teilweise retuschierte und optisch verbesserte) Reproduktionen aus dem Aktenbund A 256 des Stadtarchivs Marbach (mit freundlicher Genehmigung des Bürgermeisteramtes Marbach am Neckar); Abb. 28: Fa. Häussermann und Wolf, Weinstadt. |
| S. 143-174 | Lutheran Archives Center, Philadelphia/USA 149, 154
Stadtarchiv Vaihingen/Enz 145 unten, 147, 168
Hauptstaatsarchiv Stuttgart 145 oben
USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen, Stuttgart 1976 (Abb. 5) 152
Landesbibliothek Stuttgart 165
übrige Verf. |

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900—1988

Heft	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	„	„
3	1903	106	„	„
4	1905	186	„	„
5	1909	115	„	„
6	1911	88	„	„
7	1913	57	„	„
8	1916	48	„	„
9	1923	119	„	„
10	1926	107	„	„
11	1930	133	„	„
12	1939	46	„	„
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	„	„
15	1963	162	Heinrich Gaese	„
16	1964	203	„	„
17	1965	207	„	„
18	1966	192	„	„
19	1967	164	„	„
20	1968	196	„	„
21	1969	92	Dr. Willi Müller	„
22	1970	116	„	„
23	1971	195	„	„
24	1972	272	„	„
25	1973	141	„	„
26	1974	141	„	„
27	1975	199	„	„
28	1976	161	„	„
29	1977	179	„	„
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	„
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	„
32	1980	188	„	„
33	1981	256	„	„
34	1982	176	„	„
35	1983	180	„	„
36	1984	242	„	„
37	1985	245	„	„
38	1985	196	„	„
39	1986	224	„	„
40	1987	252	„	„
41	1988	200	„	„
42	1988	224	„	„

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, 7140 Ludwigsburg, Arsenalplatz

224

dd (M)
h=C
E 252

